This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

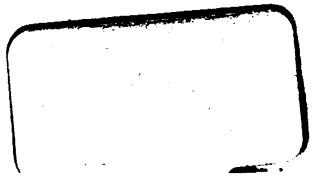
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

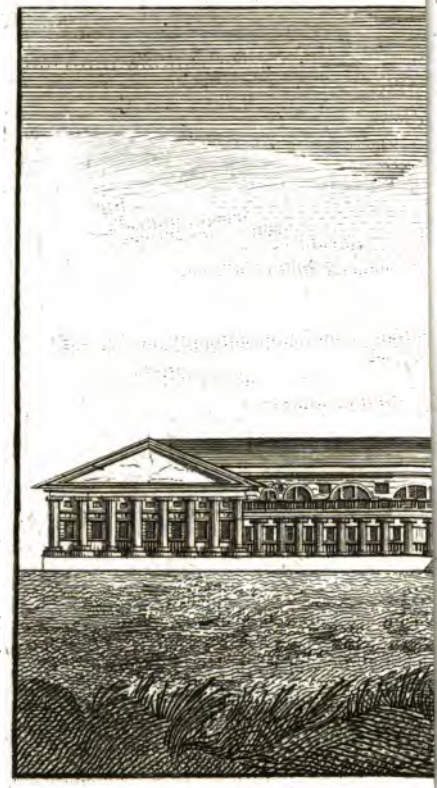
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08246994 5



BTH

THE
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



Konſtantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitſchrift

herausgegeben

von

H. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erſter Jahrgang

Dritter Band.

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

1805.

Konſtantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitſchrift

herausgegeben

von

Hr. v. Reimers und Fr. Murhard.

Erſter Jahrgang 1805.

Neuntes Heft.

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
650835 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1933 L

Inhalt.

I. Das alte Konstantinopel. . . Seite 1

II. Beschreibung der auf dem Glacis der Admiralität zu St. Petersburg und auf der Esplanade derselben neu angelegten Alleen, nebst andern Merkwürdigkeiten hieselbst in der ersten Hälfte des Jahres 1805. . . . . S. 19

III. Ueber die Theater von St. Petersburg. S. 33

IV. Statistische Uebersicht von St. Petersburg in den letztverflossenen fünf Jahren. . . S. 40

V. Neue Einrichtungen in Ansehung der Verwaltung des rußischen Reichs unter Alexander I. . S. 45

VI. Die Türken unter einem Gesichtspunkt mit den bedeutendsten Kriegernazionen der Vorwelt. S. 51

VII. Die Reise nach Adrianopel. . . S. 60

VIII. Parallelen in Erinnerungen aus dem Orient. S. 73

IX. Glänzende Feste der türkischen Großen zu Ehren europäischer Gesandten. . . . . S. 81

X. Türkiſche Miſzellen und Anekdoten. . S. 104

Extrablatt. No. 4. . . . . S. 113

Die dieſem Hefte vorſtehende Abbildung der Façade des prachtvollen Gebäudes der Wechſelbank in St. Petersburg wird hoffentlich unſern Leſern willkommen ſeyn.

Konſtantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Erſter Jahrgang 1805.

9. Heft.

St. Petersburg und Penig,

bey F. Dienemann und Comp.

Von dieſem Journal erſcheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, koſtet 6 Thaler 12 Gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zu Ergänzung verloren gegangener abgelaſſen und koſten 18 Gr. Man erhält dieſes Journal gegen Vorausbezahlung auf allen Poſtämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachſen.

Folgende, bei dem Verlegern dieſes Journals erſchienene Artikel, können wir den Leſern deſſelben als höchſt intereſſant empfehlen:

H. von Reimers Reiſe der außerordentlichen ruſſiſch-Kaiſerl. Geſandſchaft an die Othomanniſche Pforte. 3 Bände in Quart mit 6 Kupfern in groß Royalfolio, einem Portrait und einer Charte. St. Petersburg auf kaiſerliche Koſten. 16 Thlr.

Deſſelben St. Petersburg am Ende ſeines erſten Jahrhunderts. Mit Rückblicken auf Entſtehung und Wachsthum dieſer Reſidenz unter den verſchiedenen Regierungen während dieſes Zeitraums. 1ter Band groß Oktav mit Kupfern und Planen. Druckpapier 3 Thlr. 18 Gr. Schweiz. Pap. 5 Thlr. Der 2te Band dieſes wichtigen Werks erſcheint in einigen Monaten.

Gemälde von Konſtantinopel von Fr. Murhard. 2 Bände mit 1 Kupfer in Royal-Folio und 2 in Quart. 2te Auflage 4 Thlr.

I.

Das alte Konstantinopel.

Konstantinopel behauptet in Hinsicht auf seine herrliche Lage an der Scheidemark Europa's und Asien's, in Hinsicht auf sein Alter, seine Katastrophen, seine gigantische Größe und seinen Einfluß auf das Schicksal zahlloser Nazionen einen entschiedenen Vorrang unter der Mehrheit der angesehenern Städte der Welt. Sollte es sich daher nicht der Mühe verlohnen, einen Rückblick in die Vergangenheit zu thun und eine Schilderei aufzustellen, welche die Physiognomie dieser merkwürdigen Stadt ausspräche, wie sie nach der Periode war, da Konstantin aus Antipathie gegen die Tiberstadt, aus Eitelkeit oder aus einem sonstigen Motiv dem stolzen Rom den Rücken zukehrte und in dem alten Byzanz seine Residenz aufschlug? — Nicht leicht wird jemand diese Frage verneinen. Eine solche Darstellung sey demnach der Vorwurf dieses Abschnitts.

Das alte Konſtantinopel wurd von drei Seiten vom Meere beſpült. Gegen Norden umgab es das ſogenannte Horn, ein Meerbuſen, welchen der Bosporus in Europa bildet, gegen Oſten der Kanal des ſchwarzen Meeres, gegen Süden die Propontis (Mare di Marmora), gegen Weſten Thrazien. Es hatte die Form eines Triangels. Die Baſis deſſelben lag gegen Abend, die Spitze deſſelben wendete ſich gegen Morgen, da wo die Halbinſel beginnt. Die Seiten deſſelben waren ungleich. Die Abendſeite hatte anfänglich eine mondförmige Krümmung, weiterhin bog ſie ſich von Norden nach Süden, die Mittagsſeite hatte eine Biegung, die ſo tief war, daß, wenn man von einem Winkel zum andern eine gerade Linie zog, in der Mitte ein Meerbuſen entſtand, der über zwei Stadien breit war; die nördliche Seite umſchlang, wenn man von einem Winkel zum andern eine Linie zog, den ganzen Meerbuſen, das Horn genannt, und einen Theil der Stadt Galata. Dieſe Seite krümmte ſich dergeſtalt, daß die beiden äußern Hörner derſelben einen Bogen bildeten, welcher in der Mitte noch zwei andere Bogen in ſich faßte. Dem zufolge hatte Konſtantinopel eher die Geſtalt eines dreifachen Horns als eines Dreiecks.

Der Umfang der Stadt betrug keine drei und eine viertel teutſche Meile, wiewohl Laonikus Chalkondylus in ſeiner Geſchichte der Osmanen

behauptet, daß Konſtantinopel 111 Stadien im Umkreis habe. Was die Länge betrifft, ſo betrug dieſelbe über den Rücken des Vorgebirgs hinlaufend, welches ſechs Hügel bildet, nicht über dreißig Stadien. Hätte ihre hügelige Lage in eine Reihe ausgedehnt werden können, ſo würde ſie natürlich an Raum gewonnen haben; dennoch würde ſie die Größe nicht erreicht haben, welche ihr die Byzantiner gewöhnlich zuſchreiben. Ihre Breite war verſchieden. Von Oſten mitten durch überſtieg ſie nicht zwölf Stadien. Von einem Horn zum andern gerechnet war ſie beinahe ſo breit als lang und glich gewiſſermaaßen einem Adler, der ſeine Fittige ausgeſpannt hat und den erſten Hügel, auf welchem der kaiſerliche Pallaſt ſtand, gleichſam in ſeinem Schnabel hielt.

Konſtantinopel lag auf einer Halbinſel, welche ſieben Hügel in ſich ſchloß. Einen derſelben bildete der öſtliche Winkel der Stadt, welcher das Vorgebirge begann, welches Plinius Chryſoceras, Dionyſius der Byzantiner aber Bosporium nennt. Dieſer erſte Hügel war von dem zweiten durch ein weites Thal getrennt. Die übrigen ſechs Hügel bildeten daſſelbe Bosporiſche Vorgebirge, welches von der Spitze der öſtlichen Halbinſel mit ſanftgebogenem Rücken nach Weſten zu fortſchritt. Um die Lage der Stadt deſto anſchaulicher zu machen, wollen wir dieſe Hügel

nebst ihren nachbarlichen Thalgründen einzeln beschreiben.

Den ersten Platz nimmt hier die Stirn des Vorgebirgs der Halbinsel ein, welche gegen Osten gerichtet war und an die wogenden Fluthen des Bosporus stieß. Diese Stirn enthielt eine am Meer gelegene Fläche, welche etwa zweitausend Schritte breit und so lang als jene selbst war. Auf derselben erhoben sich sanfte Anhöhen, deren linker Theil den Hippodromus auf seinem Rücken trug, der rechte Theil bildete die Seite des ersten Hügels, auf welchem das Residenzschloß thronte.

Der erste Hügel erstreckte sich von Osten nach Westen und wurde allmählig breiter, bis er zuletzt mehr lang als breit wurde. Er ragte aus dem Winkel der Halbinsel des Isthmus hervor, bildete die obere Spitze des Triangels der Stadt und schloß gleichsam durch seinen Arm den Meerbusen. Dies machte den Hafen sicherer und schützte ihn gegen die zertrümmernde Gewalt der Stürme. Die das Meer berührende Fläche, welche seine Abhänge umgab, war verschieden. Nicht blos die Natur hatte ihn befestigt; sondern er war auch allenthalben mit den Mauern der kaiserlichen Burg umzingelt, welche ihn von der Stadt trennten und mit vielen Zinnen und Thürmen versehen waren. Auf der Ebene am Wasser und auf den niedrigen Abhängen befanden sich die kaiserlichen Gärten. Die kaiserliche Burg genoß auf das Meer

und die umliegenden Gefilde die entzückendste Aussicht. Es hatte dieselbe zwei verschlossene Höfe, einen äußern und einen innern. Letzterer war von erstern durch Mauern und Thore geschieden und viereckig. Ihn umgab rings eine bedeckte Halle, welche von vielen und mannichfaltigen Marmorsäulen getragen wurde. Mitten im Hof verbreiteten einige Gruppen von Platanen und Zypressen labende Schatten. In einem Winkel nach Norden zu befand sich der hohe Staatsrath, der Diyan. Auf der östlichen Seite des Hofs erblickte man den kaiserlichen Pallast; auf der Winterseite die Bäder und die kaiserliche Küche. Die Thore des ersten Hofs waren in der Mitte angebracht, bestanden aus Eisen und waren zwanzig Schritte von einander entfernt. Zwischen denselben standen die Thürhüter. Auf beiden Seiten des Eingangs hingen glänzende Waffen. Die Thürschwellen und Pfeiler strahlten von Marmor. Ueber den Thoren befand sich ein viereckiges Gebäude, das wie die übrigen Theile des Pallasts, mit Blei gedeckt war.

Aus dem ersten Hofe gelangte man durch zwei doppelte Thore in den innern. Zwischen denselben war wieder eine Stazion für die Thürhüter, ihre Waffen hingen an den Wänden. Die äußern Thore hatten keinen Vorgang, wohl aber die innern. Dieser ruhte auf zehn Säulen von verschiedenartigem Marmor. Die Decke desselben

ſtrotzte von Gold und lebhaften Malereien nach perſiſcher Manier ausgeführt. Bei dem dritten Thor, welches den Eingang in den kaiſerlichen Pallaſt eröffnete, ſtanden ebenfalls Thürhüter und der Aufſeher über ſie und das kaiſerliche Schlafgemach. Niemand durfte durch dieſes ungehindert eintreten, ausgenommen die kaiſerlichen Hausbedienten. Jedem andern war die Annäherung verwehrt, es ſey denn, daß der Kaiſer ihm eine beſondere Erlaubniß dazu ertheilte oder daß derſelbe innerhalb am Thore ſaß, um von den Statthaltern, welche ihm ihre Ehrfurcht bezeigen wollten, oder von den Geſandten den Handkuß zu empfangen. Bei einer ſolchen Gelegenheit ruhte er auf einem Sofa, das zwar niedrig, aber doch koſtbar war, und in dem von Marmor, Gold, Silber und Edelſteinen prunkenden Häuschen ſtand, welches eine auf herrlichen Marmorſäulen ſtehende Halle umgab. Außer den bereits erwähnten Thoren hatte der kaiſerliche Pallaſt noch viele andere, welche blos für den Kaiſer und ſeine vertrauten Hausbedienten offen ſtanden. Es mochten dieſer etwa zwölf ſeyn, welche alle von Eiſen waren. Eins ſah unter andern nach Chalzedon hin. Vor demſelben befanden ſich die Barken, welcher ſich der Kaiſer bei ſeinen Luſtfahrten bediente.

Die Ausſicht von dieſem erſten Hügel war idylliſch. Der Kaiſer mochte nun in ſeinen Gär-

ken wandeln, oder in einem Fenster seines Pallasts liegen, so erblickte er gerade vor sich den Bosporus und seine mit lieblichgrünen Wäldchen bekränzten Ufer, zur Rechten die Gefilde von Chalzedon mit seinen Gärten, die Propontis, zahllose Inselchen, die waldbekrönten Gebirge Asiens, weiterhin den majestätischen Olympus, mit ewigem Schnee bedeckt, in der Nähe einen ansehnlichen Theil der Stadt, die Sophienkirche und den Hippodromus. Zur Linken die sechs Hügel der Stadt und die weit ausgedehnten Fluren Thraziens. Wo er auch sein Auge hinwenden mochte, wimmelte es von Schaaren schnellrudernder Boote. Wie ein zweiter Gyges konnte er, hinter seinen Jalousien versteckt, alles aufs deutlichste wahrnehmen, ohne daß er von irgend jemanden gesehen wurde.

Außerhalb dem kaiserlichen Schlosse ragte die Sophienkirche empor, welche von den Thoren desselben etwa siebenzig Schritte entfernt war und auf dem Scheitel des ersten Hügels lag. Alle Abhänge senkten sich sanft nach dem Hippodromus hinab. Dieser war über zwei Stadien lang und eine Stadie breit. Seine Ebene war mehr das Werk menschlicher Hände als der Natur. Der mittlere Theil desselben, welcher nach der Propontis gerichtet war, war von dreien Seiten mit Abhängen umgeben, welche nach Osten zu sanft, nach

Westen zu aber jäh waren. Die Stirn des Hippodromus ruhte auf Schwibbögen. Dies machte ihn eben und eröffnete den anmuthigsten Prospekt auf die Propontis, so daß man nicht nur alle Schiffenden, sondern auch die auf ihrer Silberfläche tanzenden Delphinen erblicken konnte. Zwischen dem Hippodromus und der Propontis lief eine Fläche hin, welche etwa 400 Schritte breit war. Unter dem Hippodromus auf der Mittagsseite befand sich das Thor des marmornen Löwen, welches außer der Stadt lag und zwar auf den Trümmern des Pallasts von Leo Macellus, dessen im antiken Styl gearbeitete Fenster in der Mauer sichtbar waren. Der Pallast stand auf einem Hügel, dessen Fuß die Meereswellen benetzten.

Von der ersten Ebene des Vorgebirgs, auf welcher der Sophientempel und der Hippodromus lagen, erhob sich allmählig der sanfte Rücken des zweiten Hügels bis zur Purpur-Säule, welche auf dem Scheitel des letztern emporragte. Diesen umgab nach Osten zu das erste Thal, welches den ersten Hügel vom zweiten trennte. Es entsprang bei der Fläche, auf welcher die Sophienkirche stand und lief von Süden nach Norden. Durch die Mitte desselben zog sich die Mauer des kaiserlichen Schlosses, welche dasselbe von der übrigen Stadt schied. Die oberste Fläche des Vorgebirges senkte sich weit und breit in dieses Thal so unmerklich, daß man vom Meerbusen bis zur

Sophia tausend Schritte wie auf gleichem Boden ging.

Der sich sanft blähende Rücken des Vorgebirgs und zwei Thäler bildeten den zweiten Hügel. Das erste nach Osten zu trennte den ersten Hügel vom zweiten; das zweite nach Westen zu sonderte ihn vom dritten. Gegen Norden begrenzte ihn die Ebene am Wasser; gegen Süden lief sein Rücken nordwärts fort. Die Breite des Hügels war verschieden und richtete sich nach der Breite der Thäler. Eben so verschiedenartig waren seine Abhänge. Nach dem Meerbusen zu liefen fünf Wege hinauf. Auch ragten auf dieser Seite zwei Hügel empor, der eine nördlich, der andere östlich. Auf dem Rücken des zweiten und des dritten Hügels erhoben sich zwei kleine Hügel nach der Propontis hin, zwischen denselben lief ein schmaler Thalgrund durch, an dessen Ende sich ein künstlich angelegter Hafen befand.

Das Thal, welches den zweiten Hügel vom dritten schied, entsprang am Rücken des Vorgebirgs und hörte auf der Ebene am Meere auf, wo sich der Fischmarkt und die Ueberfahrt nach Syzenum befand. Es glich einer auf der Rückseite liegenden Dachziegel. Auf der obersten Fläche befand sich die breite Straße, welche nach Galata führte, welche auf beiden Seiten mit schindelbedeckten Kaufmannsladen besetzt war. Die Negozianten aus Galata pflegten diesen Markt, von

den Türken Bezeste genannt, zu besuchen. Es war derselbe theils in dem Thale, theils auf dem Abhange des dritten Hügels gelegen. Im J. Ch. 1547 brannte er beinahe ganz ab. Der Umfang des eingeäscherten Markts betrug fünf Stadien. Nach Westen zu befand sich ein Bad, dessen aus Backsteinen aufgeführte Gemächer auf fünf und vierzig Marmorsäulen ruhten. Die alte Basilika hatte Anhängsel, welche gleichsam Flügel bildeten und in sechzig Gewölbe getheilt waren, welche mit bleiernen Schindeln gedeckt waren. Man bediente sich derselben als Kaufmannsbuden und Werkstätten. Im Innern befanden sich Gemächer, welche durch eiserne Thüren verschlossen waren. Die neue Basilika ruhte auf zwölf viereckigen Pfeilern.

Den dritten Hügel bildeten zwei Thäler. Das eine nach Osten zu trennte ihn vom zweiten Hügel; das andere nach Westen zu sonderte ihn vom vierten. Der Rücken desselben war über tausend Schritte lang. Die Ebene war verschieden. Nach dem Vorgebirge zu standen die Wohnungen des Harems. Auf der östlichen Seite befanden sich der Kaufmannsmarkt, das Krankenhaus und das Grab von Bajazet. Gegen Süden öffnete sich ein freier Platz, ihn umringten die Laden der Buchhändler. Die übrige Fläche des Rückens nach Norden zu war durch die Kunst erweitert worden. Hier baute Soliman sein Grabmahl, ein Hospital und eine kostbare Moschee. Dieser Hügel endete

in drei kleinen Anhöhen. Die eine blähte ſich auf der öſtlichen Seite, wo der Hirena-Thurm ſtand; die andere auf der nördlichen; die dritte auf der weſtlichen. Hier ſtand von der Mitte des Hügelrückens an bis zur Ebene am Meere der Pallaſt des Theodorus. Die Abhänge, welche nach dem Thale hinabliefen, waren verſchiedenartig. Vor Soliman's Bauten hatten die Gebäude des Harems ungefähr ſechstauſend Schritte im Umfang. Die Ebene, welche ſich zwiſchen den hinterſten ſüdlichen Theilen des dritten Hügels und dem Geſtade der Propontis befand, waren etwa dreihundert Schritte breit und ſechshundert lang. An die weſtlichen Wurzeln des Hügels ſtieß die Thalebene, welche den ſiebenten Hügel von dem ſechshügeligen Vorgebirge ſchied. Die bereits erwähnten drei Hügel konnte man mit Recht das bosporiſche Vorgebirg nennen, weil man ſie von der See aus, man mochte nun entweder von der Seite des Pontus oder der Propontis heran ſegeln, von fern ſchon aufs deutlichſte erblicken konnte.

Das zwiſchen dem dritten und vierten Hügel liegende Thal ſchien zwiefach zu ſeyn. Denn in der Mitte hatte es eine Erhöhung, ſo daß es zweifelhaft wurde, ob es ein Theil des Thals oder des Vorgebirgs war. Daß dieſe Hervorragung eine Partikel des Thals ſey, zeigten die hohen Schwibbogen, welche von einer Seite zur andern

liefen. Die Breite von der Stadt vom Meerbusen nach der Propontis durch das dritte Thal hin betrug über zehn Stadien.

Der vierte Hügel, auf dessen Rücken das Mausoleum Muhammed's, des Eroberers von Konstantinopel lag, nebst einer weitläufigen Dschamie und Armenhäusern und Bädern, war von zwei Thälern umgeben, vom Rücken des Vorgebirgs und von der Ebene am Meerbusen. Sein Umfang betrug über dreitausend sechshundert Schritte. Seine Länge erstreckte sich vom höchsten Rücken an bis zum Meerbusen und nach Norden hin über tausend Schritte weit; seine Breite von Osten nach Westen ungefähr achthundert. Nach dem Meerbusen zu endigte er in zwei ungleichen Hörnern. Oestlich war er von einem Thalgrund umgeben, welcher ihn vom dritten Hügel trennte, nördlich umschloß ihn die Fläche, welche den Golf berührte, westlich umringte ihn theils das Thal, welches ihn vom fünften Hügel sonderte, theils der fortlaufende Rücken des Vorgebirgs. Der vierte und fünfte Hügel waren so genau mit einander verbunden, daß man gar keinen Abhang gewahrte. Wiewohl der vierte Hügel keinem der sechs übrigen an Höhe nachstand; so stiegen doch seine Erhöhungen sanfter empor. Er hatte in der Länge und Breite mehrere Vertiefungen.

Das Thal, welches eine Scheidemark zwischen dem vierten und fünften Hügel machte, war eng;

aber ungefähr tausend und vierhundert Schritte lang. Die zwischen dem Meer und dem vierten Hügel gelegene Ebene hatte eine verschiedene Breite. Uebrigens war die Lage des vierten Hügels so beschaffen, daß man ihn, wenn man auf dem Meerbusen fuhr, für einen erhabenern Theil des dritten Thals hielt.

Der unterste Fuß des fünften Hügels, auf dessen Gipfel das Mausoleum des Kaisers Selim stand, stieß theils an den Meerbusen, theils an die beiden ihn umschließenden Thäler, von welchen das eine östlich, das andere nördlich lag. Sein Rücken ragte nördlich so weit in den Meerbusen vor und die nördliche Seite des vierten Hügels senkte sich so tief herab, daß der vierte Hügel ein zwischen dem dritten und fünften Hügel liegendes Thal zu seyn schien. Er hatte auf drei Seiten Vertiefungen. Nirgends war die Uferebene schmaler als an den Wurzeln dieses Hügels. Sie war etwa tausend Schritte lang; aber kaum hundert breit. Er hatte vier Erhöhungen, von denen zwei steil und abschüssig waren. Die östliche Seite des Hügels war tausend vierhundert Schritte lang und zweihundert hoch. Die letzte Spitze des fünften Hügels krümmte sich in ein kleines Thal, welches aus dem Vorgebirg entsprang, wo sonst die Virginische Säule stand.

Das fünfte Thal, welches den fünften Hügel vom sechsten trennte, lief vom Meerbusen und von

Norden her und war so lang, als das Vorgebirg breit war, nemlich ungefähr tausend zweihundert Schritte, von welchen die ersten achthundert vom Golf an keine Erhöhung hatten. Vorn war der Thalschoos breit, hinterwärts verengte er sich und schien in den Rücken des Vorgebirgs einzudringen.

Der sechste Hügel, über dessen Rücken und nördliche Seite die Mauern der Stadt bis ans Ufer liefen, war so lang, als das Vorgebirg breit war, welches sich auf diesem Hügel ungefähr zweitausend und vierhundert Schritte weit erstreckte. Die Breite desselben überstieg, wo sie am größten war, nicht achthundert Schritte, wo sie am kleinsten war nicht vierhundert. Sie hatte eine dreifache Vertiefung. Die eine befand sich auf der linken Seite des Vorgebirgs, die andern auf der rechten nach dem Meerbusen und nach Norden hin. Hier hatte er zwei Erhöhungen, welche durch einen kleinen dazwischen liegenden Thalgrund getrennt waren. Auch befand sich hier an der Wurzel des der Stadtmauer näher stehenden Hügels ein Aquädukt. Zwischen dieser Anhöhe und dem Golf stand ehemals jenes heilige und von den Schriftstellern vielgefeierte Gebäude, welches Blachernea hieß. An dem untersten Abhange der Anhöhe, welcher über das ebenerwähnte Gebäude hervorragte, floß das Wasser aus unterirdischen gewölbten Gängen in die Stadt und sprudelte in

ein marmornes Becken. Die östliche Seite des Hügels war so lang als der Hügel selbst; allein nicht eben so abhängig. Die zwischen den untersten Wurzeln des Hügels und dem Meerbusen liegende Uferfläche war ungefähr achtzig Schritte breit, nemlich da, wo jener berühmte Tempel und der Blacherneische Speisesaal stand. Weiterhin erweiterte sie sich und verlor sich im fünften Thale.

Das Thal, welches den siebenten Hügel von den übrigen sechs trennte, war etwas ausgehöhlt. Die ans Meer stoßende Ebene mitgerechnet war es etwa tausend und vier Schritte lang. Bei einem scharfen Ueberblick gewahrte man, daß es sowohl der Länge als der Breite nach abhängig war. Es befanden sich in demselben Gärten und Wiesen, wo die Soldaten Kriegsspiele anzustellen pflegten. Mitten durch schlängelte sich ein seichter Bach, welcher zur Sommerszeit bald vertrocknete.

Der siebente Hügel, welcher Xerolophos hieß und auf welchem die Säule des Arkadius stand, hatte ungefähr zwölftausend Schritte im Umfange und enthielt mehr als ein Drittel der Stadt. Die zwei übrigen Theile faßte das sechshügelige Vorgebirg in sich, welches über zwanzigtausend Schritte im Umkreis hatte (solche nemlich, wie man sie im Gehen zu machen pflegt). Der siebende Hügel, welcher den dritten Winkel der Stadt bildete, hatte einen doppelten sanften Ab-

hang. Der eine senkte sich in das Thal, welches den siebenten Hügel von dem sechshügeligen Vorgebirge schied und war so lang, als das Thal selbst; der andere lief nach der Propontis hin. Zwischen dem Meere und den ebenerwähnten Abhängen erstreckte sich ununterbrochen, doch in verschiedener Breite, die Uferebene hin. Sie begann beim Winkel der Stadt und war sehr schmal, bis sie sich nach und nach erweiterte, dann wieder enger ward, sich nachher abermals ausdehnte und zuletzt bei einer Länge von tausend Schritten eine Breite von vierhundert hatte. Der Rücken des Hügels ragte in die lange und weite Ebene hervor und war gegen Abend von der Landmauer umgeben. Auf demselben befand sich eine Zisterne, Mozisia genannt, von der man nur noch die aus Quadersteinen aufgeführten Mauern erblickte.

Die Mauern von Konstantinopel waren theils aus Quadersteinen, theils aus Bruchsteinen erbaut. Da wo das Meer sie nicht umfloß, waren sie doppelt und mit einem fünf und zwanzig Schritte breiten Graben umgeben, welcher auf beiden Seiten durch eine Mauer befestigt war. Die eine Mauer ragte etwas über den Graben hervor und hatte viele Thürme. Der Raum zwischen der Doppelmauer war achtzehn Schritte breit. Die innere Mauer war hoch und über zwanzig Schritte breit. Ueber zweihundert und funfzig mit steinernen Treppen versehene Warten dienten

ihr zum Schutz. Die äußere Mauer war um die Hälfte niedriger, hatte aber eben so viele Thürme. Der Raum zwischen dem Graben und der äußern Mauer war höher, als die andere Seite des Grabens. Eben so war der Raum zwischen der Doppelmauer höher als der ebenerwähnte. Die äußere an die Mauer stoßende Gegend war theils eben, theils hügelig, so daß man von der Zinne der Mauer eine weite Aussicht hatte. Die Mauern an der See waren niedriger als die auf der Landseite; doch aber dick und mit Mauern wohl versehen. Nach dem Golf zu standen sie etwa fünfzig gewöhnliche Schritte vom Gestade entfernt. Nach dem Bosporus und der Propontis hin, waren die Mauern vom Gestade nicht entfernt, sondern lagen auf den felsigen Erhöhungen desselben, ausgenommen, wo Hafentreppen hinaufgingen. Zonaras erzählt, daß König Theophilus die Stadtmauern an dem Meere, welche durch den Zahn der Zeit, durch die Brandungen der See und durch andere Zufälle baufällig geworden waren, erneuert und erhöhet habe. Diese Behauptung bestätigten die vielen Namen des Theophilus, welche man hin und wieder in die Mauer eingehauen fand. Nicephorus legte zur Ausbesserung der alten Mauern eine Abgabe auf, welche Dieeraton hieß. Daß es zu Justinian's Zeiten alte und neue Mauern gab, können wir aus seinen neuen Konstituzionen schließen.

Die Stadtmauer auf der Landseite hatte sechs Thore. Eins befand sich unter dem Pallaste Konstantin's, das zweite führte nach Adrianopel, das dritte stand auf der Höhe des siebenten Hügels. Ausserdem gab es ein goldnes, ein Selymbrisches Thor und ein Thor der sieben Thürme. Nach dem Golf zu stand das Blacherneische Thor, späterhin Xiloporta genannt, welches bei dem dritten Winkel der Stadt lag. Hierauf folgte das Hundethor oder Pallastthor, das Phanarische, Agische, Jubelische, das Mehlthor, Holzthor, Schulthor, Fischthor, Neorius- und Dametrius-Thor. Nach der Propontis zu befanden sich ungefähr fünf, die sämmtlich steinerne vom Meer bespülte Treppen hatten. Das erste war das Misithor, das zweite, das Löwenthor, das dritte hieß Kondeskala. Zwei befanden sich unter dem siebenten Hügel.

Die Häuser und Güter vor der Stadt waren zwei Tagereisen weit von langen Mauern umschlossen. Kaiser Anastasius erbaute sie als eine Schutzwehr gegen die Streifzüge und Anfälle der Bulgaren und Scythen. Sie liefen vom Pontus Euxinus an bis nach Selymbria am Gestade der Propontis und waren vierzigtausend Schritte lang und zwanzig römische Fuß breit. Die Barbaren erstiegen dieselben öfters und verwandelten sie an vielen Stellen in Trümmern. Justinian ließ sie von neuem in baulichen Stand setzen und, damit

die Soldaten sie desto leichter vertheidigen könnten, ließ er die offenen Ausgänge der Thürme verbauen und nur eine einzige Thüre offen stehen, welche ohne Mühe zu behaupten war *)

II.

Beschreibung der auf dem Glacis der Admiralität zu St. Petersburg und auf der Esplanade derselben neu angelegten Alleen, nebst andern Merkwürdigkeiten hieselbst in der ersten Hälfte des Jahres 1803.

St. Petersburg ist unter den drei letzten Regierungen vorzüglich verschönert, doch gewiß ist unter keiner derselben an der Verschönerung dieser Residenz eifriger gearbeitet worden, als unter der jetzigen. Kaiser Alexander bietet alles auf, der Kaiserstadt ein eleganteres Ansehen und den Einwohnern derselben so viel Bequemlichkeit als möglich zu geben. Die angenehme Promenade in der Newskischen Perspective (hier oftmals das Boulevard genannt) ist bekanntlich, so wie sie nun dasteht, von dem jetzigen Monarchen angelegt.

*) In der Folge wird diese Schilderung weiter ausgeführt werden.

Die Linden gedeihen ausnehmend gut und das Publikum spaziert hier gern. Seit dem Ende des Aprils dieses Jahrs wird an einer neuen Promenade längs dem Graben und auf dem Glacis der Admiralität emsig gearbeitet und die Arbeit bald beendigt seyn. Es ward, um den Soldaten der kaiserlichen Garden etwas zu verdienen zu geben, festgesetzt, daß aus diesen täglich 1000 Mann zur Arbeit kommen sollten. Jeder Arbeiter erhielt 80 Kopeken für den Tag. Die Leute wechselten mit ihren Kameraden ab, von denen der eine Theil exercirt ward, der andere zur Arbeit kam. Der Anblick der vielen thätigen Menschen war wirklich höchst interessant.

Die Admiralität an dem linken Ufer der Newa mit ihren unbeworfenen und eben nicht sehr zur Zierde der Stadt beitragenden vielen Gebäuden, aus deren Mitte ein hoher vergoldeter Thurm (der Wegweiser für den unbekannten Fremden hieselbst) hervorragt, ist von der Landseite mit einem Erdwall*) und einem, nach der Seite des Walles hin, mit gebrannten Steinen eingefaßten Graben umgeben und bildet ein längliches Viereck, dessen Wasserseite, an welcher sich die Werfte befinden, offen ist. Die Admiralität war bisher

*) Dieser war bis jetzt mit hundert Kanonen besetzt, die durch ihren Donner das Publikum von merkwürdigen Begebenheiten unterrichteten. —

gleichsam eine zweite Festung der Residenz, würde aber im Nothfall den Zweck ihrer Bestimmung nie haben erfüllen können. Die Idee des Kaisers ist daher ganz vortrefflich, durch Bäume auf dem Glacis dieser Quasi-Festung die garstigen Gebäude der Admiralität zu maskiren und künftighin im Schatten derselben den Bewohnern seiner Residenz einen angenehmen und gewiß einzigen Spaziergang in seiner Art zu erschaffen, indem diese nun von dem Ende des Galeerenhofs bis zum Gießhaus bald auf einem prachtvollen Granitquai längs der majestätischen Newa, bald im Schatten einer 650 Faden langen Lindenallee selbst in der schmutzigsten Jahreszeit eine Strecke von beinahe fünf Werst (7500) Faden trockenen Fußes und bequem zurücklegen können. Hier einige umständliche Nachrichten über diese auf dem Glacis und der Esplanade neuangelegten und aus einer vierfachen Reihe von hohen Linden bestehenden Alleen, deren Anlage auf 92000 Rubel geschätzt wird. — Möchten die Bäume nur alle gedeihen, und möchten einst die künftigen Generationen der St. Petersburgischen Einwohner in dem Schatten derselben eben so glücklich einherwandeln, als die jetzige, unter deren Augen die Promenade entstand, in kurzem hier einherwandeln wird!

In wenigen Tagen war das Glacis abgetragen und überall gleich und eben gemacht. Eben so schnell waren die Gräben gezogen, mit guter

Erde gefüllt und in selbiger die über drei Faden hohen und mehr als armdicken gekappten Lindenstämme *) in vier Reihen verpflanzt. Sie sind alle bis zu einer gewissen Höhe mit Moos umwunden, um den Saft hinauf und an der bloßgelassenen Stelle den Schuß der Zweige zu treiben. Jeder Baum steht ungefähr 1½ Faden von dem andern entfernt, so daß eine jede der vier Reihen etwa 300 und die drei neben einander laufenden Alleen also ungefähr 1200 Bäume enthalten. Die mittelste Allee, die breiteste, ist 5 und eine jede auf beiden Seiten 2 Faden breit. Sie sind einige Schuh über das Straßenpflaster erhaben und nach der Straße zu mit einer hölzernen bunt angestrichenen Barriere eingefaßt. Der geebnete und in der Mitte ein wenig gewölbte Boden der Baumalleen erhielt erst eine starke Grundlage von zerstoßenen Ziegelsteinen, auf dieser ward Griessand (der auf englischen Schiffen als Ballast aus England hergebracht ist) geschüttet und dieser gestampft und gewalzt. Mit eben der Sorgfalt sind auch auf beiden Seiten der Bäume die Raseneinfassungen und längs diesen, um sie vor Zertreten zu schützen, niedrige grünangestrichene hölzerne Barrieren gemacht. Da der sich nach den die Ab-

*) Diese wurden aus der Lindenpflanzung bei dem kaiserlichen Lustschlosse Oranienbaum herausgehoben und mit vieler Sorgfalt zu Wasser hergebracht.

miralität umgebenden Wällen oder vielmehr den Flanken, Façen und Curtinen richtende Graben an der gegenüberliegenden Seite der Contrescarpe Winkel bildet und die auf der Esplanade befindlichen Alleen in gerader Linie fortlaufen, so entstehen zwischen diesen und dem auf dieser Seite in einer bis zum Wasser sanft abwärts gehenden Richtung mit Feldsteinen eingefaßten Graben mehrere bald kleine, bald ziemlich ansehnliche Plätze, die geebnet, mit Rasen belegt und mit kleinen mit Blumenbukets besetzten Erdhügeln verziert sind *). Auf einigen dieser Plätze sollen, wie es heißt, in der Zukunft Kaffeebuden und Zelte mit Erfrischungen zu stehen kommen. Von dem am jenseitigen Ufer des Grabens befindlichen Admiralitätswall sind bis auf den beiden Enden, die die Newa bestreichen, die Kanonen weggeführt, auch ist er über die Hälfte abgetragen und überall neu bekleidet. Es heißt, daß er mit Akazien bepflanzt werden soll. Die vormaligen drei steinernen Thorwege, die zur Admiralität führten, so wie das auf dem Petersplatz rechts neben dem Standbild Peter des Großen vormals befindliche

*) Dem englischen, in Kronsdiensten stehenden Gärtner Gould, eben demselben, der den geschmackvollen Garten bei dem kaiserlich tauriſchen Palais angelegt hat, ist von dem Monarchen auch die Aufsicht über diese neue Anlage übertragen worden.

steinerne Wachthaus sind abgetragen, wodurch das Ganze eine freiere Aussicht gewonnen hat. Zugbrücken über den Graben geleiten in das Innere der Admiralität. Die nunmehr verschönerte Aussicht aller der, an dem Isaaks- und Petersplatz und der neuen Baumpflanzung gegenüber gelegenen Häuser hat, seit dieser Anlage die Miethe derselben schon jetzt sehr erhöht.

Der durch die, gegen das Ende des vorigen Jahrs, über den Kriukovkanal geschlagene 76 Faden lange flache und jetzt noch um 12 Faden verlängerte steinerne Brücke vereinigte Isaaks- und Petersplatz hat besonders durch die Anlage auf der Esplanade unendlich gewonnen. Er gehört jetzt zu den schönsten Plätzen der Residenz und wird noch außerordentlich verschönert, wenn erst die am linken Ufer des Kriukov-Kanals und am bemeldeten Platz gelegene und mit einem Bretterzaun bisher eingefaßt gewesene Lücke völlig behaut seyn wird. Es wird hier eine Manege für die kaiserliche Garde zu Pferde, deren ganz neuerlich erhaute Casernen gleich nebenbei liegen, aufgeführt werden. Die bekanntesten hiesigen Architecten Quarenghi, Gonzago, Thomon, Ruska und Martos *) haben, und zwar ohne Beisetzung ihres

*) Ein Schüler aus der hiesigen Akademie der Künste und Sohn des bekannten und berühmten russischen Bildhauers gleichen Namens.

Namens, Zeichnungen und Risse zu der aufzuführenden Manege liefern müssen. Quarenghi's Plan hat am meisten gefallen und unter seiner Direction wird das Gebäude aufgeführt, dessen Façade in einem großen, erhabnen Styl und sehr imposant seyn soll. Es werden schon Granitquadern und Steine angeführt und vielleicht schon im künftigen Jahre könnte der Bau beendigt seyn.

Der unter der vorigen Regierung bis zur rothen Brücke beendigte Theil der mit Granitquadern eingefaßten Moika erhielt auf Kaiser Paul I. Befehl ein hölzernes, bunt angestrichenes Geländer. Der längs diesem Fluß fortlaufende und damals gelegte Quai besteht aus einem schmalen, granitnen Trottoir. Was an der Einfassung der Moika unter Alexander dem Ersten gemacht ist, trägt mehr das Gepräge von Größe und Solidität. Das Trottoir längs selbiger ist um ein ansehnliches breiter, auch hat man seit kurzem an dem linken Ufer dieses Flusses (von der rothen bis zur blauen Brücke) mit der Aufstellung des geschmackvollen Geländers von Granit und gegossenem Eisen den Anfang gemacht. Mit der Zeit wird der ganze Fluß so eingefaßt werden. Bei der Einfassung der beiden andern mit Granit und Eisen eingefaßten Kanäle (des Katharinen-Kanals und der Fontanka) wird das Auge an mehrern Stellen durch große Lücken von entwandten eisernen Stäben beleidigt; doch mit den aus

Einem Stück Eisen gegossenen Verzierungen, der Moika = Einfassung kann dies nicht der Fall seyn, daher diese — ohne ihrer geschmackvollen Arbeit zu erwähnen — schon deshalb vor der Einfassung der beiden andern Kanäle den Vorzug verdient.

Das Wasser des Katharinenkanals ist in der Gegend der Newskischen Perspektive seit einigen Wochen gestaudet, indem man mit dem Bau der 70 Faden langen und flachen steinernen Brücke, die in der Perspektive über benannten Kanal führt, beschäftigt ist. Diese Straße ist zwar nur 19 Faden breit; doch hat man, um vor der neuen Kathedralkirche zur Kasanschen Muttergottes *) einen desto größern freien Platz zu gewinnen, die Länge der Brücke bis zu dem Fuß der Kolonnade ausgedehnt. In der nämlichen Absicht ist höhern Orts auch der Ankauf und das Niederreißen des nahe am andern Ende der Kolonnade an der Newskischen Perspektive gelegenen Jeropkinschen Hauses beschlossen worden. Hierdurch sowohl, als durch die verlängerte Brücke entsteht zwar ein ansehnlicher Platz vor der Kirche; doch wird man immer bedauern, daß das Lokal derselben nicht bes-

*) Bekanntlich ward der Bau dieser, aus dem Pantheon und der weltberühmten Kolonnade der St. Peterskirche zu Rom zusammengesetzten Kirche schon von Paul I. beschlossen und mit demselben im ersten Jahre der Regierung des jetzigen Monarchen (August 1801) der Anfang gemacht.

ser gewählt sey. Welch eine Wirkung müßte es nicht hervorbringen, wenn z. B. statt der geschmacklosen und doch durch ihr Material so kostbaren marmornen Isaakskirche die neue Kathedralkirche zur Kasanschen Muttergottes auf dem schönen Isaaks- und Petersplatz an dieser Stelle stünde und man vor dem Standbild Peters des Großen auf die Kolonnade der neuen Kirche hinsähe! Wie groß und imponirend wäre der Anblick aus diesem Standpunkt!

Bei Erwähnung der kurz zuvor berührten vormaligen steinernen Kasanschen Brücke über den Katharinenkanal, statt welcher man jetzt vor der noch unvollendeten Kathedralkirche die neue lange Brücke *) aufführt, verdient bemerkt zu werden, daß das Niederreissen und Abbrechen der alten Brücke fast mehr Mühe und Arbeit kostet, als der Bau derselben gekostet haben mag. Der Mörtel, mit welchem die großen Granitquadern in und an einander gefügt sind, hat sich durch die Länge der Zeit so verhärtet, daß die Steine mit

*) Mit der blauen Brücke, die von dem Isaaks- und Petersplatz über die Moika in die Wosnesenskische Straße führt, wird jetzt ebenfalls der Anfang gemacht, sie so breit oder vielmehr so lang wie benannte Straße zu machen. Dies wird nach und nach mit allen den übrigen Brücken geschehen, die über die Moika und den Catharinenkanal führen.

großer Anstrengung und Gewalt aus einander gesprengt werden müssen. Die köstliche Arbeit scheint berechnet gewesen zu seyn, um durch ihre Dauerhaftigkeit der Ewigkeit Trotz zu bieten!

Verfolgt man die Newskische Perspektive immer weiter nach dem Alexander-Newskischen Kloster zu, so stößt man, bevor man die Anitschkovsche Brücke über die Fontanka passirt, auf die von Quarenghi um den Hofplatz des vormaligen Anitschkovschen Palais oder des jetzigen kaiserlichen Kabinets ganz neuerlich erbauten Arkaden. Unter diesen sind mehrere Zimmer und Gewölbe angelegt, die theils vermiethet, theils vom Kabinet selbst benutzt werden. So sieht man hier die Niederlage der unter Aufsicht des kaiserlichen Kabinets stehenden Porzellaine- Glas- und Spiegelfabrik in mehrern Zimmern äußerst geschmackvoll aufgestellt; in ein paar andern Gewölben, die von einem dort etablirten Franzosen durch aufgepufftes und gemaltes Papier künstlich in eine Grotte verwandelt sind, ist ein Kaffeehaus etablirt, in welchem man Geistes- und Leibesnahrung, die neuesten Tagesblätter und Chokolade, Sorbetti und andere Erfrischungen haben kann; in noch andern Gewölben befindet sich ein ausgesuchtes Möbelmagazin u. s. w.

Seit den ersten Tagen des Junius dieses Jahrs hat man auch mit der innern Verschönerung der kaiserlichen Eremitage den Anfang gemacht. Alle

Gemälde und übrigen Verzierungen und Kostbarkeiten sind aus den Zimmern in gute Verwahrung gebracht. Die Wände und Decken der Eremitage werden geweißt, gemalt und letztere mit neuen Basreliefs in Stucco verziert. Die Gemälde werden überfirnißt, erhalten zum Theil neue kostbare Rahmen und werden dann nach den Schulen der Meister und besser geordnet, als sie bisher waren. Auch das Innere der Säle, in welchen die zur kaiserlichen Eremitage gehörige Bibliothek in dem Erdgeschoß des Gebäudes aufgestellt ist, wird verändert, verschönert und geschmackvoll mit marmornen Tischen und großen Spiegeln verziert werden. Ferner soll die in der Akademie der Künste befindliche Statue Katharina der Großen (von kararischem Marmor, etwas über Lebensgröße und vormals in dem Pantheon des Fürsten Potemkin des Tauriers oder dem jetzigen taurischen Palais befindlich) in dem Saale der Bibliothek zum Andenken der Grundlegerin derselben aufgestellt und der Bücherschatz alsdann an gewissen Tagen und zu bestimmten Stunden für das wißbegierige Publikum zum Gebrauch eröffnet werden. Der ganze Bau in der Eremitage muß zum September, wenn der Hof zur Stadt kömmt, beendigt seyn.

Dem Herrn Bibliothekar, Kollegienrath Köhler ist auf sein Ansuchen der H. Krug *) ein sehr ge-

*) Herr Krug ist seit kurzem als Adjunkt der St. Petersburgischen Akademie der Wissenschaften

schickter Mann, und besonders bewandert in der russischen Geschichte und Numismatik als Gehülfe beigelegt worden. Beide sorgen jetzt für Komplettirung der bisher in der Bibliothek befindlich gewesenen unvollständigen Werke, für den Verkauf der Dubletten, für systematische Aufstellung der Bücher u. s. w.

Vor kurzem beehrte der Monarch das Obuchowsche Hospital oder das Stadt-Kranken-Irr- und Zuchthaus mit seinem Besuch. Der Kaiser überzeugte sich selbst, daß diese wohlthätige Anstalt zu klein sey, um bei der immer zunehmenden Bevölkerung der Residenz den Zweck ihrer Bestimmung erfüllen und alle hieher gebrachten Kranken der Stadt fassen zu können. Mit der Linderung des Schicksals der leidenden Menschheit immer beschäftigt verordnete der gütige Monarch, daß von nun an in jedem Stadttheile der Residenz (bekanntlich sind ihrer jetzt 11) ein Krankenhaus angelegt und auf kaiserliche Kosten erbaut werden sollte. Es werden deshalb schon die schicklichen Stellen zur Anlegung derselben ausgesucht und mit dem Bau dieser Stadttheils — Krankenhäuser soll nächstens der Anfang gemacht werden. — Bei dem erwähnten Besuch des Kaisers in dem Obuchovschen Hospital fielen demselben die mit zwei

aufgenommen worden, der erste Schritt, um Akademiker zu werden.

und drei Spitzen oder Stacheln versehenen eisernen Halsbänder der Züchtlinge auf. Da dieser Halsschmuck selbige an dem gehörigen Schlaf hinderte, so hat der Kaiser diese abzuschaffen und statt der eisernen Halsbänder eine andere mindet grausame und marternde Auszeichnung für die Züchtlinge verordnet.

Zu den, in der ersten Hälfte des jetztlaufenden Jahres in und bei der Residenz auf allerhöchstem Befehl vorgenommenen Verschönerungen verdienen auch die zur Vergnügung des Publikums im Katharinenhofschen Walde in der Nähe von St. Petersburg mit Geschmack getroffenen Veränderungen allerdings berührt zu werden. An den beiden, in selbigem gewöhnlich jährlich angestellten großen Promenaden in glänzenden Equipagen, zu Pferde und zu Fuß (am ersten May und ersten Pfingstfest) sah man zwar wegen der diesjährigen ungünstigen Witterung keinen so großen Zusammenfluß von Fahrenden, Reitern und Fußgängern, als dies gewöhnlich der Fall ist, wenn die Promenade von gutem Wetter begünstigt wird, allein es hielt nicht schwer, die größere Ordnung der Equipagen (eine Folge der jetzt vortrefflich organisirten Polizei) und die nunmehr ganz verschwundene Gefahr für die Fußgänger zu bemerken, indem für erstere ein durch ein Holzgeländer vorgezeichneter Weg bestimmt ist, wodurch letztere, wie eingefercht, ruhig einhergehen können und das Volk

vor den im Walde aufgeschlagenen Zelten sich durch Trinken, Musik, Gesang und Tanz nach seiner Weise ungehindert belustigen kann. Im Walde selbst werden noch bequeme Spaziergänge und das Ganze soll ungefähr nach Art des Thiergartens bei Berlin eingerichtet werden. —

Innerhalb sechs Monaten hinlängliche Veränderungen in der, in der politischen Welt eine große Rolle spielenden Residenz die jeden Leser dieser Blätter interessiren und bei manchem derselben den Wunsch erregen wird, diese merkwürdige und ausgemacht schönste Stadt der Welt in der Nähe kennen zu lernen, um sich von dieser Behauptung und den Bemühungen des Fürsten zu überzeugen, der hier herrscht, aufrichtig das Wohl seines Volks will und von seinen Unterthanen innigst verehrt wird! —

III.

Ueber die Theater von St. Petersburg.

Zu den Vergnügungen und Lustbarkeiten der Residenz gehören im Winter die Bälle auf dem musikalischen, dem Bürger-, dem amerikanischen Klubb und den beiden Tanzklubbs, die deutschen und englischen Bälle, an welchen geschlossene Gesellschaften durch Subscription Theil nehmen, die öffentlichen Maskeraden, die großen Konzerte von durchreisenden Künstlern, die Sammelplätze bei Tausendkünstlern *) und Taschenspielern und im Sommer die Spazierfahrten zu Lande und zu Wasser nach der umliegenden Gegend. Die glänzendsten und vorzüglichsten öffentlichen Belustigungen von St. Petersburg sind aber die Theater, deren Vorstellungen in allen Jahreszeiten fortdauern, und nur durch die großen Fasten, während der Marterwoche vor Ostern, bei großer Hoftrauer und im Winter, wenn die Kälte über 17

*) Herr Robertson, der Luftschiffer, hat im vorletzten Winter mit seiner Phantasmagorie und der unsichtbaren Frau und im vergangenen mit der Kinetozographie sein Wesen hier getrieben und dem gutmüthigen, so leicht zu befriedigenden St. Petersburgischen Publikum so manchen Rubel aus der Tasche zu locken gewußt.

Grade steigt, unterbrochen werden. Bei der allgemein anerkannten Pracht des rußischen Hofs kann man unter dieser Rubrik etwas Außerordentliches erwarten und wirklich ist man auch zu dieser Erwartung berechtigt, da die Unterhaltung der jetzt in Petersburg bestehenden vier öffentlichen Theater, des rußischen, deutschen, französischen Theaters und der italiänischen Oper zwischen 4—500000 Rubel, auch vielleicht darüber der Regierung kostet. Der Transport der Schauspieler und Tänzer in eigends dazu gemachten großen Kutschen aus ihren Wohnungen zu den Proben und Vorstellungen und aus diesen wieder nach ihren Wohnungen zurück kostet allein 26000 Rubel, in welcher Summe noch die Fahrten nach den kaiserlichen Lustschlössern nicht mitbegriffen sind.

Zufolge einer authentischen Nachricht (S. Storch's Rußland unter Alexander I. Lieferung 2. S. 253 und Lief. 7. S. 166 zahlt das Kabinet jährlich an die Direkzion des Hoftheaters 234000 Rubel. Hierzu kommt noch die Einnahme von den öffentlichen rußischen und französischen Vorstellungen, die sich vor kurzem auf 130000 Rubel belief. Die Kosten des Ganzen würden demnach 364000 Rubel betragen. Dafür muß die Direkzion das französische und rußische Theater, das Orchester und Ballet, wie auch die nöthigen Beamten unterhalten.

Die französische Gesellschaft, welche auch Opern giebt, kostet 90000 Rubel, die rußische 35000, das Orchester 60000, das Ballet 40000 Rubel, das übrige wird für Garderobe u. s. w. gebraucht. Im März hat der Kaiser auch die hiesige italiänische Oper in Dienst genommen, wodurch blos die Rubrik der Gehalte um 42000 Rubel vermehrt wird. Der bisherige Privatunternehmer dieser Oper, Casaßi, erhielt nicht nur eine Entschädigung von 15000 Rubeln und eine Stelle bei der Direkzion des italiänischen Hoftheaters, sondern auch die Befreiung von seinen nicht unbeträchtlichen Schulden, deren Bezahlung der Hof, so wie die Erfüllung aller von ihm abgeschlossenen Kontrakte übernahm. Da die beträchtliche Summe von 234000 Rubeln, die der Hof, wie oben erwähnt ist, bisher zur Unterhaltung des rußischen und französischen Theaters hergab, zur Bestreitung der Kosten nicht hinreichte, ungeachtet der beträchtlichen Einnahme, die jetzt, das italiänische Theater mitgerechnet, auf 175000 Rubel steigen soll, so hat der Kaiser der Direkzion noch eine jährliche Zulage von 145000 Rubeln bewilligt, und außerdem noch 175000 Rubel Theaterschulden bezahlt.

Herr Miré, der bisherige Privatunternehmer des deutschen Theaters, welcher bisher vom Hofe jährlich eine Unterstützung von 5000 Rubeln be-

kam, stellte ebenfalls im Jahre 1803 die Unmöglichkeit vor, mit einer jährlichen Einnahme von ungefähr 80000 Rubeln und der erwähnten Beihülfe das Theater zu unterhalten. Der Kaiser hat daher die Bezahlung seiner Schulden, die sich auf 56000 Rubel belaufen haben sollen, übernommen und ihm eine jährliche Unterstützung von 25000 Rubeln bewilligt; außerdem hat er von der Krone ein ausschließliches Privilegium auf 7 Jahre erhalten.

Oberdirektor des russischen, französischen und italiänischen kaiserlichen Theaters ist jetzt noch der Oberhofmarschall und Oberkammerherr Narysch-kin und mit ihm gehören zwei Räthe und ein Sekretair zur Direkzion benannter Theater. Zum Komptoir derselben wurden der Kassirer, Buchhalter, Kommissair, Translateur, zwei Staabschirurgen, zwei Chirurgen, ein Hoffurier, der die Aufsicht über die Reinlichkeit im Theater und über die Beleuchtung hat, 28 Kapelldiener, 8 Zettelträger u. s. w. und überhaupt 40 Personen gerechnet.

Uebrigens besteht jetzt das Personale des kaiserl. russischen Theaters aus 2 Soufleurs, 28 Schauspielern und Operisten und aus 14 Schauspielerinnen für jedes Fach. Das Ballet für das russische und französische Theater besteht aus dem, seit mehrern Jahren pensionir-

ten Balletmeister Le Picq, aus 11 Solotänzern und 7 Solotänzerinnen, 19 Figuranten und 18 Figurantinnen. Das Notenkomptoir hat einen Aufseher, 11 Notenkopisten und einen Klaviermeister. Ferner gehören für beide Theater 4 Dekorateurs, 7 Maler, 1 Skulpteur und 2 Farbenreiber, 2 Maschinisten und 31 Zimmerleute, 2 Putafors oder Requisiteurs, 5 Schneider mit 6 Gesellen, ein Friseur mit 9 Gesellen, in allem 119 Personen.

Das deutsche kaiserliche privilegirte Theater, dessen Direktor obengedachter Hr. Mier6 ist, zählt jetzt unter seinem Personale 18 Schauspieler, eben so viele Schauspielerinnen und einen Souffleur. Das Theater-Komptoir besteht aus 10 Personen. Zum Ballet für das deutsche Theater sind von dem Direkteur desselben seit 1804 zwanzig Personen engagirt. Das Orchester, außer dem Musik- und Operndirektor und Kapellmeister besteht aus 29 Personen; im ganzen 98 Personen.

Das kaiserliche französische Theater, hat 2 Regisseurs, 12 Schauspieler und eben so viele Schauspielerinnen für Trauer- und Lustspiele; für die Oper 6 Sänger und 8 Sängerinnen und 2 Souffleurs; in allem 42 Personen.

Das kaiserliche italiänische Theater hat, ausser einem Inspektor 6 Sänger und 4 Sängerinnen (unter welchen Madam Mandorlet

ti, die prima Donna mit begriffen ist), folglich 11 Personen.

Inspektor für die ganze kaiserliche Hofmusik ist der beliebte Komponist, der Kollegienrath Kasslovsky; ferner gehören zu selbiger 2 Kapellmeister, 4 Musikdirektoren, 15 Konzertisten und Solospieler, und 108 Musiker, so daß das ganze Theaterwesen jetzt ungefähr 500 Personen beschäftigt.

Das französische Theater ist, vorzugsweise vor den übrigen, von den höhern und gebildetern Ständen am meisten besucht; das italiänische Theater, wann es opera buffa giebt und das deutsche Theater alsdann am häufigsten, wenn Donauweibchen, Teufelsmühlen und andere unsinnige Erbärmlichkeiten von ähnlichem Gelichter gegeben werden. Man eilt diesen Nonsens flugs in's russische überzutragen, weil auch russische Vorstellungen dieses geschmacklosen Inhalts für die Theaterkasse am einträglichsten sind. Bei allen vier Bühnen giebt es einzelne sehr gute Subjekte, doch das Ensemble könnte bei allen den hiesigen Bühnen bei weitem besser seyn. Dekorazionen, Garderobe und Ballette sind bei französischen Vorstellungen am glänzendsten, weil der Hof an diesen vorzüglich Gefallen findet. Im Herbst und Winter spielen die Franzosen regelmäßig zweimal wöchentlich in der Eremitage; russische und deutsche und bisweilen italiänische Vorstellungen werden höchst selten

daselbst gegeben. Die Nazionalbühne kommt nach und nach immer mehr empor.

Daß das große steinerne Theater abwechselnd zu französischen und russischen Vorstellungen dient, daß italiänische Opern gemeiniglich immer auf dem neuen kleinen Theater beim kaiserlichen Kabinet und deutsche Vorstellungen auf dem im Kuschelevschen (vormaligen Lanskoischen) Hotel am Schloßplatz erbauten Theater gegeben werden, ist bekannt. Da die Bevölkerung der Residenz jährlich zunimmt und die Zahl der jetzt existirenden Theater nach gerade zu klein zu werden anfängt, so möchte vielleicht in Kurzem noch ein viertes und zwar sehr großes hieselbst erbaut werden. Es soll, wie es heißt, in der Mitte des großen leeren und nur mit einigen Buden umgebenen vormaligen Aprarinschen Platzes, der sich von dem rechten Fontankufer bis zur Heustraße, der neuen Wechselbank gegenüber, erstreckt, zu stehen kommen und auch zu Maskeraden eingerichtet werden. Steinerne Gebäude, die theils zu Wohnungen des Theaterpersonale, theils zu Magazinen für Dekorazionen, Garderobe u. s. w. dienen werden, sollen diesen Platz alsdann umgeben.

IV.

Statistische Uebersicht von St. Petersburg in den letztverflossenen fünf Jahren.

	1800	1801	1802	1803	1804
Anzahl der Privatgebäude					
von Stein	1389	1411	1430	1452	1926
von Holz	5560	5272	4982	4678	5318
Anzahl der Krons- und öffentlichen Gebäude					
von Stein	216	229	254	247	264
von Holz	375	331	269	213	175
General-Summe der Gebäude	7540	7243	6935	6590	7683
Anzahl der Laternen	5921	6360	6215	6103	6514
Von der Geistlichkeit					
männliche Seelen	290	292	295	296	366
weibliche Seelen	215	228	220	211	245
Von den fünf ersten Klassen des Militairs					
männlich	109	582	381	490	580
weiblich	57	349	266	389	284
Staab- und Oberoffiziere					
männlich	1623	3557	2290	3935	3529
weiblich	524	1223	1423	2076	2525
Gemeine beim Militair					
männlich	27325	27123	33960	31501	37907
weiblich	3898	6224	3419	8312	10231

	1800	1801	1802	1803	1804
Von den fünf erst. Klassen vom Zivil					
männlich	625	792	879	707	817
weiblich	479	487	702	454	684
Von den übrigen Rangklassen vom Zivil					
männlich	4456	7957	7039	8378	8708
weiblich	3430	3935	4799	4271	4915
Ausländische Kaufleute					
männlich	1124	1310	762	1328	1446
weiblich	658	631	537	704	775
Rußische Kaufleute					
männlich	4152	7655	5886	5025	2815
weiblich	2753	4714	3914	4094	2154
Bürger, die kein bestimtes Gewerbe treiben					
männlich	15204	9449	8510	12104	12125
weiblich	7389	3227	6041	5617	6500
Handwerker					
männlich	12874	7660	11910	8000	10032
weiblich	5144	3078	576	2837	4599
Dienstbothen					
männlich	12517	18053	15150	16817	18033
weiblich	6252	8051	9104	9679	10291
Arbeiter					
männlich	60162	41660	52833	40960	52025
weiblich	26796	8804	17017	9522	18297
Leute verschiedenen Standes					
männlich	13129	22381	12675	25774	38838
weiblich	9023	12621	7593	11138	22416
Gener. Sum. d. Einwohn. beid. Geschl.	220208	202143	213367	214919	271137

Diese tabellarische Uebersicht der Einwohner- und Gebäude-Anzahl der Residenz während der letzten fünf Jahre von 1800 — 1804 verdankt den sichersten Nachrichten aus dem Polizeiarchiv ihre Entstehung. Wie sehr sich besonders in dem letztbenannten Jahre 1804 sowohl die Anzahl der Häuser (es sind ihrer 517 ganz neu gebaut) als auch die Bevölkerung vermehrt hat, muß jedem in die Augen fallen. Außer den 439 Kron- und öffentlichen und den 7244 Privatgebäuden giebt es jetzt hier 58 rußisch-griechische Kirchen, ohne die der übrigen Glaubensgenossen zu rechnen. Im Jahr 1779 (nach der historischen, geographischen und topographischen Beschreibung von St. Petersburg von Bogdanov und Ruban) gab es 48 Kirchen, 3 Hof- und 18 Hauskapellen in der Residenz.

Den Tabellen gemäß beträgt im Jahre 1804 die Bevölkerung 56218 Einwohner mehr als im vorhergehenden. Unter der Zahl der 271137 Einwohner sind 187221 männlichen und nur 83916 weiblichen Geschlechts; folglich giebt es 103305 mehr Männer als Weiber in St. Petersburg und diese machen kaum den dritten Theil der Bevölkerung aus. Ursache hievon ist theils das ansehnliche, größtentheils unbeweibte Militair, das, die Garden und Matrosen mitgerechnet, gegen 40000 Mann beträgt, theils der unbedeutende Gehalt

und die große Theurung, die wenigstens einen beträchtlichen Theil der Zivilbeamten von unterm Rang im Zölibat zu leben zwingen. Im Jahr 1803 als St. Petersburg 214919 Einwohner zählte, waren hier geboren 3636 Knaben und 3287 Mädchen, in allem 6923 Kinder, worunter sich 393 unehliche und nur 10 todtgeborne befanden. Gestorben waren 4578 männlichen und 3044 weiblichen Geschlechts, in allem 7622, worunter sich 1515 Knaben und 294 Mädchen, in allem 1809 Kinder von 1 bis 2 Jahren, 234 Menschen von mehr als 80 Jahren, 36 von mehr als 90 und 1 von 100 Jahren befanden. Im Jahr 1802, als Petersburg 213367 Einwohner hatte, waren geboren 4068 Knaben und 3618 Mädchen, in allem 7686 Kinder, worunter sich 300 unehliche, 25 todtgeborne und 14 ausgesetzte Kinder befanden. Die Anzahl der Gestorbenen belief sich auf 4248 männlichen und 3076 weiblichen Geschlechts, in allem auf 7324 Personen, worunter sich 1270 Knaben und 490 Mädchen, in allem 1760 Kinder von 1 bis 2 Jahren, 92 Menschen von mehr als 80 Jahren, 4 von hundert und darüber und ein Greis von 115 Jahren befanden.

Nach der historisch-geographisch-und topographischen Beschreibung von St. Petersburg von Bogdanov und Ruhan p. 244 wurden hier im J. 1775 geboren 4969 und starben 3107; im J.

1776 geboren 2816 männlichen und 2581 weiblichen Geschlechts, in allem 5397; gestorben 2600 männlichen, und 1769 weiblichen Geschlechts, in allem 4369. Welch ein Abstand mit den obigen Geburts- und Sterbelisten von den Jahren 1802 und 1803! Einen noch größern Abstand giebt folgende Liste von einer der bevölkertesten Residenzen Europa's. Im Jahr 1804 sind in London 11390 Knaben und 10153 Mädchen, in allem 21543 geboren. Begraben sind 8605 männlichen und 8433 weiblichen Geschlechts, zusammen 17038, unter welchen 1 von 105, 1 von 103, 4 von 101, 70 von 90 bis 100 und 413 von 80 — 90 Jahren sich befanden. (S. Hamb. unpartheiisch. Korresp. No. 10 v. 16ten Januar 1805) Demnach sind in diesem Jahre in London 14620 mehr geboren und 9416 mehr gestorben als in St. Petersburg.

V.

Neue Einrichtungen in Ansehung der Verwaltung des russischen Reichs unter Alexander I.

Wenige Monate schon nach seiner Thronbesteigung beschloß der Kaiser nach reiflicher Ueberlegung, die Staatsangelegenheiten, nach Verhältniß ihrer natürlichen Verbindung unter einander, in verschiedene Abtheilungen zu bringen und dieselben zur förderlichsten Betreibung unter die Jurisdikzion von acht Ministern zu setzen. Die Verwaltung der Reichsangelegenheiten wurde demnach durch ein Manifest vom 8ten Sept. 1802 in acht Abtheilungen gebracht, von denen jede, mit Einschluß aller, ihrem Wesen nach zu derselben gehörigen Theile, ein besonderes Ministerium ausmacht und sich unter der unmittelbaren Verwaltung des Ministers befindet, den der Kaiser damals ernannte oder in's künftige zu ernennen für gut finden wird. Die drei ersten Kollegien, das Kriegskollegium, das Admiralitätskollegium und das Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten stehen ein jedes unter der Direkzion seines Ministers, der ebenfalls alle Stellen und Sachen verwaltet, die von demselben abhängen, mit dem letztern derselben

werden noch die Zeremonienmeister-Geschäfte verbunden.

Durch einen am gedachten Tage erlassenen namentlichen Ukas wurden die acht Ministerstellen folgendergestalt besetzt:

Minister der Landmacht (ruß: Ministr vojennych suchoputnych sil) der General von der Infanterie und Vizepräsident des Reichskriegskollegiums, Wjäsmitinov.

Minister der Seemacht (Ministr vojennych morskich sil) der Admiral und Vizepräsident des Reichsadmiralitätskollegiums, Mordvinov. (Dieser Minister hat seitdem seine Dimission genommen und der Vizeadmiral Paul Tschitschagov verwaltet als Ministerkollege dieses Departement, obgleich für dasselbe im Manifest kein Gehülfe bestimmt ist.)

Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Ministr inostrannych děl) der Reichskanzler und wirkliche Geheimerath von der ersten Klasse Graf Woronzov; Ministerkollege, der Geheimerath, Fürst Adam Tschartoysky.

Justizminister oder Generalprokureur (Ministr Justizii) der wirkliche Geheimerath und damalige Generalprokureur Derschawin. (An die Stelle des wirklichen Geheimenraths Hrn. v. Derschawin (des rühmlichst bekannten Dichters), der den 7ten Oktober 1803 mit Beibehaltung seines vollen Gehaltes und 6000 Rubeln Tafelgeldern auf-

sein Gesuch verabschiedet worden, ward am nämlichen Tage der wirkliche Geheimerath Fürst Lopuchin zum Justizminister ernannt. Letzterer hat die Stelle eines Generalprokureurs schon einmal unter Paul I bekleidet. Zum Ministerkollegen dieses Departements hat der Kaiser den wirklichen Kammerherrn und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Hrn. v. Nowosilzov ernannt.

Minister der innern Angelegenheiten (Ministr vnutrennich del) der wirkliche Geheimerath Graf Kotschubey. Ministerkollege, der Geheimerath Graf Stroganov. Die Funkzion dieses Ministers verbindet ihn, für den allgemeinen Wohlstand des Volks, für die Ruhe, Zufriedenheit und gute Ordnung des ganzen Reichs Sorge zu tragen. Unter seiner Verwaltung stehen alle Zweige der Reichsindustrie, das Bergwesen ausgenommen; unter seiner Jurisdikzion befindet sich auch der Bau und die Unterhaltung aller öffentlichen Gebäude im Reiche. Ueberdies ist ihm die Pflicht auferlegt, sich aus allen Kräften zu bemühen, den Mangel an Lebensmitteln und an allem, was zu den unumgänglichen Bedürfnissen des Lebens gehört, abzuwenden. Das Departement der innern Angelegenheiten zerfällt in drei Expedizionen 1) Staatsökonomie 2) Staatspolizei und 3) Staatsmedizinalpflege. Die Staatsökonomie in drei Kam-

mern 1) des Ackerbaues 2) der Fabriken und Manufakturen und 3) des Salzwesens. Jede der Kammern hat nun wieder besondere Tische. Die des Ackerbaues hat zwei Tische 1) für die Kolonisten und 2) für die Produkte. Chef der Expedizion der Staatsökonomie ist der Geheimerath Hablizl, ein sehr einsichtsvoller und durch vieljährige Erfahrung in wichtigen Staatsämtern gebildeter Mann. Chef der zweiten Expedizion ist der wirkliche Staatsrath Speransky und der dritten der Kammerherr, Baron Lampenhausen.

Finanzminister (Ministr Finanzov) der wirkliche Geheimerath Graf Waßiljev. Ministerkollege der Hofmeister und Chef des Kabinets Gurjev. Stellvertretender Reichsschatzmeister der Geheimerath Golubzov. (Das Amt des Finanzministers hat zwei Hauptgegenstände: Die Verwaltung der Kameralsachen und des Reichsfinanzwesens, die der Regierung die zu ihrer Unterhaltung nöthigen Einkünfte liefern; und die Generaleintheilung nach den verschiedenen Zweigen der Reichsausgaben.)

Kommerzminister (Ministr Kommertzii) der wirkliche Geheimerath, Graf Rumiänzov, Oberdirektor des Departements der Wasserkommunikazionen und der Kommissionen zur Erbauung der Heerstraßen. Er ist zugleich Chef aller Zollbeamten.

Miniſter der Volksaufklärung (Ministr narodnago prosvêschtschenija) der wirkliche Geheimerath, Graf Sawadowsky. Miniſterkollege der Geheimerath Murawjev. (Unter die unmittelbare Jurisdikzion dieſes Miniſters gehören Erziehung der Jugend, Erweiterung der Wiſſenſchaften, die Oberdirekzion der Lehranſtalten mit allen denſelben untergeordneten Stellen; ferner die Akademie der Wiſſenſchaften, die ruſſiſche Akademie, die Univerſitäten und andere Unterrichtsanſtalten, die Privat- und Kronbuchdruckereien, die Zenſur, die Herausgabe der Zeitungen und aller periodiſchen Schriften, die öffentlichen Bibliotheken, Muſeen u. ſ. w.) Man ſehe ausführlicher darüber Storch's Zeitſchrift: Rußland unter Alexander I. Lief. 2 p. 163 — 202 und Lief. 3. p. 410 — 416.

Das Departement der Apanagen, das unter keinem der benannten Miniſter rangirt, hat ſeinen eigenen Chef, den wirklichen Geheimenrath Troſchtſchinsky, der auch zugleich Generalpoſtdirektor des ganzen ruſſiſchen Reichs und Senateur iſt und als ein Mitglied des Konſeils zu den wichtigſten Staatsbeamten gehört.

In dem, wegen Errichtung des neuen Miniſteriums erlaſſenen Manifeſt ward jedem der Miniſter vorgeſchrieben, zu Ende des Jahrs dem Kaiſer durch den dirigirenden Senat von der Verwaltung aller ihm anvertrauten Gegenſtände

schriftliche Rechnung abzulegen. Der Senat, nachdem er diese Rechnung im Beisеyn des Ministers, der sie einreicht, untersucht hat, fordert von ihm, wenn es nöthig ist, Erläuterungen und stellt dem Monarchen die besagte Rechnung des Ministers, zugleich mit seiner Meinung über die Verwaltung und den Zustand der ihm anvertrauten Gegenstände vor. Einem jeden Minister sind Tage in der Woche bestimmt, an welchen ihn alle, die in seinem Ministerium Anliegen haben, ohne Hinderniß sehen und ihm in den dazu festgesetzten Stunden ihre Bedürfnisse vorstellen können.

Der Minister der innern Angelegenheiten war der erste, der sein compte rendu durch den Druck zur Publizität brachte. (S. Storch's Rußl. unter Alexander I Lief. 3. p. 393 — 410, Lief. 4. p. 1 — 61 Lief. 6 p. 333 — 352 und p. 446 — 451 und Lief. 7 p. 46 — 73.) Seinem Beispiele folgte der Kommerzminister. Es heißt, daß das Publikum sich auch schmeicheln dürfe, einst ähnliche unterrichtende comptes rendus von den übrigen Ministern gedruckt zu sehen.

VI.

Die Türken unter einem Gesichtspunkte mit den bedeutendsten Kriegernazionen der Vorwelt. —

Verweichlichte Völker sind die leichte Beute ungeschwächter Kriegernazionen. Nicht die feinste Kultur kann bei tiefer Entnervung sie retten. Sie müssen sogar wilden Horden unterliegen, die nur zahlreich genug, und durch etwaige erste Hindernisse nicht abgeschreckt, auch beharrlich genug, ihre Waffen gegen sie kehren.

So war es, seit die Geschichte ihre Annalen schrieb. So, da nur noch mytheureiche Sagen unter schriftunkundigen Jugendvölkern in Liedern herumgingen. Und so muß es alle Zukunft bewähren.

Wo in der üppigsten Schwelgerei eines nimmer satten und immer nur mit höchster Bequemlichkeit passiven Sinnengenusses der Körper erschlafft, die Herzenswärme für edle Gefühle erkaltet, die Seelengröße niedersinkt, der Muth zu jeder Unternehmung erstirbt, welche Gefahren droht oder auch nur Kraftaufwand und Entschlossenheit fordert — und der Geist sich so verkrüppelt, daß er nicht mehr im Schaffen würdiger Ideen, im Sinnen über edlen Thaten fortschreitet, sondern im Entspinnen niedrer Ränke, im Brüten über

schändlichen Genüssen nur fortkriecht; — wo man schon die Idee von Recht und Pflicht als kindischen Aberglauben verhöhnt, und daneben doch in abergläubischer Verzagtheit Zaubermittel und Fetischanbetung gegen anrückende Feindesheere versucht; *) — wo kein anderer Gemeingeist herrscht, als der gemeine, jede Art genußsüchtiger Lüsternheit in immer steigenden Graden zu reizen, und gleichviel auf wessen und wie vieler und wie große Kosten zu befriedigen: — wie wäre da energischer Widerstand gegen ausdauernden Angriff möglich! besonders, wenn das angreifende Volk, an Entbehrung und Beschwerden gewohnt, sich im eroberungsdurstigen Heroensinne unter die geweihte Fahne eines bewährten kühnen Heerführers versammelt!

So stürzten die alten verweichlichten Völker des vordern Südasiens unter den Szepter des Cyrus. So schlugen wenige Tausende der damals noch mannhaften Griechen die entarteten Perser millionen, bis endlich gar das kleine Heer des

*) Die Heiligen-Anrufung der Byzantiner gegen anrückende Türkenheere war doch nichts Besseres als Fetischdienst. — Daß aber der französische Hof im Jahre 1578 gegen die Armee Karls V einen Zauberer aus Deutschland verschrieb, gehört nicht so eigentlich hieher; denn hier ist eine Hofdemarche von einem letzten Zufluchtsmittel der Nazion gar wohl zu unterscheiden.

großen Mazedoniers das weite Perserreich eroberte. So stürzte Karthago, das reiche, stolze, aber feig durch fremde Söldlinge kämpfende, in Banquiers-partheien zerspaltene Karthago; so das in sich selbst aufgelöste Griechenland, Klein- und Vorderasien, nach einem kurzen Kampfe, unter die Krallen des römischen Adlers.

Und Rom selbst — erstarkte anfangs zwar durch die reiche Beute, sogar bis zum Siege über brave Nationen; vergiftete sich aber bald auch tödlich mit der Sittenpest seiner frühern Eroberungen. Bald erlag es im Westen und Süden seines ungeheuern Reichs den wilden Heeresschaaren, die von Nord und Nordost her seine Gränzgötter niederwarfen, an die es selbst längst nicht mehr glaubte. Sein Osten, das Byzantinerreich lebte, oder kränkelte vielmehr, tausend Jahre länger, im langsamen Selbstmorde thatenloser Grübeleien, Tücke mit Tücke überlistender Eunuchen- und Weiber-Intriguen, und überhaupt der verdorbensten Sitten. (Hier kämpften seine äußern Feinde zu oft und zu hartnäckig gegen einander selbst blutige Kämpfe.) Dann kam auch *seine* Stunde. Recht wie dem elendesten Lüstlinge, auf den mannhafte Gegner stürmen, während der kalte Brand ihn innerlich verzehrt, waren ihm schon bei lebendigem Leibe stückweise die Glieder theils abgeschlagen, theils von selbst abgefallen; als endlich, an der sieggewohnten Turkomannen-Spitze, Moha-

med II. dem elenden Kaiserthums-Reste, dem rumpflos gewordenen Haupte den Tod gab.

Diese Turkomannen, vom kaspischen Ostgestade her — sie, die unter ihren Osmaniden-Helden alle jene vielherrisch gewordenen schönen Länderstriche in Klein- und Vorderasien, und in Europa's Südosten mit Aegypten in ein Reich zusammenschlugen, dem sie ihren Horden-namen gaben — sie waren ein braver Menschenschlag von festem, ansehnlichem Körperbaue und kühnem, ausdauerndem Unternehmungsgeiste, aber auch von einfacher Lebensart und biederer Geradheit des Charakters. Gewiß auch der edelsten Menschen- und Bürger-Kultur fähig; wären ihnen nicht schon, als sie die Gründung ihres Reichs begannen, neben dem moslemischen Fanatismus noch andere böse Orientalismen eigen gewesen, und wären sie nicht mit ihren Besiegten sogleich in eine gar zu üble Gesellschaft gerathen.

Jene feige, weibische, hämische Byzantiner, mit ihren zu Kindereien herabgesunkenen Künsten, zu müßigen Spitzfindigkeiten verrenkten Wissenschaften: sie mußten den geradsinnigen Türken allen Geschmack an europäischer Verfassungsart und Thätigkeit verleiden. — Und jene Polygamie und ihr gräuliches Produkt, das Einsperren der Weiber unter der Aufsicht unnatürlicher Wächter, die sich entmenschten, da Menschenmäkler sie entmannten; und jene bevorrechtete Willkühr über

Concubinen, Kinder und Sklaven: sie muß in Individuen und Nationen allen Sinn für wahre Bürgerfreiheit, für festen Rechtsbestand unter allgemein schützenden Gesetzen unheilbar abstumpfen und endlich ganz ertödten.

So erklärt es sich, warum die Türken — Gesetz und Sitte und Verfassung ihrer Unterworfenen tief verachtend — ihr neues Reich ganz auf denselben Militairfuß setzten, auf welchem ihr Heer im Felde stand; warum ihre Kadi's, wie ihr Kriegsgericht, auf blos summarische Untersuchung ihr schnelles Urtheil sprechen; warum der Sultan, die Paschen, Beglerbecks ꝛc., im Kriege wie im Frieden, über Vermögen, Leib und Leben, ohne allen Prozeß, auf bloßes Kommandowort exekutiv verfügen, so oft der Drang der Umstände einen scheinbaren Vorwand giebt. Und wann gäb' er diesen nicht dem, der ihn sucht! —

Wie der Feldherr die Seele seines Heeres, so ist in einer Militairdespotie das unbeschränkte Oberhaupt die Seele seines Staates. Ein Held, verschlagen, kühn und glücklich, muß ein solcher Herrscher seyn: populair-stolz im Felde, und pomphaft-stolz in der friedlichen Regentenglorie. Unermüdlich muß er über jedem Schritte seiner vornehmsten Staatsbeamten und Unterfeldherrn wachen; sie müssen sich nie ungesehen von seinem Adlerblicke glauben. Tiefe Menschenkunde muß ihn solche Unterchefs erwählen lassen, die für ihre

nächsten Untergebenen sind, was er für sie ist, und diese wieder durch die Macht des Beispiels und überwiegende Charaktergröße nach sich zu bilden wissen. Unbestechliche Gerechtigkeit gegen Satrapendruck und Bürgerränke, mit blitzschneller Entschlossenheit im Bunde, muß er dem Volke zeigen. Es muß ihm nie mißlingen, die Frevler gegen Bürgerglück, die Empörer gegen seinen Herrscherwillen, die Hochverräther an der Staats-Organisation, kurz, alle seine und des Staates offene und versteckte innere Feinde einzuschrecken, und die verborgenen Talente hervorzuziehen in deren angemessenen Wirkungskreis; und im Volke den festen Glauben an seine (des Oberchefs) unverletzliche Hoheit, und die fast anbetende Ehrfurcht vor ihm unerschüttert zu erhalten.

Wohl ist jedem Staate auf immer ein Regent von den meisten dieser Eigenheiten sehr zu wünschen. Aber in einem Militair-Reiche, wie das türkische seit Osman, muß ganz ein solcher Geist des Hauptes alle Glieder und Organe des politischen Körpers beseelen, wenn dieser gesund und wehrhaft leben soll. Hier steht und fällt mit einem solchen Haupte die innere Ruhe und die äußere Sicherheit. Hier lebt und stirbt mit ihm die rege Circulation des Staatsvermögens im Innern, und die mächtige Schlagkraft nach Außen.

Zwölf Sultane, mehr und minder, doch immer im bedeutenden Grade, dem gezeichneten Herrscherbilde ähnlich, hatten von Osman bis auf Suleiman in ununterbrochener Reihe den Türkenstaat beherrscht, verkräftiget, vergrößert, furchtbar gemacht. Und unbesiegbar, unwiderstehlich war das Volk, das gewohnt, den Sultan immer persönlich an seiner Spitze, allgegenwärtig im Felde und im Staate und allen Gefahren Hohn bietend zu sehen, seinem Willen wie allmächtigen Naturgesetzen folgte.

In dieser Heroen-Periode der Türken, besonders nach dem Mongolensturme, drangen selten ihre Roßschweife mit nachdrücklichem Ernste in ein Land, über welchem nicht bald hernach ihre halben Monde auf Thürmen und Moscheen-Kuppeln blitzten. — Auch hatte nicht spielende Fantasie, nein! blutig errungener Sieg, ihnen Roßschweife zu Fahnen gegeben. Einst flohen sie in einem Treffen, nach dem Verluste ihrer großen Standarte. Da hieb der Großweffir mit einem Säbelhiebe einem Pferde den Schweif ab, steckte ihn auf die Spitze einer Lanze, sammelte die Flüchtigen um das neue Heereszeichen her und siegte *).

*) Auch bei den Polen war der Roßschweif an einer hohen Lanze, unter dem Namen Bontschuk, des Groß- und des Unterfeldherrn Insignie.

Doch schon unter Selim II, dem System der folgenden Sultane, die im Harem schwelgten, und ihre Paschen, Wessirs, Mufti's schalten ließen, kam das Reich an den Rand des Verderbens. Die vereinte Flotte des Pabstes, der Venezianer, Malthe's, Savoyens, Toskana's, und vorzüglich der damals seemächtigen Spanier, vernichtete am 7ten Okt. 1571 bei Lepanto in einem der fürchterlichsten Seegefechte, die je geschlagen wurden, so ganz die Türkenflotte, daß Konstantinopel zitterte. Der Streit der Sieger über die gemachte Beute zerriß jedoch ihren Bund, und so zerstob der elektrische Wolkenwirbel, ehe er den halben Mond von dessen Himmel herab, in den Staub warf. Der Blendglanz der errungenen Schätze rückte den Habsüchtigen die unbewehrte Quelle der ungeheuer größern aus dem Auge; und sie zogen vereinzelt nach Hauße.

Auf Selim II folgten Sultane, die nicht wie die vorhergehenden im Felde und unter Staatsgeschäften, sondern als verweichlichte Serailgefangene erzogen, ganz ohne einen Begriff von Herrscherwürde, ohne Reichs- und Menschenkunde, ohne Selbstgefühl, arbeitsscheu, schwach, feige, vom versteckten Polsterlager leckerer Genüsse auf den allgesehenen, gefährlich hohen Thron gelangten.

Schon der nächste nach Selim II, Murad III wußte gegen den mächtigen Schach Abbas von Persien, und gegen den Rebellenpascha Ekriwan nichts

Bessetas, als einst der byzantinische Kaiser gegen den Türkenfeind, zu thun; nichts als Fasten und Gebete anzuordnen.

Vor der fürchterlichen Janitscharen-Revolte im unglücklichen Kriege mit Ungarn sich zu retten, entschließt sich dieses Murads Thronfolger, Mohamed III im Verzweiflungsmuthe, jedoch nicht anders als mit allen seinen Weibern, Jagdhunden und Falken, im Felde zu erscheinen. Das Glück siegt hier für ihn, warlich! ohne sein Zuthun, und sogar gegen sein Erwarten; die Siegesboten treffen ihn ja schon im Begriffe zu fliehen.

Und nach diesem Mohamed III wird der Sultan gar zum geschmückten Gliedermanne, mit dem die Janitscharen spielen, wie einst im entarteten Römerreiche die Leibgarde (Prätorianer) mit den Cäsaren, im alten Frankenstaate der Major Domus mit dem Könige, und im sinkenden Chalifate der türkische Emir al Omrah mit dem Chalifen spielte.

Zwei dieser Schattensultane hatten schon auf dem Türkenthrone figurirt, und der zweite war gar nach Janitscharen-Belieben ab- und wieder eingesetzt, und abermals entthront und dann erdrosselt worden; da ermächtigte sich plötzlich die erbleichende Sultansglorie, in einem Osmaniden, noch einmal der ererbten Hoheit wieder. Das letzte Auflodern der ungenährt verlöschenden Flamme.

Murad IV heißt der Mann, dessen unerwartete Energie noch einmal dem Schicksal des Türkenstaates einen glücklichen Umschwung gab. Seine Geschichte werden meine Leser vielleicht nicht ungern in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift erwarten.

VII.

Die Reise nach Adrianopel.

Ehe die Karavane die große Stadt erreichte, die Kaiser Hadrian's Namen führt, gelangte man zu einer breiten sehr gebahnten Straße, die indessen nicht immer über Ebenen hinläuft. Rechts und links erblickt man eine Zeitlang nichts als bergigte, unbebaute Gegenden, die Einen oft genug daran erinnern, daß man sich in der Türkei befindet. Es war Anfangs Septembers, die großen Risse auf der Heerstraße und in der Erde an beiden waren deutliche Beweise der großen Dürre. Seit vier Monaten war kein Tropfen Regen gefallen und man befürchtete, wenn der Himmel sich nicht bald öffnen würde, einen noch größern Brodmangel, als wirklich hier in diesem sonst so gesegneten Lande schon herrschte. Das Bett der kleinen Flüsse war ausgetrocknet und enthielt statt

Wassers nur trockenen Sand. Ueber einen solchen Fluß führte eine schöne steinerne Brücke und über diese der Weg nach Adrianopolis.

Wir kamen mehrern Weinbergen vorbei; immer lebhafter wurde es nun um uns herum. Bei einer schönen Fontaine fanden wir auf einer großen Fläche eine Menge Türken versammelt. Links am Wege erhob sich eine starke Anhöhe. Ich bestieg diese und hatte nun ein herrliches, lebendiges Gemälde vor mir. In der reizenden Landschaft schlängelte sich Rechts von der großen Straße nach Adrianopel die Tunscha in lieblichen Krümmungen hin. So weit das Auge trug, ward die unter mir liegende Ebene, die das Gewühl von einem zahlreichen Haufen Muselmänner mit den verschiedenartigsten Turbanen und den buntesten Gewändern belebte, und der Horizont von einer Kette, im blauen Nebel gehüllter Berge bekränzt. Gerade vor mir stieg amphitheatralisch die große Stadt empor und zwischen dunkeln Buchen und schlanken Pappeln ragten auf einer sanften Anhöhe mehrere Gebäude hervor und über alles die strahlenden Kuppeln von prächtigen Moscheen mit ihren hohen Minareten. Majestätisch über die übrigen erhebt sich der der Selim's-Dschamie gehörige Dom; neben diesem steigen, gleich Schiffsmasten oder hohen wohl verzierten Stangen an Baugestellen die den Selimstempel umgebenden vier Minarets hoch in die Luft hinauf.

Der Zug gieng nun langsam der Stadt zu. Nahe bei derselben führte der Weg dicht einem dunkeln Walde, einem alten Götterhaine ähnlich, vorbei. Am Fuße des Waldes floß auf der einen Seite die Tunscha hin, durch die hohen, ehrwürdigen Bäume schimmerten die Mauern und Thürme des Sultan-Serail's oder des kaiserlichen Schlosses, das der Großherr, wenn er sich, wie das ehemals oft geschah, zu Adrianopel aufhält, bewohnt. Die Kanäle, welche auf der andern Seite diese Residenz umgeben und über welche steinerne Brücken führen, machen diesen Bezirk zur Insel. Durch lauter sehr enge Gassen und zwischen unzähligen Buden, die sich fast in einer ununterbrochenen Reihe auf beiden Seiten der Straßen neben einander hinzogen, ging nun der Weg zu unserm Quartier am entgegengesetzten Ende der Stadt. Wo diese ihre Grenze hat, fangen die weitläuftigen mit einer unabsehbaren Menge von zierlichen Grabsteinen und mit Zypressen geschmückten muselmännischen Gottesäcker an. Ueber diese liegt weiter hinaus links der jüdische Todtenhof.

Ich ließ mich, sobald wir angelanat waren, in das Kaffeehaus der Fränken führen. Vor demselben fließt die Maritza vorbei. An diesem Fluß, welchen Voltaire in seiner Geschichte Karls des zwölften den Hebre nennt, sieht man noch Ruinen des Schlosses, das dieser kriegliebende König der Schweden länger als ein Jahr

bewohnte und das er endlich durch Anwendung von Gewalt verlassen mußte. Außerhalb der Stadt vereinigt sich die Mariiza mit der Tunscha und Arda. Rechts von dieser Stelle liegt Karagaza, ein Dorf, welches die Franken bewohnen und in welcher Gegend sie auch ihren Kirchhof haben.

Von hier ging ich in Gesellschaft, den großen hiesigen Khan in Augenschein zu nehmen. Es ist ein weitläufiges viereckiges Gebäude mit Gewölben, in welchen Kaufleute zur Sicherheit vor den, in der Türkei so häufigen Feuersbrünsten ihre Waaren aufzubewahren und wo sie auch oft selbst zu wohnen pflegen. Hier fanden wir eben eine Menge christlicher Kaufleute mit Einpacken ihrer Waaren beschäftigt, um sich mit denselben nach einem großen Jahrmarkt, der in einem benachbarten Flecken jährlich gehalten wird, zu begeben. Die reichsten in Adrianopel etablirten Kaufleute wären schon dahin abgereist.

In der Stadt bemerkt man hin und wieder alte Mauern, Thürme und Thorwege, und über letztern in Stein gehauene Zeichen, als eine Schneidersscheere, einen Fisch u. s. w., die ehemals wahrscheinlich diesen Thoren ihren Namen gaben oder auch wohl das Handwerk der in dieser Gegend wohnenden Bürger, als Schneider, Fischer u. s. f. andeuteten. Diese Mauern bezeichnen vermuthlich den Bezirk des alten Adrianopels.

Eins der älteſten Gebäude der Stadt iſt die Metropolitankirche der Griechen, die hier ihren Erzbiſchof haben. Die innern Verzierungen ſind jedoch von neuern Zeiten. Außerdem giebt es hier noch viele andere griechiſche Gotteshäuſer.

Ich ging nun über die Tunſcha über die lange ſteinerne Michaelisbrücke, die zur Zeit der griechiſchen Kaiſer erbaut iſt, dann längs eines ſehr langen ſteinernen Quai's bis zu der von Sultan Bajazeth dem Erſten erbauten Moſchee. Sie führt den Nahmen Imareth (Hotellerie) und iſt einer edlen Anſtalt wegen, durch welche ein ſchöner Zweck der Religion erfüllt wird, merkwürdig. Hier ſpeißt man nämlich zweimal wöchentlich die Armen der Stadt mit Pilav und ſchafft ihnen, wenigſtens an dieſen Tagen, einen ſichern Unterhalt.

Zu dieſem Imareth gehört ein daneben liegendes Gebäude, das zur Aufbewahrung der Wahnſinnigen dient. Vier Unglückliche lagen hier an ſtarken Ketten geſchmiedet. Ein Springbrunnen mit einem Baßin in der Mitte des Zimmers ſorgt für Abkühlung und Reinigung der Luft. Die Nähe dieſes Gebäudes bei dem Tempel ſcheint den religiöſen Geſichtspunkt, aus welchem der Muſelmann den Verluſt des Verſtandes anſieht, zu beweiſen. Für ihn hat der Wahnſinnige allem Irrdiſchen entſagt, um nunmehr dem Himmliſchen

nachzuhängen. Daher geht auch in der Türkei ein solcher Unglücklicher so lange frei umher, bis er seinem Nebenmenschen etwas zu leide thut; geschieht das, so bringt man ihn in dies Gebäude zur Verwahrung und der Staat sorgt für ihn.

Im Vorhofe der Bajazeth's-Dschamie liegt in dem Winkel eines Thorweges eine Büste von Porphyr, wie hingeworfen. Der Kopf fehlt derselben. Man schreibt sie dem Kaiser Hadrian, dem Erbauer dieser Stadt zu, doch gewiß irrt man sich: denn die Künstler damaliger Zeit, die, während griechische Bildhauerkunst in vollem Flor und noch unverdorben war, gewiß keine so schwere Draperie machten und überhaupt nicht so plump arbeiteten, wie dies der Fall an besagter Büste ist, würden dadurch sehr beleidigt werden. Mit Recht sagt nämlich Winkelmann: Unter Hadrian ward die Kunst auf den Thron erhoben, so daß Griechenland, seit dem Verlust seiner Freiheit, keine glücklichern Zeiten und keinen mächtigern Freund gehabt hat. Mit den schönen Statüen, die aus seiner Villa unter Tivoli seit drittehalb hundert Jahren ausgegraben wurden, sind alle Museen in ganz Europa bereichert. Aus allen diesen Werken ersieht man leicht, daß Hadrian die Kunst, die unter seinen Nachfolgern wieder zu sinken anfing, in ihrem ganzen Umfange begriffen hat. Er würde also gewiß einer Stadt, deren Gründer er war, keine mit so wenigem Ge-

schmack ausgeführte Arbeiten zur Zierde gegeben haben.

Merkwürdiger als die ebenerwähnte Bajazeths-Moschee ist, ihrer Architektur und Größe wegen, die von Selim dem Grausamen erbaute und nach ihm benannte berühmte Selim's-Dschamie, eins der erhabensten und prachtvollsten Monumente der neuern türkischen Baukunst, die ungefähr mitten in Adrianopel und auf dem höchsten Theile der Stadt liegt. Nachdem wir durch den ersten Vorhof dieses Prachttempels gegangen waren, stiegen wir zu dem zweiten, etwas erhabenern hinauf. Dieser hat drei Thore, da hingegen zu dem ersten Vorhof vier Thorwege führen, ist mit Marmorplatten gepflastert und auf allen vier Seiten von Arkaden umgeben. Jede derselben, die wie eine Zelle gewölbt ist, hat ihren eigenen Dom und diese sind, so wie die Dschamie selbst, alle mit Blei gedeckt. Die Schafte der Säulen, auf denen die Bögen ruhen, sind aus Einem Block, entweder Marmor oder Granit, und haben unten einen bronzenen Reif. Die Kapitäler sind durch etwas plump gearbeitetes Laubwerk geziert und mehr gothisch als griechisch.

Einige stark belaubte hohe Bäume, die aus dem Pflaster des zweiten Vorhofs hervorragen, beschatten denselben. Noch mehr Kühle giebt ihm aber ein Springbrunnen von hellem krystallähnlichen Wasser mit einem Bassin. Die Façade des

Tempels, die Verzierung an derselben an dem Eingange und an den Fenstern nähern sich ganz dem gothischen, vielleicht mit einem etwas von dem der Erbauer untermischten Styl.

Die innere Verzierung der Dschamie, deren Wände mit japanischem Porzellain bedeckt sind, ist äußerst einfach. Gallerien gehen rundherum. Zur linken Hand vom Eingang befindet sich die Loge des Großherrn mit einem vergoldeten Gitterwerk; nicht weit von dieser steht die Kanzel des Mufti. Das Ganze wird an dunkeln Wintertagen und in den Nächten des Ramazan's durch mehr als tausend Lampen, die sich in Glaskolben befinden, erleuchtet. Mit Einem Blick übersieht man das Innere der, mit einer weitgespannten Kuppel bedeckten, Dschamie.

Ich weiß mir nicht die Ursache zu erklären, woher mir dieser Ort, der in der That viel majestätisches hat, für den wahren Verehrer der Gottheit schicklicher, als St. Peter in Rom, zur Anrufung des erhabensten Wesens zu seyn schien? Dort ziehen die prächtigen Tomben der Päbste mit den schönen Statuen an denselben und von diesen viele in der wollüstigsten Stellung und dann die herrlichen Altarblätter von Mosaik die Bewunderung des Hereintretenden auf sich. Er staunt das unnachahmliche Gebäude, dieß große schöne Werk menschlicher Hände an, vergißt wohl gar das Wesen, zu dessen Verehrung der Tempel

da steht, bewundert die Werke der Kunst und bemitleidet allenfalls die Eitelkeit der heiligen Väter. In St. Paul in London, dessen Inneres sehr einfach ist, irrten meine Augen an den nackten Wänden des großen Gebäudes umher und in der weitgespannten Kuppel verlohr sich endlich voll Bewunderung mein Blick. Wie so ganz anders war mein Gefühl in dieser Dschamie als in jenen beiden so berühmten und größten Tempeln Europa's! Einfachheit und schönes Verhältniß sind in dieser so trefflich konzentrirt. Nichts konnte mich zerstreuen und fast schien es, als ob die Ehrfurcht, die ich hier empfand, ein wenig Vorliebe vor der einfachen Gottesverehrung der Muselmänner sey: denn still ist diese, voll Einfalt und ohne Prunk.

An jeder Ecke des kolossalen viereckigen Gebäudes steht ein hoher Minaret mit drei Gallerien für die Muezems oder Gebetrufer. Zu jeder derselben führt ein eigener Gang spiralförmig zu dem schmalen Thurm herauf. Dreihundert fünf und dreißig Stufen leiten zu der obersten Gallerie bei jedem. Die Arbeit in Stein an jedem der vier Minarets ist äußerst nett und völlig beendigt, so wie das Ganze des Pallastes überhaupt sowohl als in seinen Theilen einen sehr feinen und gebildeten Geschmack verräth.

Doch wir verlassen diesen Prachtkoloß, der ganz Adrianopel zu einer so großen und seltenen Zierde

dient, und wenden uns nach der Tunscha wieder, wo das große Sultan-Serail oder die kaiserliche Residenz in dieser Stadt prangt. Es besteht aus einer fast unzähligen Menge von Gebäuden, alle mit Blei gedeckt und durch vergoldete halbe Monde verziert, Wohnzimmer, Harem und Bäder des Großherrn in sich schließend. Der erste Hof des Adrianopelserails, der sehr groß ist, sieht mit seinen herumliegenden Gebäuden, beinahe einer Fabrike ähnlich. Hier wohnt der Bostanschi-Baschi von Adrianopel, mit dessen Justiz und besonders mit dessen gerechter Strenge bei Verwaltung der Polizei die hiesigen Einwohner sehr zufrieden seyn sollen.

Ein Thor führt aus dem ersten Hof in den zweiten und aus diesem gelangt man in den Audienzsaal und in die Wohnung des Sultans. Zu dieser führen mehrere bequeme Stuffen hinauf. Der Eingang ist vollkommen einer Moscheethüre ähnlich und hat ganz die nämlichen Verzierungen, daher man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf ein ehmaliges Kloster zurückschließen kann, das bei der Anlage dieses weitläuftigen Pallastes zur Basis gedient haben mag. Aus den obern Zimmern genießt man einer herrlichen Aussicht über die ganze Stadt und die herumliegende Gegend.

Neben dieser Wohnung liegen die Bäder. Diese hohen Zimmer haben Wände mit kleinen Kacheln von gemeiner Fayence und Kamine; in an-

dern findet man Blumenstücke al fresco auf den Wänden. Auf den Decken sind Arabesken mit schönen Farben gemalt; auch Vergoldungen sind nicht gespart. Uebrigens ist die Malerei äußerst künstlich und mühsam; kurz Alles trägt das Gepräge eines sonderbaren Geschmacks. Das Ganze scheint gut erhalten und sorgsam bewacht zu seyn, obgleich die türkischen Sultane nun seit langer Zeit hier nicht residirt haben.

Von dem Serail begaben wir uns nach den sogenannten Pascha's Buden, die der Aufmerksamkeit des Reisenden ebenfalls werth sind. Sie bestehen aus Gewölben und enthalten die reichsten Waaren. Jene sind so groß, daß man nicht nur unter ihnen hergehen, sondern auch reiten kann. Phlegmatisch sitzt der Eigenthümer einer solchen Bude da, wedelt sich die Fliegen ab, zieht dabei langsam durch seine lange Pfeife den Rauch in den Mund und jagt ihn dann in wirbelnden Zügen durch die Nase. Keiner ruft hier, wie bei uns, Vorbeigehende herbei, keiner bemüht sich nur auf irgend eine Art Käufer anzulocken, keiner scheint hier darnach zu streben, durch Anschaffung neuer Waaren frischen Gewinnst zu haben oder durch beständigen Debit die Alten loszuwerden. Es ist, als wenn jeder ruhig und gelassen sein Glück erwartete, es aber unter seiner Würde hielte, ihm entgegenzugehen. Doch in der Türkei hat die Tyrannin Mode kein Gebiet erobern können; sie

scheint sich mit der Beherrschung Europa's zu begnügen; darum giebt es auch auf den türkischen Märkten keine Neuigkeiten des Tages.

Die Wohnung des türkischen Gouverneurs von Adrianopel liegt auf dem höchsten Theile der Stadt. Die Zimmer sind im morgenländischen Geschmack verziert. Der Saal im nebenbei liegenden Gartenpavillon athmet Wollust. Er ist auf zwei Seiten offen und dominirt einen großen Theil der Stadt. Weichgepolsterte Divans umgeben denselben und in der Mitte erfrischt ein Springbrunnen mit klarem Wasser, das in einem marmornen Bassin aufgefangen wird, die Luft, die durch den Blumenduft aus dem unterliegenden Garten und von den jetzt sehr stark blühenden Bäumen eine noch wollüstigere Mischung erhielt. In einem solchen Aufenthalt muß es sich sein Leben genießen lassen! Hier könnte ein tiefsinniger Engländer im stärksten Anfall von Spleen kaum an Selbstmord denken!

Die Häuser dieser großen Stadt, die auch bisweilen Andrinopel, türkisch aber allezeit Edurneh genannt wird, sind so dicht neben und fast über einander gebaut, daß ich mich nicht mehr darüber wundern kann, wenn bei einer Feuersbrunst, hier eben so wie in Konstantinopel, hunderte, auch wol tausende derselben in kurzer Zeit ein Raub der Flammen werden. Der Buden sieht man übrigens an fast allen Orten eine so unge-

heure Anzahl, daß man faſt fragen möchte, wie es möglich iſt, daß jeder Verkäufer hier ſeinen Käufer findet, obgleich die Stadt mit ihren engbebauten Gaſſen gegen achtzigtauſend Einwohner enthalten ſoll. Doch das iſt ja in allen orientaliſchen Städten nicht anders.

Die Straßen um Adrianopel waren zu der Zeit, als noch die Sultane ihre Reſidenz hier aufſchlugen, nämlich von dem Jahre 1360 bis zur Einnahme von Konſtantinopel durch den zweiten Muhammed, und Kriege wider Deutſchland, Ungarn und Polen führten, auf eine Stunde Weges gut gepflaſtert; davon ſieht man jetzt noch viele Ueberbleibſel. Auch erblickte ich auf dem Rücken eines Berges an den beiden Enden der Stadt, Ruinen von altem Gemäuer, welches die Feuersbrunſt von ehemaligen Landhäuſern hier reſidirender Sultane übrig ließ.

VIII.

Parallelen in Erinnerungen aus dem Orient.

1.

Aus Japan.

Hier lassen sich fromme Leute gern in Papierröcken begraben, auf welchen ihre Religionsgrundsätze geschrieben, und (im Fall der launige Paradiesespförtner daran noch nicht genug hat) auch einige Zaubercharaktere gemalt stehen. Vermuthlich ist nach japanischem Glauben der Mensch im andern Leben immer noch treues Abbild seiner Leiche im Grabe — und sein Himmel eine Art Maskerade*).

*) Warum fällt mir hier wohl die Verkleidung ein, die einst Jean de Mabüse, ein lustiger Mahler aus Flandern, vor dem ernsten Kaiser Karl V. trieb? — Der hatte sein weiß-damastenes Hofkleid vertrunken, und sollte doch in aller Eile vor dem Monarchen erscheinen. Da bemalte er sich raschweg ein weiß-papiernes mit damastenem Glanze und Blumen; und die Majestät entdeckte auch erst ganz in der Nähe die Täuschung.

Hier war ja das Larvenkleid nicht Surrogat, sondern Dokument von dem Gehalte des Verlarvten.

Bei uns herrscht, wer weiß wie lange schon! ein ziemlich ähnlicher, und genau erwogen, fast noch klüger berechneter Glaube. Ich denke hier gar nicht an Weltpapisten, die sich gern im Klosterhabit begraben lassen; sondern an alle Weltleute, die sich noch geraume Zeit vor ihrem Tode und Begräbnisse, durch recht fleißige Aeußerungen — versteht sich, blos mündliche und schriftliche, oder, wie sie auch heißen könnten, luftige und papierne — in die bravsten Grundsätze kleiden, um desto sicherer nach gewissen andern zu handeln. Und sind auch diese andern eben nicht schön auszusprechen, so machen sie doch unausgesprochen und so ganz im Stillen ihren Mann selig — und zwar noch im Fleische. Und will zuweilen die grundbrave Einkleidung nicht ausreichen, nun! so hilft man sich auch hier mit gewissen Zaubereien heimlicher Künste; mit versteckten Blendspiegeln, denen auch der schärfste Forscherblick nicht sehr lange Stand hält.

* * *

Der Japaner berechnet das Jahr nach dem Mondlaufe; Monatstage, Buß- und Dankfeste nach brennenden Lunten, die so viele Knoten haben, als sie bestimmte Zeitabschnitte angeben.

Und wir? machen es im Grunde nicht anders. Wie gern und oft wenden wir uns denn nicht

von dem scharfen, festmarkirten und markirenden Schatten des Sonnenzeigers zu den wankenden, verfließenden des Mondenlichtes, die vor und um uns her so unstet hinan und hinab laufen, schwinden und wiederkommen, sich bald reizend umgestalten, bald grausend, bald beides wechselnd aus und in einander! *) Und in unserm eigentlichsten Leben, im Gefühl unserer höheren Bestimmung; scheint nicht auch da der Faden, den unsere Parze spann, zur knotigen Lunte gedreht, die schmerzlich brennt, und schmerzlicher noch, wo an der Verschlingung vieler tiefer Gefühle ein Seelenfeuer brennt, das in keinem Erdenelemente erlischt!

* * *

Im Arm der Liebe erwacht zum ersten- und letztenmale jene Kindlichkeit unserer Freuden wieder, von welcher dem erwachsenen Alter nur die wehmüthige Erinnerung einer geträumten Himmelserde geblieben. Auf dem Paradebette politischer Ehen hingegen schläft sich das gute Kind unter Angst- und Schreckensträumen zu Tode,

*) Was anders, als diese Erfahrung, bestimmte schon die Deutschen des Tacitus und Cäsar und ihre Enkel bis in das funfzehnte Jahrhundert hinein, alle Tage ihrer Vorzeit nach Nächten zu berechnen? S. Scherzii glossarium, art. Nacht.

und sein lethargischer Schlaf pausirt höchstens nur unter dem armseligen Spiel der Befriedigung thierischer Triebe.

Bei jeder japanischen Copulations-Prozession giebt man den Hochzeitgästen alles Spielzeug zu tragen, womit sich das Brautpaar in seiner Kindheit erfreute. Das müssen sie denn unter der Einsegnung des Priesters vor dem Altare zerbrechen, und die Stücke zu Asche verbrennen. Vermuthlich, weil man auch in Japan das erwähnte Schicksal des menschlichen Gotteskindes bedenkt; jedoch, wie bei uns, nur nach Art jenes Leichtsinns, der es überall lustiger findet, mit lehrreichen Zeremonien eines Meßopfers zu *spielen*, als nach ihrer Deutung zu *handeln*.

Daß die Feierlichkeit immer auf lichter Berghöhe mit weit umfassender Aussicht, und nicht vielmehr im schmal beengten Nachtthale vorgeht, könnte unpassend scheinen; wenn nicht eben die *gewählte* Höhe und Aussicht hier nothwendig zur Sache gehörte. Man erinnere sich doch des Verführers auf der Zinne des Tempels.

* * *

Japans schönste Goldstoffe werden von Unglücklichen gearbeitet, welche der Kaiser der höchsten Ehrenstellen entsetzte, aus dem reichsten Wohlleben in Dürftigkeit stürzte, und auf die wüste Insel Fatsisio verbannte. Hier beschließen sie ihre Tage

auf einem Eilande, dessen steilhohet Felsenrand sie rettungslos isolirt. Hier führt man ihnen, gegen bedeutende Quantitäten der herrlichsten Arbeit, ihr Kummerbrod auf Schiffen zu, aus denen sie es mittelst eines Krahns an der Felswand heraufziehen.

Die große Welt- und die kleinste Städt- und Dorfgeschichte liefert unzählige Beispiele von solchen Deportirten.

Das größte Glück kann den wilden Menschen nicht so humanisiren, und den rohen nicht so zu den schönsten Arbeiten, zu den edelsten Thaten bilden, als sehr widrige Schicksale vermögen. Auch wollen viele Aerzte beobachtet haben, daß bei weitem nicht so oft jäher Absturz ins tiefe Elend, als steiler Aufschwung zum hohen Glücke, die Menschen krank oder wild oder gar verrückt macht. Und schon in der blos mechanischen Welt äußern elastische Körper gerade nach dem stärksten Stoße, den sie noch aushalten, den höchsten Grad ihrer Schnellkraft.

Dies will ich aber kalten Egoisten von weit und tiefgreifender Macht nicht gesagt haben. Sie möchten sich sonst in ihrer instinktmäßigen Bildungsmanier nun aus Grundsatz so bestärkt fühlen, daß sie alle Kräfte ihrer Zöglinge nicht mehr blos hervor-, sondern aus gar zu großem Bildungseifer vollends gar zerschlügen.

* * *

In Japan herrscht eine eigene Liebhaberei an Blumen. Durch alle Jahrszeiten prangen hier die Gärten der Geschmacksmenschen im wechselnden Flor, und es kömmt ihnen dabei nicht sonderlich auf Geruch an, wohl aber auf Glanz und brennende Farben. Selbst Fruchtbäume dulden sie da nur, wenn sich deren Tragknospen im Blüthenreichthume erschöpfen. Zum Glück für diese Ungemeinen hat Japan noch gemeine Leute genug, die beim Garten- und Feldbau mehr auf die Frucht sehen.

Wir sind in mancherlei Hinsicht eben so vornehme Blumisten. Wenn wir vielen Pflanzen-Familien Neutralgeburten abzwingen, ich meine, gefüllte Blumen ohne zeugende Kraft, und uns dann nicht wenig an unsern gebohrnen Kastraten ergötzen;*) das möchte noch hingehen. Aber liegt

*) Ob der Geschmack an Menschenkastraten auch wohl eine Art von Blumenliebhaberei zu nennen? —

Ja; wenn die Lust an den Entmannten, als Sängern, gemeint ist. Denn hier sowohl, als bei gefüllten Blumen, vergnügt man sich auf Kosten des Geschlechtscharakters und dessen Bestimmung; ob sich gleich der herbeikastrirten Stimme wahre Fülle eben nicht nachrühmen läßt.

Gewissermaßen; wenn es jenem Geschmacke nicht sehr auf Gesang, wohl aber auf gewisse Ledakünste ankommt, die sich von den überbildeten Griechen aus dem Zeitalter des Peri-

uns denn nicht auch in Philosophie und Religion, im Erziehungs- und Staatswesen am meisten an glänzendem, vergänglichem, — schnell-, wie jener Pflanzenschmuck, nur leider nicht immer eben so ruhig-wechselndem — Farbenschimmer gehaltleerer Blüthen? —

Und auch wir kultiviren, in der Blumenzucht und sonst, nicht genug den Geruchsinn, der uns doch mit seinen herrlichsten Objekten lebhaften noch als der Melodienrythmus harmonischer Töne, und heiweitem lebhafter als idealische Augenobjekte, in eine unsichtbare Welt heiligwonniger Gefühle entrückt.

Embleme einer höheren Existenz, dem Auge gegeben, veredeln uns nur, indem sie das Thier in uns beschwichtigen, das aber oft genug nach aufgehobener Zwangsstille — wie das festgehaltene Hedysarum gyrans, nachdem es losgelassen worden — die versäumte Bewegung nachholt. Tiefer schon geht der Tonzauber in unser Innerstes ein, denn er zieht doch einigermaßen das Thierische mit in sein Interesse; dieses nimmt bekanntlich an allen Gefühlslauten ungleich wärmern Antheil, als an stillen Formen und stummen

Eles her, noch hie und da in Europa erhalten haben sollen. Denn es giebt ja auch Blumen mit unfruchtbaren Staubfäden, z. B. die Familie der Prunkblüthen; wiewohl doch hier immer noch fruchtbare zwischen jenen zu finden.

Gebehrden. Edle Gerüche aber könnten zum herrlichen Stande unserer Erhöhung vielmehr wirken. Der Sinn, den die Natur dem thierischen Geschmacke zum leitenden Begleiter zugesellte, und mit ihm zur stärksten Wechselwirkung verband; was müßten wir nicht durch ihn werden können, wenn wir auch für ihn Konzerte hätten wie für das Ohr, und sie am rechten Orte und zu rechter Zeit aufführten! —

„Nasen-Konzerte!“ rufen einige Leser, und lachen. — Eben das Lächerliche ist ihre Widerlegung. Warum sagt eine von Alters her übliche Redensart, „Einen bei der Nase herumführen,“ und nicht auch, „bei dem Ohr oder Auge,“ ꝛc. wenn der Mensch nicht, wie sein getreues Viergebein, dem Geruche begieriger nachginge, als Bildern oder Tönen? — Sucht nicht der Hund fast ganz allein nach dem Geruche seine Kameraden zu schätzen? — Suchen nicht die Damen, insbesondere Französinnen, neben dem gewählten Putze und Schmucke vorzüglich durch Parfüm, Männern zu gefallen? (Natürlich, lieber durch gebrannte Wasser als lebendige Blumen; weil man jene nicht sieht, also ihren Duft leicht in begeisterter Täuschung für die erb-eigenthümliche Atmosphäre der Person hält.) — Und stimmt uns nicht der Weihrauch so mächtig zum schauerlichen Aberglauben bei Geisterzitazionen, und zur Andacht in katholischen Kirchen? —

IX.

Glänzende Feste der türkischen Großen zu Ehren europäischer Gesandten.

Um unsere Leser mit der Art solcher morgenländischen Festivitäten bekannt zu machen, wollen wir ihnen hier die Beschreibung derjenigen mittheilen, welche bei Gelegenheit der bekannten großen Gesandtschaft des russischen Hofs an die ottomanische Pforte, nach dem zu Jaßy glücklich beendigten Friedensschluß vorfielen. Die Großen des türkischen Reichs wetteiferten damals gleichsam mit einander an Glanz und Pracht und bemüheten sich auf alle Weise, den Europäern eine anschauliche Kenntniß von ihren Nazionalspielen aller Art zu geben.

Acht Tage nach der Audienz beim Sultan im großen Serail machte der Großvezir mit seinem Feste den Anfang. Alle zum gesandtschaftlichen Gefolge gehörige Personen versammelten sich früh Morgens um 7 Uhr im russischen Palais zu Pera und begaben sich von da nach Top = Hana. Zur Ueberfahrt nach Konstantinopel stand für den Botschafter und die Vornehmsten seiner Suite eine türkische Galeere in Bereitschaft, für alle übrigen waren gewöhnliche Tschaiken besorgt. Am jenseitigen Ufer standen schon Pferde aus dem kaiserlichen Marstall bereit, mit denen das ganze zahl-

reiche Personale nach dem Pallaste des Vezir-Assem, dem Serai sadr-Ali hinritten.

Die große Anzahl von Offizianten, Husaren und Livreebedienten, welche den Botschafter dahinbegleitet hatten, blieben im Vorhaus auf dem ersten Hof. Die übrigen ritten bis zum zweiten Hof, wo alle sogleich abstiegen und sich um den Ambassadeur reiheten. Der erste Dragoman der Pforte empfing den Botschafter unten an der Treppe und begleitete ihn in das Zimmer des Großvezirs; die übrigen folgten ihm nach. Mit lauten Glückwünschungen der Tschokodaren (der Dienerschaft des Vezirs) wurde er bei seinem Eintritt bewillkommt und sogleich nahm er auf dem Divan neben dem Großvezier, auf dessen Wink, seinen Platz, über welchem dessen Schwerd an der Wand hing. Neben beiden setzte sich gleichfalls der Reis-Effendi oder Großkanzler der Pforte.

Man unterhielt sich nun so gut man konnte, mit Hülfe der Dragomans. Das gesandtschaftliche Gefolge ward unterdessen in mehrere Zimmer vertheilt, wo allen weichgepolsterte Divans zu Ruheplätzen sich anboten und Kaffee nach türkischer Art herumgereicht wurde. Aus dem einen Fenster sahe man mehrere hundert Janitscharen im Hofe ihren Pilav verzehren, aus dem andern Zubereitungen zu den heutigen Belustigungen machen. Der Hof des Pallastes, worauf dieses vor sich ging, ist sehr schön und geräumig. Er dient auch bei andern

Gelegenheiten zu allerhand Arten von Feierlichkeiten als z. B. bei Pascha's-Wahlen und war jetzt mit vielen tausend Zuschauern aus der gemeinen Volksklasse angefüllt. Eben nach diesem Hofe führten auch die Fenster des Zimmers, worin sich der Botschafter mit dem obersten Vezir, dem Reis-Effendi und den Dragomanen befand.

Das Fest selbst wurde nun damit eröffnet, daß sich ein Haufe von Musikern, meist Armenier und Juden, mit Saiteninstrumenten und kleinen Pauken, in einem engen Halbzirkel hinkauerte und mehrere schöne griechische Knaben den Tschenki oder Jama nach dieser Musik zu tanzen anfingen. Dieser so genannte Knabentanz ist eine Nachahmung des bachantischen Tanzes bei den Bachanalien oder Saturnalien der Alten, so wie die hier unter dem griechischen Volke gewöhnliche Romeka, ebenfalls der Name eines Tanzes, ein nachahmendes Gemälde der Krümmungen des berühmten dädalischen Labyrinths ist. Theseus stiftete ihn, um das Andenken seines Siegs über den Minotaurus zu erhalten, nachdem er auf der Insel Delos der Venus, wegen des ihm geleisteten Beistandes, eine von Dädalus verfertigte Bildsäule geweihet hatte.

Die leichte griechische Kleidung der Tänzer ist sehr geschmackvoll. Sie besteht in langen und bretten Beinkleidern von einem feinen, leichten Zeuge, in kurzen, reich gestickten oder mit Tressen besetzten Westen und rothen Pantoffeln. Auf dem Kopfe

haben sie rothe Mützen oder sogenannte Feß, oben mit einem starken Büschel von Seide, und los um das Haupt ein feines baumwollenes Tuch mit bunten Kanten gewunden. Unter diesem Kopfputz flattert ihr schönes, lockigtes Haar. Mit weißen Tüchern in den Händen, an welchen sich die ganze Reihe der Tänzer gefaßt hat, machen sie nun die sonderbarsten Sprünge nach dem Takt und winden sich in allerlei fast konvulsivischen Bewegungen herum. Einige von ihnen haben Kostagnetten in den Händen und klappern mit denselben während des Herumdrehens zur Musik. Als der Tanz vorbei war, wurden mehrere runde Platten vor den Personen des diplomatischen Gefolges hingestellt, auf denen 24 verschiedene, sehr gut zubereitete Schüsseln, eine nach der andern, in großer Geschwindigkeit aufgetischt wurden. Das Getränk während der Mahlzeit war Wasser und Scherbet. Die Tafel, woran der Botschafter nebst dem Großvezir und dem Reis = Effendi speißte, ward noch reichlicher und köstlicher servirt.

Indessen hatte sich eine Anzahl von Taschenspielern eingefunden, die nun ihre Gaukeleien sehen ließen und den Zuschauern Bewunderung ihrer Fertigkeit im Produziren der Stücke abnöthigten. Man ersuchte darauf die Europäer, nach dem Hof hinunterzukommen, wo die feinen, äußerst höflichen Tschokodaren jedem derselben einen besondern Platz anwiesen. Die schon anwesenden

vielen Zuschauer aus dem Pöbel wurden, wenn sie nur im geringsten die Aussicht benahmen, davongetrieben.

An einem dicken Seil, das an hohen, in einiger Entfernung von einander stehenden Mastbäumen stark angezogen war, ließ sich hier ein halbnackter Kerl, an seinen dicken Haaren hängend blitzschnell herab und schoß dabei mit jeder Hand eine Pistole, deren er zwei in seinem Gurt stekken hatte, los. Wahrscheinlich ging diesem Kerl eine starke Schnur unvermerkt bis zu den Haaren hinauf, die ihm außer denselben beim Herablassen unterstützte.

Hierauf folgte wieder ein Tschenki von jungen Mädchen aufgeführt. Man konnte an den schmachtenden Blicken der Tänzer nur zu deutlich wahrnehmen, daß sie, wie bei uns die Opernsängerinnen, dem Publikum zu mehrern Arten von Vergnügungen dienen und durch ihre wollüstigen Blicke, durch Aufbietung aller ihrer Reize Liebhaber und Käufer an sich zu locken suchen. Auf die Nerven des kalten Nordländers — oder er müßte dann sehr ausgeartet seyn — wirkt so etwas nicht; aber desto mehr auf die lebhafte Einbildungskraft der feurigen Morgenländer, die in diesem Punkt einen ähnlichen Geschmack mit den Italiänern haben. Wenn verheirathete Türken sich nach langer Zeit wiedersehen, erkundigen sie sich nicht nach dem Befinden ihrer Frauen, wohl aber nach dem der hüb-

schen Knaben, deren einer und oft mehrere in einem Hause sind. Jene Frage verbietet ihnen vielleicht die Eifersucht, aber Sittenlosigkeit verstattet ihnen die letzte. Mit gegenseitiger Offenherzigkeit loben sie dann die großen Talente ihrer Knaben.

Um den Zuschauern noch mehr Unterhaltung zu verschaffen, wurden ein paar starke Feuerspritzen herbeigebracht und der im Hofe zuschauende Pöbel wacker benäßt. Man schien es weniger zu thun, um das Volk auseinander zu jagen, als vielmehr, um das Fest durch das Gekreisch desselben unterhaltender zu machen. Wirklich ward dadurch auch im Hofraum ein Getümmel und Geschrei herbeigeführt, daß es da, wo die Feuerspritzen ihren eigentlichen Zweck erfüllen, nicht bunter und krauser hergehen kann.

Der größte Theil der Franken begab sich nun in den Sallon, worin der Botschafter gespeißt hatte. In der Mitte desselben sprang eine Fontaine, deren klares Wasser sich in ein weißes marmornes Becken ergoß. Herrliche Hyazinthen und Narzissen standen in Glaskolben rund um das Wasser. Nebenbei spielte in einem offenen Zimmer die türkische Kammermusik. Die Instrumente waren sonderbar geformt; es befanden sich einige violes d'amour darunter und ein paar Derwische bliesen auf Pansflöten. Ein alter zahnloser Jude sang einen türkischen Text dazu.

Eine große Menge in reichem Goldstoff gekleideter Tschokodären, verschiedene Türken, die als Zuschauer hergekommen waren und eine große Anzahl des gesandtschaftlichen Gefolges füllten das Speisezimmer. Plötzlich drängte sich alles an die Fenster: denn der von Bukarest angekommene Kunstreiter Machkeur, der sein Amphitheater gleich bei Pera aufgeschlagen und schon öfters hier gespielt hatte, ließ sich in dem Hofe sehen. Der Großvezir soll ihm 4 Beutel oder 2000 Piaster für die Vorstellung in seinem Palais haben reichen lassen. Vorher hatte er vom Sultan selbst, vor dem er sich einmal im zweiten Hofe des Serails hatte sehen lassen, schon 4 Beutel ausgezahlt bekommen.

Der Pöbel im Hofe bewunderte nicht wenig die Geschicklichkeit der fränkischen Reiter. Nachdem Machkeur und seine Leute mit ihren Künsten zu Ende waren, wurde eine Art türkischer Farce gegeben, die das Volk herzlich belustigte, aber auch zugleich nur zu deutlich von der wenigen Kultur desselben zeugte, da es an solchen Vorstellungen einen Wohlgefallen finden konnte. Mehrere burlesk gekleidete Schauspieler, unter diesen auch ein als türkisches Weib verkleideter Kerl, trugen ein kleines Gerüste, das wahrscheinlich das Theater vorstellen sollte, und stellten es neben sich. Vor demselben wurde nun in türkischer Sprache die Vorstellung gegeben. Sie enthielt weiter

nichts als kreischendes Gezänke, welches sich zur größten Freude des Volks mit derben Prügeleien endigte. Endlich erschien ein kranker Jude, der beständige Pajazzo in den hiesigen Volksschauspielen, den man unter zotigen Worten und Gesten tüchtig neckte und quälte und ihn dann von einem herbeigeholten Arzt mit einer weißen Salbe über und über begießen ließ. Das war das Ende der ganzen Farce.

Während dieses Schauspiels tanzten auf einer andern Stelle im Hofe ein paar schmutzige türkische Seiltänzer, von denen man hätte vermuthen sollen, daß sie vor einigen Minuten zur Zierde eines Galgens gedient hätten.

Der Großvezir, der sich gleich nach der Mittagsmahlzeit entfernte, um seinen Namaz (Gebet) zu verrichten, kam bald darauf wieder zum Vorschein. Dem Botschafter wurde nun ein kostbarer Pelz umgehängt. Die andern aus dem diplomatischen Korps erhielten entweder gleichfalls Pelze oder Kireiki's oder auch Packen rother Tücher von Flor mit breiten weißen Kanten in zusammengebundenen Tüchern.

Hiermit endigte sich das Fest bei dem ersten Vezir der hohen Pforte, bei welchem man hinlänglich Gelegenheit haben konnte, den Geist der Nazion kennen zu lernen. Der Botschafter bestieg nun einen prächtig geschmückten Hengst, den ihm

der Großvezir bei dieser Veranlassung zum Geschenk machte, alle übrigen setzten sich auf die Pferde aus den sultanischen Marställen und ritten, wie gewöhnlich, bis zur Ueberfahrt. Erst gegen 4 Uhr Nachmittags kam der Zug wieder in Pera an.

Zehn Tage darauf gab der Kapudân-Pascha, Hußein-Pascha, in seinem Hotel (Kornak oder Khanek) seine glänzende Fête. Da die türkischen Minister alle jenseits des Hafens in Stambul wohnen; so mußte sich die Gesandtschaft jedesmal entweder in Galata oder Toy-Hane einschiffen; am jenseitigen Ufer warteten dann immer, eben so wie bei dem Feste des Obervezirs, schön geschmückte Pferde aus dem großherrlichen Stalle auf sie, worauf das ganze Personale nach dem Orte seiner Bestimmung ritt. Jedesmal empfing dann der Oberdragoman der Pforte den Bothschafter und beim Abschiede erhielt er bei jedem der Großen ein schönes Pferd mit reichem Sattelzeug zum Geschenke. Dies war bei allen der Gesandtschaft zu Ehren veranstalteten Festen einerlei und wird darum nicht wiederholt werden.

Der Großadmiral des türkischen Reichs bewohnt ein großes und schönes Gebäude in Konstantinopel. Ein paar hundert Schritte vor demselben ritten die Europäer durch eine Hecke prächtig geputzter Gallionschi's oder türkischer Seesoldaten. Alle trugen kreite Beinkleider, reichge-

stickte Westen nach Art der mazedonischen oder albanesischen Kleidung und um den Kopf ein mit Gold durchwirktes Tuch. In ihren Gürteln steckten Jattagan's oder große Dolche mit silbernen Schäften und um ihre Schultern hing ein kurzer Mantel von feinem Tuch, mit einer breiten goldenen Tresse besetzt. Diese Mäntel gaben ihnen ein ganz besonderes theatralisches Ansehen. Die Kapuzen an denselben pflegen sie bei schlechtem Wetter über den Kopf zu nehmen. Solche Galiondschi's und auch Janitscharen in Menge standen rund herum im Hofe und verwehrten dem Pöbel den Eingang, der von allen Seiten herbeiströmte.

Das Innere des Pallastes entsprach ganz der Erwartung, die man sich von einem sehr reichen Manne machen konnte: Pracht und Verschwendung herrschte überall. Im Vorsaale standen Divans mit rothem Atlas überzogen und reichgestickten Kissen. An den Wänden hingen schöne türkische Waffen, Säbel, Pistolen und Bogen mit Köchern und Pfeilen. Das Wohnzimmer hatte blau atlassene Divans mit einer noch kostbarern Stickerei; der Teppich auf dem ganzen Fußboden war von feinem rothen Sammet mit einer feinen und reichen Stickerei von Gold. Auf dem Divan, wo der Botschafter und der Kapudán-Pascha saßen, lagen ein paar große schwarzseidene Kissen mit den Chiffres des Großherrn und andern türkischen Charakteren gestickt. Der Kapu-

dän-Pascha hatte einen Rosenkranz aus großen ächten Perlen, gegen 70000 Piaster an Werth, in der Hand.

Als die ersten Bewillkommungskomplimente vorüber waren, blieben der Botschafter und die Gesandtschaftskavaliere mit dem Wirth im Wohnzimmer, das übrige Gefolg ward in ein anderes Zimmer gewiesen, woraus man ebenfalls die Aussicht nach dem Hof zu den Volksschauspielen hatte. Man hielt hier die vier Läufer des Botschafters wegen ihrer gallonirten Westen, silbernen Kaskets und großen Stöcke mit silbernen Knöpfen für Tschavuschen oder Kapitains und nöthigte sie, da sie draußen geblieben waren, ebenfalls in's Zimmer.

Das heutige Fest ward mit dem Dschirid eröffnet. Zwanzig junge schöne Türken in Kleidern von Atlas und Sammet, mit breiten goldenen Tressen besetzt, zeigten auf schönen arabischen Hengsten ihre Gewandtheit und eine Kunst, diese muthigen Thiere zu bändigen, die den Europäern allgemeines Erstaunen ablockte. Die Nasenlöcher dieser raschen Rosse schienen, wenn diese sich gegen die Sonne wandten, rosenroth, und bei einer sehr lebhaften Einbildungskraft würde man sie mit den Dichtern haben Feuer sprühen sehen. Besonders zeichneten sich ein paar gutberittene Neger aus, die mit der größten Behendigkeit die kleinen Stäbe auf ihre Gegner zu schleudern und die von

diesen geworfenen eben so schnell aufzufangen und wider zurückzuschleudern wußten.

Dieses Kampfspiel dauerte wohl eine Stunde lang; nach Beendigung desselben traten mehrere Ringer auf, ein Paar nach dem andern. Sie trugen blos breite lederne Beinkleider; ihr ganzer übriger Körper war nackt und stark mit Oel übergossen, um die Glieder biegsamer zu machen und das Anfassen zu erschweren. Um den rechten Arm hatten sie alle einen schmalen, enggespannten Riemen. Jedes Paar kniete beim Auftreten nieder (vermuthlich um seine Ehrfurcht dem Kapudán-Pascha zu bezeigen); dann berührten beide mit der rechten Hand die Erde und zu drei verschiedenen malen die Stirn. Während dieser Zeremonie stand ein Mann, wahrscheinlich der Kampfrichter, hinter ihnen; dieser stieß sie beide aus einander. Darauf berührten sie nochmals auf die obige Art Erde und Stirn, gaben sich die Hände (vielleicht zum Zeichen, daß sie doch Freunde bleiben wollten, wenn sie auch jetzt Gegner seyn müßten), und fingen den Kampf an. Eben so geben sich auf dem Theater des royal Circus in London bei dem öffentlichen boxing match die Boxer vor dem Kampfe die Hände, um gleichsam anzudeuten, daß sie nicht aus Feindschaft, sondern der Ehre wegen mit einander kämpfen.

Wie Athleten standen die beiden Ringer gegen einander; schöne männliche, durch Uebung ausge-

Kibete Körper, an denen jede Nerve und jede Muskel stark hervorsprang. Sie rangen lange mit einander, ehe der Sieger seinen Gegner niederstreckte. Den Sieg trägt jeder nur dann davon, wenn er diesen auf den Rücken wirft, da es ihm unterdeß gar nichts geschadet hat, wenn er während des Kampfes mit den Händen oder Knieen die Erde berührte.

Unter den zwölf Paar Ringern waren auch ein Paar funfzehnjährige Bursche, die viele Gewandtheit und Stärke zeigten. Ein großer schöner Neger zeichnete sich besonders durch eine fast übernatürliche Stärke aus. Er faßte seinen starken Gegner am Bein und schleuderte ihn mit der größten Gelassenheit rücklings nieder.

Nach den Ringern ließ sich wieder der nämliche Seiltänzer sehen, dessen Künste schon im Hofe des Großvezirs gezeigt worden waren. Die im Hofraum befindlichen Zuschauer unterließen nicht, ihn durch laute Meschallah! oder bravo anzufeuern, und seiner halsbrechenden Geschicklichkeit den Tribut der Bewunderung zu zollen.

Während dieser auf dem Seil tanzte und sprang, ging ein anderer auf einer hohen Stange herum, an welcher er oben auf einem Ruhepunkte sich beide Beine hatte zuschnüren lassen. Er sprang mit der Stange, die fast einer hohen Stelze glich, mit dem Unterschiede, daß man bei dieser sich auf

eine Krücke stützt, welche der Aequilibrist hier nicht hatte.

Während dieses Schauspiels wurden bereits die runden Platten zur Mittagstafel hingestellt.

Nachdem die Livree und Soldateske des Bothschafters gespeist hatte, wurde das übrige Gefolge mit einer Menge gut zubereiteter Speisen bewirthet. Nachher hielten die Gesandtschaftskavaliere und die Vornehmsten des diplomatischen Korps ihre Tafel und zuletzt der Botschafter mit dem Kapudän-Pascha.

In den nämlichen Hof gingen die Fenster eines zu diesem Hotel gehörigen Flügels. Hier sah man durch die Fenster von bunt gemalten hölzernen Gitter unverschleierte Weiberköpfe lauern. Der Harem des Kapudän-Pascha's konnte es nicht seyn, weil er eine Sultanin zur Gemahlin hat und ein solcher gleich seinen ganzen Harem abschaffen muß; vielleicht aber waren es die Kammerzofen oder Sklavinnen der Gemahlin des Großadmirals. Daß es Türkinnen waren, konnte man daraus vermuthen, weil ein junger, sehr schöner rußischer Offizier, der lange Zeit nach diesen Fenstern hinaufgeblickt hatte, bald darauf durch die Gitter verschiedene Blumen herunterfallen sah. Wahrscheinlich gefiel der junge Fremdling den Damen und sie korrespondirten nach Landessitte mit ihm, da hier jede Blume und deren Farbe in der Sprache der Liebe eine eigene Bedeutung hat. Indeß

verstand er nichts von dieser sinnreichen Korrespondenz, auch wäre es sehr gewagt gewesen, davon etwas verstehen zu wollen.

Der Seiltänzer tanzte zum größten Vergnügen seiner Bewunderer immer fort, der Aequilibrist trat aber mit seiner Stange im Hofe ab, um den griechischen Knaben Platz zu machen, die den Tschenki tanzten. Nach diesem wurden mehrere Farcen nach türkischer Art von Schauspielern und einem Pajazzo aufgeführt, welche den allgemeinen Beifall der Menge erhielten. Diese Festivitäten dauerten bis drei Uhr Nachmittags fort, obgleich alle Anstalten zum Aufbruch bei dem gesandtschaftlichen Personale gemacht wurden.

Der Botschafter erhielt außer einem schönen Pferde mit der prächtigen Satteldecke 6000 Piaster an Werth, vier schöne Teppiche und mehrere reich gestickte Tücher zum Geschenk. Auch ward ihm als ein Zeichen der Freundschaft des Kapudán-Paschas ein ungemein prächtiger Ring — eine auszeichnende Artigkeit bei den Türken — in dessen Namen überreicht. Außerdem wurden eine schöne Dose, rothe florne Tücher und schön gestickte Shawls seinen Begleitern eingehändigt.

Fünf Tage nach dem Großadmiral der Pforte kam das Fest des Kehaja-Bei, Vekir-Aga, der als Generallieutenant des Reichs in Staatsangelegenheiten so zu sagen die zweite Person nach dem Großvezir ist. Er repräsentirt diesen

in bürgerlichen Sachen und muß darum alle Befehle im Innern des Reichs paragraphiren. Seine Wohnung war ohnweit des alten Serails (Eski-Serai) und gehörte eigentlich dem Pascha von Aegypten. Der große symetrisch gebaute, auf beiden Seiten offene Saal in derselben ist wirklich schön und besonders die Aussicht nach dem kleinen darunter liegenden Garten ganz allerliebst. Die Unterhaltungen waren übrigens nicht viel von denen bei dem Großvezir und Kapudán-Pascha verschieden und das Essen war nicht nur vortrefflich zubereitet, sondern man gab, was bei den vorigen türkischen Ministern nicht geschehen war, hier den Franken auch Teller, Messer und Gabeln.

Der Garten, der das Palais von der einen Seite umgab, trug ganz das Gepräge des türkischen Geschmacks und wie sehr weicht dieser nicht von dem europäischen ab! Der Europäer legt Spaziergänge in seinem Garten an, um sich im Schatten der Bäume, beim Dufte der Blumen Bewegung zu machen; dem Osmanen hingegen dient ein Garten blos zur Verschönerung der Aussicht. Hier hält es der vornehme Mann für äußerst lächerlich, auf einem Spaziergange nach dem Genuß der frischen Luft zu streben und durch den Gebrauch seiner Füße der angebornen gewöhnlichen Indolenz ein wenig Abbruch zu thun; er muß reiten und von einem Schwarm nebenbei gehen-

her Tschokodars begleitet seyn, die ihm Pfeife, Toback und Polstern nachtragen. Der Boden im Garten des Kihaja-Bei war überall zierlich mit Kieseln ausgelegt und auf den verschieden gestalteten, mit Brettern eingefaßten Beeten prangten schöne Blumen. Im Hintergrunde lag ein schöner, vorn, nach dem Garten hin, ganz offener Saal mit weißen Marmorplatten gepflastert. Die Hinterwand desselben bestand aus großen Spiegeln, die das Bild des Gartens zurückwarfen. In der Mitte des Saals sprang eine Fontaine und an den drei Wänden waren rundherum sehr reiche und weichgepolsterte Divans. Das Ganze machte einen ganz-artigen Eindruck.

Das Speisezimmer sowohl als das nebenbei liegende, worin die türkische Kammermusik, nach welcher der Tschenki getanzt ward, sich hören ließ, hatte die Aussicht über den Garten in den offenen Gartenpavillon; an den Wänden dieser beiden Zimmer war bunte Freskomalerei und überall reich vergoldetes Schnitzwerk angebracht.

Die griechischen Knaben suchten wieder während des Tanzes mit unbeschreiblicher Kunst die um sie her stehenden Zuschauer durch buhlerische Blicke zu fesseln. Nach den Tänzen kamen auch hier die Possenreißer und Seiltänzer. Mehrere als Weiber verkleidete Männer vermehrten die Anzahl der Schauspielerinnen und brillirten sehr mit ihren verstellten Stimmen. Einige türkische Harlekins

mußten die Scenen durch ihren Witz noch mehr beleben.

Nicht verschieden in Ansehung der Lustbarkeiten von dem eben beschriebenen Feste des Kehaja-Beh war das, welches der Janitscharen-Aga sechs Tage darauf veranstaltete. Sein Palais, das sogenannte Agha-Kapussi, liegt nicht weit von der Dschamie des Sultan Soliman. Man hat von da aus, so wie auf dem in der Nähe befindlichen hohen viereckigen hölzernen Thurm, in welchem mehrere Janitscharen Tag und Nacht die Wache haben, um bei einer ausgebrochenen Feuersbrunst gleich Lärm zu machen, eine über alle Beschreibung reizende Aussicht, indem man sich hier auf dem höchsten Theil von Stambul befindet. Die Wohnung des Janitscharen-Aga übertrifft in diesem Stücke bei weitem die aller übrigen Minister der Pforte.

Von der einen Seite übersieht man den ganzen Haven, über Ters-hana, Galata und Pera, weit in Rumelien hinein und gerade vor sich über die Spitze des Serails einen großen Theil des Kanals ganz deutlich die schönen Küsten von Europa und Asien. Dieser Anblick wird durch die vielen bunt-gemalten Häuser, die sich auf den unzähligen, amphitheatralisch bebauten Bergen erheben, durch die vielen Kuppeln von Dschamien, Moscheen und ihren Minareten und durch eine große Menge Todtenäcker mit ihren hohen und

dunkeln Zypressen noch anmuthiger. Hiezu denke man sich die große Wasserfläche, auf der eine außerordentliche Menge von Schiffen theils vor Anker liegen, theils in vollen Segeln den Kanal herauf- oder hinunterfahren, und zwischen diesen das Gewühl der unzähligen Tschaiken, und ich zweifele ob man irgendwo eine ähnliche Aussicht findet.

Nicht minder übereinstimmend mit den bisher erzählten Festen war das, welches der Tefterdar oder Krongroßschatzmeister der Gesandtschaft zu Ehren in seinem Palais, Tefterdar-Kapusi genannt, gab. Man sah hier besonders reich gekleidete und höfliche Tschokadaren in großer Menge. Diese Klasse von Leuten, welche Kammerdiener und Livreebedienten vorstellt, wird hier zu Lande sehr gut bezahlt. Außer dem Unterhalt und der kostbaren Kleidung erhält ein solcher Tschokadar 40 — 60 Pinster jährliche Besoldung. Auf die Tafel des Botschafters wurden hier, so wie bei den vorhergehenden türkischen Großen, nach und nach gegen 130 verschiedene Schüsseln oder Gerichte gesetzt.

Man mußte auch bei dieser Fête die Geschicklichkeit der Ringer bewundern, die sich durch Gewandheit und Stärke ganz vorzüglich auszeichneten. Sehr ergötzend für den gaffenden Pöbel war nachher unter andern der Anblick eines von Hunden gehetzten Bären und die Szene, die im Hofe eine verkleidete, hochschwangere und kreißende Schau-

650835 A

spielerin zum Besten gab, die — ein halbes Dutzend kleiner Katzen und Hunde, die lustig unter dem Rocke hervorsprangen, zur Welt brachte.

Den Schluß der zu Ehren der Gesandtschaft von den Großen des türkischen Reichs veranstalteten großen Lustbarkeiten machte endlich ein glänzendes Fest bei dem Reis-Effendi (Raschid-Effendy). Sein Hotel lag ohnweit der Dschamie-Sultan-Bajazeth; das Gebäude, in welchem er mit den fremden Ministern zur Konferenz zusammenkommt, heißt Behbek. Der Minister hatte zu der heutigen Fête die Zimmer in seiner Wohnung, die seinen Harem ausmachen, räumen lassen, um in diesem schönsten Theile seines Pallastes den Botschafter zu empfangen und zu bewirthen. Diese Zimmer waren geschmackvoll und sehr kostbar meublirt. Die Aussicht aus mehrern derselben über die Gärten oder vielmehr über die verschiedenen Terrassen mit Blumenbeeten nach den nahe von hier gelegenen sieben Thürmen und über diese nach dem Marmormeer hin, war ganz vortrefflich.

In seinem Wohnzimmer hing eine große Karte, auf welcher die beiden Hemisphären mit der größten Genauigkeit auf weißem Taffent gezeichnet und alle Merkwürdigkeiten türkisch benannt waren. In einem andern Sallon befand sich eine Bibliothek von einigen hundert Bänden oder Futteralen mit nach türkischer Art beisammenliegenden Blät-

teten. Unter diesen Büchern befand sich indeß kein Werk einer fremden Sprache, auch wenige von anderm, als geistlichem Inhalt; mehrentheils Kommentare über den Koran und Legenden von Heiligen, persische und arabische Dichter und Auslegungen von Gesetzen. So unansehnlich diese Büchersammlung auch ist; so schätzt man den Werth derselben dennoch gegen 50000 Piaster.

Nachdem die Tafel, an welcher der Vorschuster gespeißt und die aus zweihundert Schüsseln bestanden hatte, aufgehoben war, erschienen in dem nämlichen Zimmer mehrere Derwisch-Anfayis, die durch Fanatismus oder vielleicht noch mehr durch Gewinnsucht angetrieben, der Versammlung ihre Kunst sich selbst zu martern, zeigten, wobei sie ein fürchterliches Geschrei erhoben.

Einige dieser Derwische stachen sich mit spitzen und dünnen Spießen wie Spicknadeln durch beide Backen, durch den Mund und durch die Seite, andere mit einem großen Stachel in's Auge und tief in den Hals und noch andere legten sich mit dem Bauch auf spitzen Säbeln, während sie ein paar ihrer Spießgesellen sich auf den Rücken hatten steigen lassen. Endlich wühlten einige mit einem glühenden Eisen dergestalt in ihrem Munde, daß dicker Dampf aus demselben herausfuhr.

Unter der Zeit, als dies vorfiel, kauerten ein paar feiste Derwische, welche einen höhern Rang als die übrigen zu haben schienen, auffer dem

Kreise der Zuschauer nieder und munterten die ihnen untergebenen Mönche, welche sie dem lieben Gott zu Ehren und für Geld sich quälen ließen und die während der Marter ein erschütterndes Gebrüll erhoben, dadurch auf, daß sie auf ihren kleinen Pauken schlugen und nach einem besondern Takt Allah! Allah! dazu riefen.

Es war ein erbarmenswerther Anblick, als man nachher einen kleinen, wohlgebildeten, so übel zugerichteten Neger von 12 — 15 Jahren sahe. Ihm waren die Backen durchstochen, das Blut quoll aus den beiden Oeffnungen, welche die Nadel nachgelassen hatte, hervor und dicke Thränen rollten dem unglücklichen Schwärmer über die Wangen. Man sah es ihm an, daß er, während der grausamen Operazion, fürchterlich mußte gelitten haben. Ach! daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern der Erde Schwachheit und Leichtgläubigkeit, Schwärmerei und Betrug den heiligen Dienst des erhabensten Wesens so entheiligt haben müssen! D'un pôle à l'autre la marotte religieuse se tourne à — peu — près de même.

Daß diese alberne Religionsschwärmerei sogar ansteckend ist und selbst der Zuschauer durch den bloßen Anblick der, Gott zu Ehren, sich Martern den enthusiasmirt werden kann, davon gab einer der Tschokobars des Reis-Effendi ein auffallendes Beispiel. Dieser stand nahe bei den unglücklichen Märtyrern, ward plötzlich inspirirt, da er

die Gequälten vor Schmerz schreien hörte, schrie mit ihnen laut auf und verlangte, seinem Allah zu Ehren eben so gemartert zu werden. Man mußte dem Verlangen des Tollhäußlers nachgeben und ruhig ließ er diese Marter an sich vollziehen.

Von den übrigen Schauspielen erwähne ich nichts, da sie mit denen bei den Festen der vorigen Großen völlig übereinstimmend waren. Die Fête beim Reis = Effendi dauerte übrigens von allen am längsten und erst ziemlich spät ritt der Botschafter mit seinem Gefolge von hier wieder ab.

X.

Türkische Mißzellen und Anekdoten.

Ein Arzt aus Pera, ein Grieche von Geburt, behandelte, während ihrer schweren Krankheit, die Tochter eines Türken in Stambul. Das junge Mädchen wird gesund und faßt Zuneigung zu ihrem jungen blühenden Aeskulap. Er ist nicht unempfindlich gegen sie, liebt sie wieder und ein Roman entspinnt sich zwischen beiden. Die Kranke will lange nicht genesen, die beiden Liebenden sehen sich oft und der Vater ahndet nichts. Eines Tages, als Geschäfte ihn entfernt halten, kommt er unvermuthet nach Haus und überrascht die beiden Glücklichen in einem zärtlichen tête-à-tête, ruft seine Bedienung zu Hülfe, bemächtigt sich der Tochter und des Liebhabers und — henkt sie beide vor seiner Hausthüre auf. Die Justiz kümmerte sich nicht weiter darum und dem Alten geschah nichts.

Vor kurzem kam eine italiänische Familie aus Triest in Galata an zum Besuch bei einem ihrer Anverwandten, einem reichen Kaufmanne. Die Tochter war ein schönes Frauenzimmer, das sich nach dem neuesten europäischen Geschmack sehr kostbar kostümirt trug. Eines Tages machte sie

in Gesellschaft eines Jüdens einen Spaziergang nach dem fränkischen Todtenhofe hinter Pera. Sie trug die Arme fast bis auf die Schultern nackt, mit einer reichen Garnitur von Edelsteinen und Perlen geziert und die Brust sehr entblößt. Als sie in die Gegend des Pagen-Serai's kamen, wurden Herr und Dame von mehr als zwanzig türkischen Weibern mit einem Hagel von Pferdekoth, den sie schnell aufgerafft hatten, begrüßt, wobei eine Menge Verwünschungen gegen die Franken ausgestoßen wurden. Der Jüde fand kein anderes Mittel, seine Schöne zu retten, als sie, da sie der Ohnmacht nahe war, in das nächste Frankenhaus zurück zu tragen.

Beispiele von seltener ehlichen Treue findet man häufig unter den Osmanen. Mustapha Galeb-Oglu, ein Gewürzkrämer in Brusa hatte eine einzige Gattin Zulime, deren Schönheit sehr gerühmt wurde. Ein junger wollüstiger Türk, Osman, Sohn eines reichen Kaufmanns, ward von heftiger Leidenschaft zu ihr ergriffen. Er hatte sie oft ins Bad gehen sehen und die Einbildungskraft malte sie ihm wie eine Hurî des Paradieses. Um sich in ihren Besitz zu setzen, suchte er Händel mit Mustapha und erstach ihn an einem abgelegenen Orte. Bald darauf verlangte er Zulime zur Ehe und er mußte sich so

schlau hinter ihre Anverwandten zu stecken, daß die Wittwe das Anerbieten nicht ausschlug. Der Tag zur Hochzeitfeier war herangekommen und Zulime hat sich von ihrem Bräutigam die Gunst aus, den Abend, bevor sie zusammen sich zur Ruhe begäben, allein mit ihm speisen zu dürfen. Der von Liebe berauschte Osman schlug sie ihr nicht ab; wie hätte er es auch über's Herz bringen können! die Bewirthung war vortrefflich und der Scherbet, den Zulime selbst zubereitet hatte, köstlich. Aber ach! noch während der Mahlzeit fühlten die beiden neuen Ehegatten starke Mutterkrämpfe und Stiche. Zulime befahl darauf ihrer Sklavin, alle in dem Saal versammelte Gäste herbei zu rufen. Als sie eingetreten waren, rief sie: „Ich rufe dich großer Prophet zum Zeugen an, daß ich meinen Mann in keiner andern Absicht überlebt habe, als um seinen Tod zu rächen. Osman! du bist der größte Bösewicht unter den Menschen, verordne nur, daß deine Freunde dir jetzt, statt des Hochzeitbettes, ein Grab zurecht machen lassen." Wenige Stunden darauf starben beide: denn in den Scherbet war ein starkes Gift von der treuen Gattin gemischt worden.

Eine Wittwe erschien vor dem Divan Paswan Oglu's, des bekannten Paschas von Widdin und klagte, daß sie Jahrelang eine Prozeß-

sicht wider einen vornehmen Türken habe, aber sie noch immer nicht zur Entscheidung habe bringen können, weil der Kadi, vermuthlich bestochen, die Sache gegen alle Gewohnheit durch manchorlei Kunstgriffe in die Länge zu ziehen gewußt habe. Paßwan-Oglu ließ sogleich dem Kadi gebieten, sich vor seinem Divan zu stellen. „Wenn du nicht morgen die Sache entscheidest," sagte er zu ihm mit entrüsteter Miene, als er demüthig vor ihm stand, „so werde ich über dich das Urtheil sprechen." Der Ausspruch wurde den folgenden Tag gethan. Die Wittwe näherte sich von neuem dem Throne des Pascha's und warf sich aus Dankbarkeit vor ihm nieder, indem sie den Saum seines Pelzes küßte. Paßwan-Oglu begnügte sich damit nicht. Der Kadi ward von neuem vorgefordert. „Warum hast du, sagte er zu ihm, eine Sache Jahre lang aufgehalten, zu deren Entscheidung du nur einen Tag nöthig hattest?" — Der Richter antwortete nicht und der Pascha gab einen Wink. Sogleich lag des Kadi's Kopf zu seinen Füßen.

Im Jahr 1786 bezeigten die Janitscharen in Konstantinopel laut ihr Mißvergnügen mit ihrem Aga und drohten mit Aufruhr, Feuer und Plünderung. Der Divan gerieth in Bestürzung, besonders da sich das Volk auch in Ansehung der

äußern Feinde in einer so großen politischen Krisis befand und man mußte sich endlich dazu entschließen, Ismael, so hieß der Janitscharen-Aga, einer wilden Soldateske als Opfer zu bringen. Der Postanschi-Baschi bekam den Befehl, den Aga in die Gefängnisse des Serails zu bringen und sein Kopf schien nur noch an einem dünnen Faden am Rumpfe zu hängen. Die erste Frau von des Aga's Harem eilte, als sie die Gefahr erfuhr, worin ihr Gatte schwebte, ohne Begleitung nach dem Divan und bat um die einzige Gnade, denselben nur noch einmal umarmen zu dürfen. Man schlug es ihr ab und einer Wahnsinnigen gleich lief sie zu den Gestaden des weißen Meeres hin und stürzte sich verzweifelnd in die Fluthen.

Ein Grieche hatte vor Gericht eine Sache abgeschworen, die ihm einer seiner Glaubensgenossen aufzuheben gegeben hatte. Sein Gegner wartete mit einem Messer versehn, an einem abgelegenen Orte zwischen St. Dimitri und Pera auf ihn, da er wußte, daß er nach Tarapia gehen würde und überhäufte ihn mit allen möglichen Schimpfworten. „Zwischen dir und mir, sagte der Meineidige, der sich vor den Folgen dieses Erwartens fürchtete, leugne ich dir mir übergebene Sache keineswegs;

was braucht denn aber der Kadi von unserm Handel zu wissen?“

Ein Muselmann in Skutari ließ einen berüchtigten Astrologen zu sich rufen und verlangte, er solle ihm sagen, was er gern wissen wollte. Der Astrolog zeichnete verschiedene astrologische Figuren und hielt über jede eine lange Rede, wovon aber jenem nichts gefiel. Als er nun damit fertig und der Türk um nichts klüger war als zuvor, gab er ihm einige Paruhs. Der Astrolog, der sich auf eine bessere Belohnung Rechnung gemacht hatte, setzte noch hinzu, er sähe aus den gezeichneten Figuren, daß er nicht sehr reich sey. Der Türk antwortete, es sey wahr. Der Astrolog, der immer noch auf seine Figuren Achtung gab, fragte weiter, ob er nichts verlohren habe? — „das Geld, antwortete er, habe ich verlohren, das ich dir gegeben habe.“

Einige Juden zu Konstantinopel stritten sich mit einigen Türken wegen des Paradieses und behaupteten, daß sie allein in dasselbe kommen würden. Die Muselmänner fragten sie: „Wenn ihr nun allein in dasselbe kommen wollt: wo sollen wir denn hinkommen?“ Die Juden hatten nicht das Herz zu sagen, daß die Türken gänzlich

davon würden ausgeschlossen werden; sondern antworteten: „Ihr werdet außerhalb der Mauer seyn und uns inwendig sehen können.“ Dieser seltsame Streit kam dem Großvezir zu Ohren, und dieser ergriff sogleich diese Gelegenheit, den Juden eine neue Schatzung aufzulegen: „Weil diese Thoren uns außerhalb den Mauern des Paradieses setzen, sagte er, so ist es billig, daß sie uns Pavillons bauen lassen, damit wir der Witterung nicht ausgesetzt sind.“ Er legte nun der gesammten Judenschaft, außer dem Karadsch und den übrigen Abgaben, eine gewisse Summe auf, die sie zu den Pavillons des Sultans zu bezahlen haben, welche nun jährlich eingefordert wird.

Ein Franzos von Xaintonge, der auf dem Wege von Jerusalem durch Damaskus reiste, begegnete einem türkischen Kadi, der ihm, sey es aus Fanatismus oder Muthwillen, eine so derbe Ohrfeige gab, daß er zur Erde niederfiel. Der Franzos, der über diese Beleidigung im Aeußern nicht sehr aufgebracht schien, beschloß in's geheim, sich dafür zu rächen. Er entfernte sich in dieser Absicht drei Jahre lang von der Stadt, wo er anfangs etablirt war, erlernte die türkische Sprache und verkleidete sich dann in einen Derwisch. Oft trägt diese Art von Mönchen einen Säbel an der Seite und ein Messer im Gürtel. So verkleidet

und bewaffnet kam er wieder nach Damaskus zurück, wo er tagtäglich fast vor dem Divan des Kadi erschien. Dieses trieb er wieder drei Jahre, bis er eine Gelegenheit ersahe, sein Vorhaben auszuführen. Als er endlich einst den Kadi ein Urtheil wider eine Waise sprechen hörte, die man ungerechter Weise einer Erbschaft wegen in Anspruch nahm, näherte er sich dem Richter und versetzte ihm mit dem Messer einen solchen Stich in den Kopf, daß er todt niederfiel. Hierauf setzte er sich ganz kaltblütig auf den Divan, erklärte, daß das gesprochene Urtheil ungerecht sey und man die Sache noch einmal vornehmen müsse. Alle Anwesende stimmten ein, weil sie gegen die Person eines Derwisches viel Ehrerbietung hatten und die Waise gewann den Prozeß. Der Körper des Kadi wurde nach Hause gebracht und die That des Mörders sehr gerühmt. Dieser, mit seiner Rache zufrieden, machte sich in der Stille davon und ging nach Tripoli. Einige Zeit darnach behauptete ein anderer Franzos daselbst, ihn in Damaskus als Derwisch verkleidet gesehen zu haben. Er gestand es nicht allein, sondern war auch so unbedachtsam, die Ursache davon zu entdecken. Einige Türken erfuhren etwas davon; man bemächtigte sich seiner und untersuchte, ob er beschnitten sey. Da man dies nun nicht fand, so führte man ihn nach Damaskus zurück, wo er, wie man

leicht vermuthen kann, ums Leben gebracht wurde.

Ein Türke betrachtete ein glattpolirtes ſtählernes Degengefäß an der Seite eines Legazionsſekretairs bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft mit Aufmerkſamkeit. Daß dies aber Stahl ſey, wollte er ſich auf keine Weiſe überreden laſſen. Er blieb dabei, es ſei Silber (ghehmüsch), ein Beweis, wie wenig die Osmanen von der Bearbeitung des gehärteten Eiſens und von der auſſerordentlichen Politur deſſelben Kenntniß haben müſſen. Er bat den Europäer darauf, ihm die Klinge zu zeigen, dieſe aber war unglücklicherweiſe eingeroſtet und wollte die Scheide nicht verlaſſen. Da ſah er mit einem kleinen Hohnlächeln auf das winzige polirte Ding herab und wieß mit einigem Stolze auf ſeinen ſchönen Dameszener. Ein franzöſiſcher Dragoman, der hinzutrat, machte dem Muſelmann begreiflich, daß dieſer Degen keine Waffe zur Vertheidigung ſondern ein bloßes Ehrenzeichen jedes mit der Feder arbeitenden und alſo friedliebenden Mannes in Europa ſey. Der Türke, der dieß nicht recht zu kapiren ſchien, konnte ſich nicht enthalten, über die komiſche Erfindung zu lachen und wahrlich er hatte ſo ganz Unrecht nicht.

Extrablatt No. 4.

Schilderungen aus Reisebriefen, geschrieben bei meiner Wanderung durch die irdische Welt.

„Wie manche, sagt Jean Paul, kommen nicht heim von ihren Noth- und Ehrenzügen morsch, zerschabt und zerschossen gleich Fahnen. Wenn ein Standartenträger dieser Art einst von den Todten auferstehen will — was wird er nicht für Arbeit vor sich finden? Seine Glieder muß er sich, wie ein Frühstück in Paris, in der halben alten Welt zusammenklauben: die Wirbelhaare auf den Straßendämmen nach Wien — die Stimme in den Konservatorien zu Rom — seine erste Nase in Neapel (wo sich mehrere Statuen mit zweiten ergänzen) — seine anus cerebri (diese Gedächtnißsitze nach Hoobocken) und Zirbeldrüse nebst mehrern andern Sachen in der Propaganda des Todes mehr als des Lebens. Und im Sittlichen welche Sommersprossen und Hitzblattern läßt da nicht oft das wüste Reiseleben nach? Ein Schattenleben zwischen seinen vier Wänden würde einer solchen vielfarbigen moralischen Nesselsucht nie Eingang gestattet haben. Doch ich will meine Jünglingsrosen und mein Männermark von meinen Wanderungen durch Europa und durch's Leben in voller Blüthe zurückbringen und nimmer will ich aufhören, so heiter in mein Herz zu blicken, wie in die Bläue des Firmaments an einem ebstlichen Sommertage.“

So sprach ich mit mir selbst, als ich den einem Gespenst ähnlichen Klepper bestieg, den man mir statt eines stolzen Paradeurs gebracht hatte und der mich jetzt in's Freie bringen sollte. Die gichtbrüchige Mähre machte beständige Verbeugungen und Kratzfüße à la gauche und à la droite. Sie hatte ein Kreuz wie ein Affe, einen Schwanz wie ein Gänserich, einen Hals wie ein Kameel und ein einziges dottergelbes Auge im Kopfe. Man konnte ihr die ganze Passionsgeschichte ansehen und sie schien auf der Schädelstätte zu Golgata zusammengesetzt zu seyn. Das schwermüthige Thier stand da, ein Restchen Heu, wie den Hasen seiner Lebensfreuden, zerschniffelnd, und sah aus, als hätte nur das Unglück auf ihm reiten können.

Mit einer wahren muskelmännischen Resignazion setzte ich mich im Sattel fest und der Gaul fing nun an, wie ein Türke oder nach Winkelmann die großen Griechen, gravitätisch und gesetzt fortzuschreiten. Er hatte wenigstens nicht den Fehler der Uhren, die immer schneller gehen, je älter sie werden — ja vielleicht war er nicht älter als sein Reiter, wiewohl ein Pferd stets etwas jünger seyn sollte als sein Herr, so wie die Frau jünger als der Mann. Vielmehr konnte er ein schönes römisches Sta Viator für den darauf Sitzenden abgeben. In der Ebene ging er, so wie ein silberner glatter Fluß unmerklich weiter oder er glich einem Menschen, der hinter einer Leiche hertritt; aber zum Glück führte der Weg bald den Berg hinab und da reichte mein hoher Aufenthalt auf der Sattelwarte kaum hin, die glänzende Gegend mit Muße zu beschauen. Am Hügelfuß wollte jedoch der gerittene Blondin eben so gut die Natur genießen — die für ihn in Gras bestand — als der reitende und stand auf einmal fest wie eine Mauer.

Ein Kunstgenie, dachte ich, verbirgt sich zuweilen unter melankolischer Träumerei und erwartet nur die rechten Sporen und Zügel, um sich zusammenzuraffen und an den Tag zu legen; darum säumte ich nicht, die Rosinante mit allen mir zu Gebot stehenden Instrumenten in Bewegung zu

setzen. Doch mein delikates Rück- und Vorwärts-Schnalzen mit der Gerte war ihr so viel, als wire man sie mit einem Pferdehaar. Ein paar mütterliche Handschläge auf den Nacken nahm sie für Streicheln. Endlich kehrte ein vorübergehender Bauer eine Heugabel um und gab ihr mit dem Stiel auf den Hinterbacken einen schwachen Ritterschlag. Dies war dem Thier ein Wink, bis an den Bach vorzuschreiten; hier stand es vor dem Bilde des Reiters fest, kredenzte den Spiegel und erst mit unsäglicher Systole und Diastole der Füße und Bügel, konnte ich es zur Lokomotivität fortarbeiten.

Es giebt gescheite Männer, die vor den Augen schöner Damen keinen Geist haben, wenn ihnen der Bart nicht frisch abgeschoren ist. Der Triumvir Antonius ließ sich, nach Shakespear's Aussage, zehnmal hinter einander rasiren, ehe er Kleopatra'n die erste Aufwartung machte. Wie viele ziehen nicht mit hübschen Kleidungsstücken gute Laune, Lebhaftigkeit, Witz und alle holden Grazien und Scherze an. Der Verstand sitzt oft auf einer Reigerfeder, auf einer Kravattenschleife, auf einer Busennadel, auf einem falschen Steiß, allenthalben, nur nicht im Kopfe und ein Klecks auf's Kleid löscht den armen Geist wie ein Regentropfen ein Lämpchen, aus. Sind nicht Galanterieladen bureaux d'esprit, Schneiderscheeren Lehrer der Wohlredenheit; warum also nicht auch muntere, schöne Reitpferde Füllhörner des Muths, des Selbstvertrauens und siegender Mannstugend? Man wird sich darum leicht den Kleinmuth erklären, der mich plötzlich befiel, als ein Troß von Fuhrleuten mich mit sammt meinem Gaul begafften und einer derselben sich nicht enthalten konnte, die Hinterbeine des Quietisten mit seiner Peitsche zu bestreichen. Er hob diese nun zwar, aber ohne die vordern und es kostete meinem lachenden Freunde in der Noth viel Mühe, ihn endlich aus seinem Phlegma zu bringen.

Durch des Kleppers Allegro ma non troppo kam ich nun in's Dorf hinein und da kehrte er, aus dem, wäre ihm Fortuna holder gewesen, leicht ein Buzephalus hätte werden können, ohne sonderliches Disputiren ein; er kannte den Wirth, jeder Krug war

seine Töchters jeder Gasthof seine Mutterkirche. Es ist ein Grundsatz der Pferde, gleich den Planeten, nur in der Sonnennähe eines Wirthshauses schnell zu gehen; aber langsam daraus weg in's Aphelium. Darum heftete auch der Schimmel, als es zum Abmarsch gehen sollte, seine vier Fuß-wurzeln, als Stifte eines nürnberger Spielpferdes, fest in's lasirte Brek der Erde und behauptete seinen Ankerplatz. Der bewegte Zaum war nur sein Ankertau, umsonst schnalzte der leichte Reiter: er konnte eben so gut den Sattel über einen Bergrücken geschnallt haben und diesen spornen.

Ich bedauerte zuletzt selbst das Thier. Ach! des poetische Lenz lag weit hinter ihm, wo es eignes Fleisch statt des fremden trug und mit eignen Haaren den Sattel auspolsterte; es hatte das Leben und den Menschen — dieses leitende Folterpferd der wunden Natur — zu lange getragen. Der aus zitternden Fühlfaden gesponnene Reiter, der den Tag vorher im Stalle, um dessen Keilschrift der Zeit, um die Stigmen von Sporen, Sattel und Stangengebiß herumgegangen war, hätte für Gold keinen Finger in die Narben legen können, geschweige denn am Tage darauf mit Ernst die Knutenschneide oder den Sporndolch. Hätte doch der Himmel dem Konföderazionsthiere des Menschen nur irgend einen Schmerzenslaut beschert, damit der Mensch, dem das Herz oft nur in den Ohren sitzt, sich seiner erbarmte. Jeder Thierwärter ist der Plagegeist seines Thiers, indeß er gegen ein anderes z. B. der Jäger gegen das Pferd, der Fuhrmann gegen den Jagdhund, der Offizier gegen Leute außer dem Soldatenstand, ein wahres weichmolliges Lamm ist.

Da ich überdies gemeine Pferde noch schlechter reite als den Pegasus und Hippogryphen und diese schon bisweilen gute Dichter mit einer Platitüde ohne Umstände abwerfen; so beschloß ich einen Wagen zu nehmen und bald wurden mir ein paar Gäule vorgeführt, die wahre Seitenstücke zu meiner verabschiedeten und nach ihrer jetzigen Vaterstadt zu-

rückkehrenden Rosinante abgeben konnten. Der Knecht hing seinen Huth an die Hüften der dürren Thiere, deren Farbe selbst vielleicht nicht in der berühmten Färberei der Gobelins in Paris seyn mochte. Indessen fand ich auch wieder, daß nichts auf Erden trüglicher ist als der Schein; denn ich bin in meinem Leben nicht besser gefahren als mit diesen Rossen, welche ächte Nazionalfranken waren, von denen einst behauptet ward, daß sie wegen des Ueberflusses an Geist, kein Fleisch haben könnten. Sie lebten wie die Chamäleons von der Luft und schienen die Kinder des Windes zu seyn, wie die Andalusier.

Mit mir in den Wagen stieg zugleich ein junger Mensch, oder soll ich lieber sagen ein Halbmensch, ein zusammengesetztes Ding von Pariser Inkroyable und deutschem Studenten, eine von jenen Mißgeburten, die verdienten in Weingeist für ein Kunstkabinet aufbewahrt zu werden, um die Verwirrungen des menschlichen Geistes, wie die Spiele der Natur, daran zu betrachten. So wie den Vogel an seinen Federn (obgleich dieser sie sich nicht selbst gewählt hat und Gott die Thiergeschlechter kleidet nach seinem Wohlgefallen), so erkennt man den Menschen an seinen Moden: diese sind Gedanken, Geschmack, Sitten in Kleidern, Haartrachten, Zierrathen ausgedrückt. Ein Narr trägt sich am liebsten närrisch; aber unter einer Tracht, womit jener Harlekin einherstutzt, die das Gesicht in liederliches Haargestrupp, den Kopf in einen Ballen von Halstüchern und den ganzen Leib bis unter die Achseln in einen unverschämten Hosensack verschlingt, unter diesem Monstrum, dieser Hanswurstiade von Mode steckt nicht nur ein närrischer sondern auch ein schamloser Mensch. Es ist die Karaktermaske unverschämter Sitten und wollte man allenfalls ehrbare Sitten mit Gewalt da hineinstecken, so müßten sich diese darin wie die alten christlichen Märtyrer in der Tunica molesta oder dem brennenden Pechkleide befinden. Ich glaube jene Gastenbuben, die des Propheten Elisa vor dem Thore von Bethel spotteten und „Kahlkopf komm herauf!" riefen, trugen sich gerade wie solche Stutzer nach unserm sogenannten suprême bon ton und selbst die Bä-

ren würden vor ihnen davonlaufen, wie es im 2ten Buche der Könige Kapitel 2, Vers 23. 24 heißt.

Was für ein wunderliches Ding ist es doch mit der Mode! Als der Mensch aus dem Paradiese hinausgejagt wurde, so begegnete sie ihm bereits draußen; ja selbst vorher hatte sie ihm ja schon die Schürze von Feigenblättern geweiht. Was den jetzigen Haut-Gout in diesem Stücke betrifft, so mußte schon König Karl V. 1365 ein strenges Verbot gegen die allzukurzen Kleider geben, die kaum das bedecken, was man nicht gern nennt. Im 15ten Jahrhundert aber kam diese Mode wieder auf, so wie alles alte wieder aufkommt und doch neu genannt wird; aber es war dem erleuchteten 19ten vorbehalten, sie bis zum höchsten Extrem und zur lächerlichsten Karrikatur zu erheben. Der frauenmodische Anzug meines jungen Haarteufelskopfs bestand in einem gestutzten Herrenkleide, das nicht einmal ein Halbkleid war. Es konnte lediglich als eine Jacke charakterisirt werden, mit Schößchen geschwänzt, welche hinten, wie ein kleiner poßierlicher Einfall zu einem Kleide, hin und her wedelten. Das Kleid war von diesem Kleide bis auf ein Hintervestchen hinweggeschnitten und warum? Dem Mittelstücke des Menschen zu Gefallen, welches sich einst mit altväterlicher Scham verbarg und jetzt sich mit eleganter Unverschämtheit nicht frei und offen kundig genug an den Tag ausstellen kann.

Doch zum Text! — Mulgere hircum heißt sonst: unnütze Anmerkungen machen. Wir waren noch nicht lange gefahren, als wir einen lebhaften Wortwechsel hörten; es waren Bauern, die aus der Stadt zurücke kamen und alle hatten stark geladen, Bier und Branntewein, zwar nicht auf dem Wagen, sondern im Magen und das soll eine gefährliche Ladung seyn: denn, wenn es zur Explosion kommt, so ist es beinahe so, als wenn ein Pulverfaß zerspringt. Einem Trunkenen soll man mit einem Fuder Heu aus dem Wege fahren, sagt ein altes Sprüchwort und so hätten wir gar wohl auch mit einer Kutsche ausweichen können, wenn es nicht gegen die Observanz gewesen wäre. Schon dachte ich, das

Treffen würde übel ablaufen, als mein komischer Satellit seinen Schweden- und Igelkopf nebst gräulichem Backenbart zum Schlag hinausstreckte und den besoffenen Bauern, das Gesäß seines Degens mit dem daran hängenden Porte-epee zeigte; sogleich machte Alles Platz. Das heiße ich mir doch wenigstens eben soviel gethan als Simson, der tausend Philister mit einem Eselskinnbacken erschlug, sagte ich und mein Begleiter neben mir, der in der Kleidung so sehr einen Affen affektiren wollte, glich, indem er sich vor Lachen den Bauch halten mußte, auch in den Gestus einem leibhaftigen frisirten und in Menschenkleider gesteckten Pavian.

Auf dem ganzen übrigen Wege nach der berühmten Stadt Krähwinkel stieß mir nichts Merkwürdiges auf als das Gast- und Logirhaus, wo mein Schwager neue Lebensgeister einschlurfte, die diesmal eine hochrothe Farbe hatten. Es lag an einem fragmentarischen Steindamm und hing, wie der Thurm von Pisa, etwas viel auf einer Seite, hatte aber schon lange so dagehangen, so daß man glaubte, es werde, bei einigen fortgesetzten Ausflikkungen, wohl ewig so forthangen. Man lebte übrigens, wie man unter alten Vorurtheilen und Gewohnheiten, unter Berghängen von Ruins und brockfälligen Staatsverfassungen zu leben pflegt. Doch wir leben ja überall unter losen, wankenden Felsenhängen des Glücks und des Todes. Je näher wir nun der Stadt kamen, desto lebhafter wurde es auf der Heerstraße: denn mit großen Städten ist es wie mit dem Wasser, wenn man einen Stein hineinwirft: nahe am Strudel kräuseln sich die Wellen stärker und in dichtern Kreisen und zuletzt verschwinden sie ganz.

Und dies wären meine Morgen- und Abentheuer alle an diesem Tage. Das Ziel der Wanderschaft ist glücklich erreicht und wäre ich eben so gut ein frommer Mönch, als ich das Gegentheil davon bin, so würde ich mit dem Reim schließen:

Qualis vita,
Finis ita!

Freund Spaßvogel hat mich gleich am andern Tag mit zwei Wundermenschen in Krähwinkel bekannt gemacht, wovon ich Dir eine Schilderei in einigen poßierlichen Zügen mittheilen muß. Der eine ist ein Erzgeizhals und der andere ein Stubengelehrter in seiner ganzen Nudität. Hr. Goldmann konnte mit Recht der Krösus des Orts — und sein Leben eine Münzbelustigung oder eine Geldwäsche unter einem goldenen Regen oder wie sonst der Witz wollte, genennt werden. Das Geld im Kasten verschließen und ängstlicher hüten als ein eifersüchtiger Spanier seine Frau, das war sein Element und in der That glaube ich fast, einen solchen Menschen breit zu schlagen könne höchstens zu den Probabilitätssünden des Jesuiten Maienburg gehören. Doch vor allen Dingen das Aeußere dieses vom Metallglanz Bezauberten: Er hatte einen Kopf wie ein Wiesel und rothe Haare wie ein Brandfuchs. Seine Augen lagen so tief im Kopfe als ob er aus zwei Dintenfässern gucke und seine Nase schien von einem Mopse zu seyn. Sein Gesicht und sein Bart waren verfärbt, wahrscheinlich aus Furcht vor dem hungrigen Maule, das sie aufzufressen drohete. An Zähnen fehlten ihm gerade dritthalb Dutzend und sein langer Hals war nicht dicker als eine Spindel. Die Arme hingen ihm wie zwei Riemen herunter und die Hände glichen zwei Bündeln Reißig. Von den Hüften bis auf die Füße sah er gerade aus wie eine zweizinkichte Gabel und seine Schenkel schienen zwei Stöcke zu seyn. Er schlich daher wie die theure Zeit, und, wenn er einmal schnell gieng, klapperte er wie eine Klapperschlange. Sein Rock schien so alt als die Welt zu seyn; wenigstens war die Farbe schlechterdings nicht zu erkennen. Er war so glatt und haarlos, als wäre er von Froschfellen gemacht und änderte bei jedem Fetzen die Farbe wie ein Kamäleon. Die Haare hingen hinten herunter wie Lichtspieße und seinen Bart trug er gewöhnlich wie ein Ziegenbock. In der Regel ging er im bloßen Kopfe wie eine Fledermaus; Sonntags aber setzte er eine Mütze auf, die selbst die Ratten verschmähten. Seine Schuhe sahen aus wie ein

ledernes Quodlibet und seine Strümpfe bestanden aus einem einzigen Loch. Er schlief auf der Erde wie ein Mäuleselpaß in seiner Stube gab's weder Spinnen noch Mäuse; denn für beide war sie ein Hungerland. Nun zum Essen in diesem verhungerten Hause: So eine elende, windichte Mahlzeit kann es im Fegefeuer der Römisch-Katholischen selbst nicht geben. Eine Bouillon wie reines Brunnenwasser, worin ein halb Dutzend verwaißte Erbsen schwammen; ein Schüsselchen mit kleinen eingeschrumpften Rüben, als wären sie schon einmal durch den Magen spaziert; und ein Viertelpfund Hammelfleisch, so mager, als hätte er sich's selbst vom Leibe geschnitten. Das waren die ganzen Traktamente. Bei allen dem mochte der Filz glauben, sie durch sein langes Gebet zehnfach vermehrt zu haben: denn einmal über das andere hieß es bei der Tafel: Frisch zugelangt! Junge Leute müssen essen! Es freut mich, wenn es gut schmeckt, u. s. w. Gleichwohl waren die Schüssein so leer wie unsere Magen und wir sahen einer den andern wie hungrige Wölfe an. In dem Augenblick stand er auf und sprach das Grazias. Wir wollen nun gehen, sagte er, und uns ein wenig Bewegung machen, das mit uns das Essen nicht schade. Wer konnte bei diesem Worten das Lachen verbeißen?

Von diesem Geizhals in Folio eile ich zu einem dumpfsinnigen Sauertopf, der nur seinen Grillen lebt, Bücher schreibt und nicht darnach thut. In der Jugend war er ein wilder Knabe gewesen, der stets mit dem Säbel spielte und die Stühle als Kourierpferde zu Schanden ritt; jetzt war er zu einer vollkommenen Büchermotte geworden. Seine Augen sahen schon lange keine andern Tapeten als solche, die von den Spinnen verfertigt werden und konnte längst kaum andere Sachen finden als wie man sie in einer Schuhflickerstube antrifft, die ohnehin die meiste Aehnlichkeit mit dem Dachkabinetchen eines armen Autors hat, der für Geld schreiben muß. Die Stubengelehrten sind gewöhnlich sehr empfindliche reizbare Geschöpfe; kommt man ihnen zu nahe, so stechen sie um sich wie die Wespen und schonen selbst des schönen Geschlechts nicht; denn sie pflegen

nichts weniger als galant zu ſeyn. Ich ſuchte darum das Steckenpferd meines Mannes mit einem blauen Zaum zu ſchmücken und da ſchien er ganz auf der rechten Linie ſich zu befinden. Gelehrte Studierſtuben-Saßen, welche die ganze Woche, Tag aus Tag ein, im Banquet und Pikenik der feinſten, reizendſten Ideen und Gerichte aus allen Weltalternn und Welttheilen ſchwelgen, bilden ſich gar zu leicht ein, daß jedermann trocken und verdrüßlich bei ihnen werde, wenn ſie ihn nicht immer heiß und fett mit Ideen übergießen am Bratenwender des Geſprächs. Immer ziehen ſie daher einen Proviantwagen für die Geſellſchaft mit mehrern oder wenigern Gedanken nach oder gar mit Witz. Mein Herr Stubengelehrter war darum in einer beſtändigen Verlegenheit, ſein Ich fuhr ängſtlich oben in allen vier Gehirnkammern und unten darauf in den beiden Herzkammern wie eine Maus umher, um darin ein ſchmackhaftes Ideenkörnchen aufzutreiben, das er uns vorlegen könnte zum Imbiß und wenn er dann ſo ein Perlchen gefunden, führen Freudenſtrahlen aus ſeinen Augen. Uebrigens gebührte er, was ſeine Autorſchaft anlangte, nichts weniger als zu den poetiſchen Spinnen, die alle ihr Gewebe aus ihrem originalen Selbſt herausziehen, (obwohl die meiſten jetzigen Biographen und Romanziers den Spinnen wol das Spinnen, aber nicht das Weben abſtehen) ſondern zu den poetiſchen Bienen, die auf Blumen umherſchwärmend den Honig einſammeln, welchen ſie in die Zellen ihrer Schöngeiſterei eintragen. Gern möchte ich dir nun noch das Reſultat unſerer Unterredung mittheilen; aber die Zeit iſt mir jetzt ſo ſparſam zugemeſſen, wie den Soldaten ihre Röcke: ich verſpare es darum für den folgenden Brief *).

*) Sollte gegenwärtige Arbeit den Beifall der gröſtern Hälfte unſerer Leſer finden; ſo wird ſie von Zeit zu Zeit fortgeſetzt werden.

Murhard.

Konſtantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Erſter Jahrgang 1805.

10. Heft.

St. Petersburg und Penig,

bey F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 Gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zu Ergänzung verloren gegangener abgelassen und kosten 18 Gr. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezahlung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Folgende, bei dem Verlegern dieses Journals erschienene Artikel, können wir den Lesern desselben als höchst interessant empfehlen:

H. von Reimers Reise der außerordentlichen russisch-Kaiserl. Gesandschaft an die Othomannische Pforte. 3 Bände in Quart mit 6 Kupfern in groß Royalfolio, einem Portrait und einer Charte. St. Petersburg auf Kaiserliche Kosten. 16 Thlr.

Desselben St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts. Mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraums. 1ter Band groß Oktav mit Kupfern und Planen. Druckpapier 3 Thlr. 18 Gr. Schweiz. Pap. 5 Thlr. Der 2te Band dieses wichtigen Werks erscheint in einigen Monaten.

Gemälde von Konstantinopel von Fr. Murhard. 2 Bände mit 1 Kupfer in Royal-Folio und 2 in Quart. 2te Auflage 4 Thlr.

Konſtantinopel und St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitſchrift

herausgegeben

von

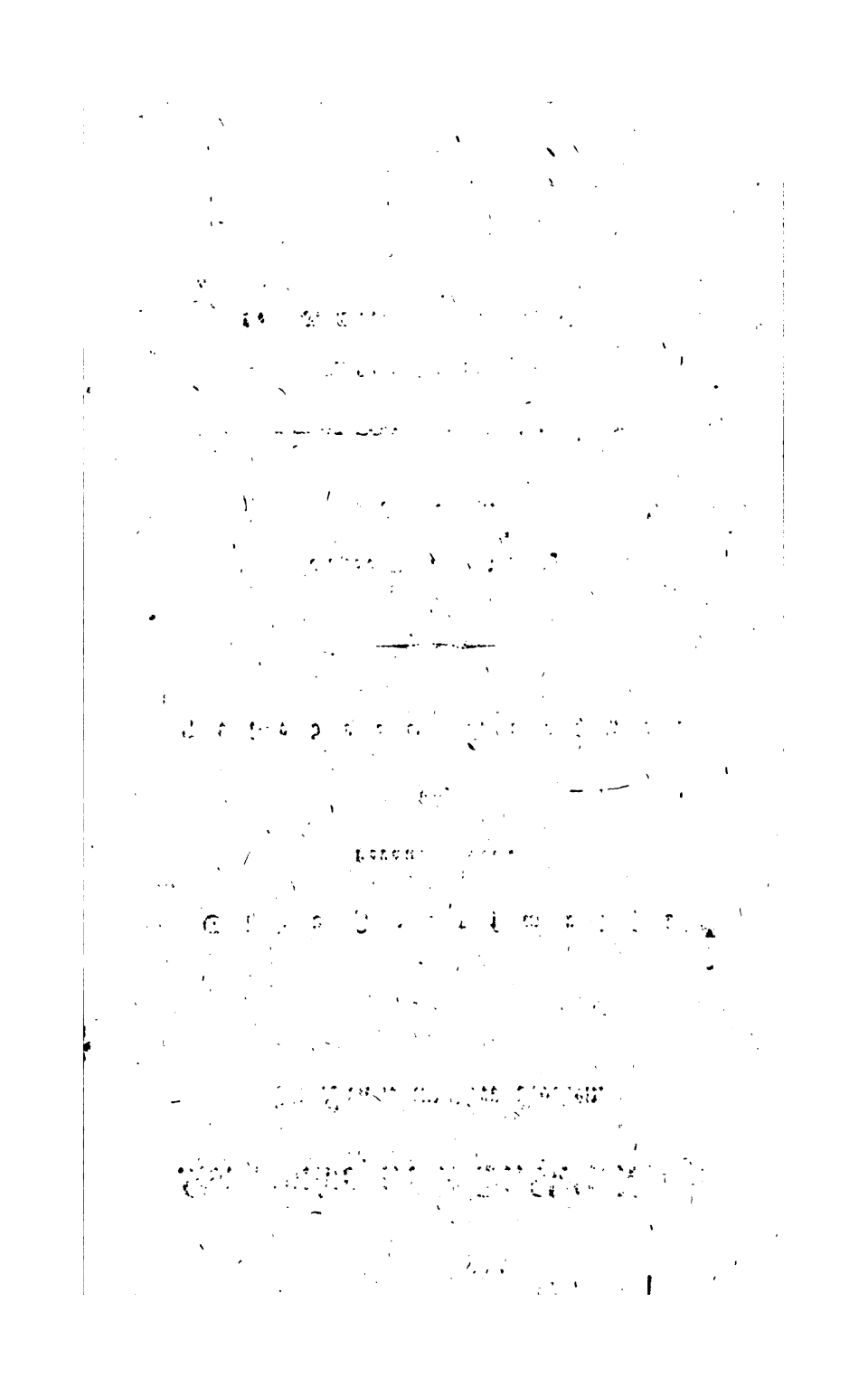
Friedrich Murhard.

Erſter Jahrgang 1805.

Zehntes Heft.

St. Petersburg und Penig

bey F. Dienemann und Comp.



Inhalt.

II. Briefe aus Peru. . . . . S. 123

XI. Ueber das neue Börsengebäude zu St. Petersburg. . . . . S. 151

XII. Anstalten für das Unterkommen der Fremden in St. Petersburg. . . . . S. 155

XIV. Totalumformung der Polizei für die Residenz unter Alexander I. . . . . S. 158

V. Vier Jahre in Algier. . . . . S. 166

XI

VI. Seeliger Tod zweier Liebenden. Eine türkische Erzählung. . . . . S. 218

VII. Türkische Miszellen und Anekdoten. . S. 254

Extrablatt. No. 5. . . . . S. 257

I.

Briefe aus Peru.

„Ihr deutschen Freunde im hohen europäischen Norden, die ihr nimmer aufhört zu klagen, daß die Sommer bei euch stets von Jahr zu Jahr kürzer, die Winter länger und beschwerlicher zu werden scheinen, begleitet mich in Gedanken auf eine Weile nach den Mündungen von Rumeli's reizendem Bosporus und lernet da die Anmuth einer südlichen Landschaft kennen und die Wunderwerke einer unaussprechlich schönen Natur bestaunen!“ Mit diesem Prolog mögen meine Briefe aus Peru anheben, die dazu dienen sollen, dir eine anschauliche Idee von dem Leben und Weben der Menschen in der Nähe und den Umgebungen des erhabenen Stambul's zu geben und eine kurze Skizze von meinem unvergeßlichen Aufenthalte in einer der himmlischsten und berühmtesten Gegenden der Erde enthalten werden.

Von unserm Standquartier auf der Gränze der, vom Himmel so gesegneten und durch die Re-

gierung ehrgeiziger, habsüchtiger Despoten so unglücklich gemachten Wallachei, war mein letzter Brief datirt. Ich schrieb ihn auf dem Schooße nach türkischer Manier: die Noth zwang mich zur Nachahmung der Sitte des Landes, in welchem ich reiste und ein griechischer Reisegefährte lieh mir sein Schreibbesteck dazu, das er, als Schreiber eines bei der Karavane befindlichen hohen Kalugers, wie es in der Levante üblich ist, beständig im Gürtel trug. Damals saß ich neben einer üppigen Vegetazion hart am linken Ufer der majestätischen Donau, Silistria gerade gegenüber und jetzt befinde ich mich in den herrlichen Umgebungen des prachtvollen Konstantinopel's, auf einer Halbinsel Europa's im Angesicht Asien's.

Auf der ganzen Reise von Silistria bis Warna habe ich keine Gelegenheit gefunden, einen Brief nach dem fernen Abendlande besorgen zu können und selbst am Ende der Wallachei vom Ufer der Donau aus, konnte ich es nur durch Hülfe eines griechischen Geistlichen, der nach Bukarest zurückkehrte. Nicht eine einzige Stadt haben wir auf dem Landwege durch Bulgarien, der zunächst zu den Gestaden des schwarzen Meeres hinführt, angetroffen und kaum sahen wir bisweilen ein von Türken oder griechischen Christen spärlich bewohntes Dörfchen. Die außerordentliche Entvölkerung des Landes springt in die Augen

und sie fällt um so mehr auf, da die Straße von Silistria nach Warna doch eine der gangbarsten seyn sollte, indem sie die kleinste Entfernung von der Donau zum Meere, mithin die erste Verbindung der Wallachei mit dem Bosporus abgiebt.

In den wenigen Ortschaften, die wir jedoch niemals berührten, sondern allezeit in einiger Distanz liegen ließen, war auch nicht das mindeste an Lebensmitteln zu haben, höchstens daß wir einen Trunk frisches Brunnenwasser und einige Wassermelonen bekommen konnten. Die Gegend war sehr abwechselnd und bestand fast immer aus Thälern und Hügeln; wäre sie angebauet, so würde sie einen reizenden Anblick gewähren. Die Wälder, welche wir durchzogen, waren weit ausgedehnt und dicht; neben der Straße hingen an allen Bäumen und Gesträuchen Stücke roher Baumwolle, zum Beweis, daß Karavanen mit diesem für die Türkei so einträglichen Handelsartikel sie vor uns betreten hatten.

Nur ein einziges Abenteuer haben wir auf dieser viertägigen Landreise durch Bulgariens Wüsten bestanden. Wir machten am zweiten Abend an einem Orte für die Nacht Rast, der für sehr unsicher gehalten wurde und der es auch wegen der Nähe dicker Waldungen und Gesträuche, vieler Anhöhen, die die Aussicht in die Ferne benahmen, und der Nachbarschaft einiger von lauter

armen Türken bewohnten Ortschaften, allerdings seyn konnte. Noch vor einigen Wochen war auf eben der Stelle eine ansehnliche Reisegesellschaft angefallen worden und viele Menschen hatten dabei ihr Leben verloren. Die türkischen Reiter, welche wir von Silistria zur Bedeckung mitgenommen hatten, ordneten darum an, daß alle Wagen der Karavane zusammenfahren und ein enges Quadrat bilden sollten. Nachdem man die Pferde abgespannt hatte, wurden sie mit den Knechten in's Freie geschickt, um daselbst die Nacht über in unserer Nähe zu kampiren und uns gleichsam zu Vorposten zu dienen. Die Wagen selbst aber wurden dicht an einander gefahren und zum Theil durch Ketten und Stricke befestigt. Eine einzige Stelle war offen gelassen und diente gleichsam als Eingang zur Wagenburg; hier machten sich unsere Türken ein Feuer an, legten ihre Waffen neben sich, nachdem sie alle Büchsen und Pistolen vor unsern Augen von neuem scharf geladen hatten, und setzten sich mit den Pfeifen im Munde in einem runden Kreise nieder, um die Nacht über zur Wache zu dienen.

Unsere Wagenburg war am Fuße eines ansehnlichen Bergrückens aufgeschlagen, jenseits welchem sich ein türkisches Dorf befand. Die Neugierde trieb mich, da es eben dämmerich zu werden anfing, die Höhe zu besteigen, um von ihr herab die Aussicht auf die im Thale ausgebreitete Landschaft

zu genießen. Da niemand aus der Gesellschaft eine ähnliche Lust bezeigte, so machte ich mich endlich allein auf den Weg und fand mich durch den Anblick einer äußerst malerischen Gegend für meine Mühe hinlänglich belohnt. Indem ich so in die Reize dieser Aussicht ganz versunken da stand, blickte ich zufällig zur Seite und man denke sich den Schrecken, als ich hinter mir einen Türken, vermuthlich aus dem nahe gelegenen Orte, in einem schmutzigen weißen linnenen Kleide und mit einem Schaafpelze behangen, dessen Wolle noch außen zu gekehrt war, erblickte. Ein langer Bart hing ihm von Lippen und Kinn herab und in seinem Gürtel sah ich ein langes Messer und eine große Pistole stecken. Ich war ganz unbewaffnet, nicht einmal einen Stock führte ich in der Hand. Die Entfernung von meinen übrigen Reisegefährten betrug über eine halbe Viertelstunde, allerhand zur Seite liegendes Strauchwerk benahm mir die Aussicht auf die Wagenburg und in der Furcht glaubte ich mich bereits noch einmal so weit von aller möglichen Hülfe entfernt, als wirklich war. Dazu kam noch der Umstand, daß die Dämmerung ihren düstern Flor immer mehr über die Gegend zu verbreiten anfing und unten im Thale fast schon die Nacht zu beginnen schien.

Die Gefahr war groß und guter Rath theuer. Wie leicht konnte der bärtige zerlumpte Musel-

mann bei einem anständig gekleideten jungen Bauer einige Geldstücke zu finden vermuthen und durch einen schnellen Mord an einem so abgelegenen Orte sich in den Besitz derselben zu setzen suchen. Wie leicht konnte er mich mit Drohungen und Gewalt ihm zu folgen nöthigen und mich, wie das manchem fränkischen Reisenden, der weder die Sprache noch die Sitten des Landes kannte, ergangen seyn soll, als Sklaven nach einem Orte hin verkaufen, wo keine Europäer lebten und kein Konsul oder Agent der Christenheit seine hülfreiche Hand zur Befreiung reichen konnte. Wie leicht ..... doch was soll ich deiner Phantasie vorgreifen, indem ich dir alle Fälle entwickele, die hätten eintreten können.

Kaum hatte ich ein wenig Fassung wieder erhalten, so trat ich fast unwillkührlich ein paar Schritte nach der Gegend zurück, von wo ich hierher gekommen war; mein Muselmann aber näherte sich mir auch hier wieder und redete mich an. Da ich aber nicht türkisch verstand, so fing er an, allerhand Arten von Pantomimen zu machen und verschiedene male nach dem Orte, wo die Wagenburg sich befand, und nach Westen hin zu zeigen. Ich that, als wenn ich ihn verstünde, nickte ihm zu und winkte ihm, mir zu folgen. Zugleich fing ich an mit schnellern Schritten meinen Rückmarsch anzutreten. Der Türk folgte mir noch eine Weile, blieb dann aber auf einmal ste-

hen, und zog sich nach dem Gipfel der Anhöhe wieder zurück.

Als ich die Karavane glücklich erreicht hatte, erzählte ich, was mir begegnet war und man machte mir nun von allen Seiten die größten Vorwürfe, daß ich mich so weit in's Freie gewagt hätte. Ich sey der höchsten Gefahr entronnen, behaupteten alle, und ich könne mich überglücklich schätzen, mit so einem bloßen Schrecken davon gekommen zu seyn. Man konnte sich nicht erklären, was ich eigentlich auf dem Berge da gewollt hätte und als ich ihnen begreiflich zu machen suchte, daß nichts als die Begierde, eine schöne Gegend zu sehen, mich dahin gelockt hätte, konnten sie sich kaum des Lächelns enthalten. Von Genüssen, die der Anblick reizender Naturszenen gewährt, scheinen die Orientalen überhaupt keinen Begriff zu haben.

Auf dem Raume innerhalb unserer Wagenfestung fand ich jetzt, da die Nacht bereits anzubrechen anfing, Alles beschäftigt, sich in einen möglichst furchtbaren Defensivzustand zu versetzen. Alle Flinten, Büchsen, Pistolen wurden geladen, alle Säbel und Messer in Bereitschaft gelegt. So bewaffnet bestieg jeder den Wagen, zu welchem er gehörte und worin er auch sein Nachtlager hielt. Indessen waren auch folgende Vorsichtsmaasregeln getroffen und verabredet worden: Alles Feuer sollte innerhalb unsers Lagers ausgelöscht werden;

damit man das Daseyn desselben nicht in der Ferne aufspüren könne; es wurde in dieser Hinsicht nicht nur das Feuer, das die türkische Wache am Thore der Wagenburg unterhielt, mit einer hinlänglichen Menge von Reißern bedeckt, nachdem man Asche auf die glühenden Kohlen geworfen hatte, sondern es ward auch allgemeine Ordre ertheilt, daß jeder, der Tabak rauchen wolle, seinen Pfeifenkopf mit einem Deckel bedecken oder wenigstens ohne eine solche Vorrichtung nicht außerhalb der Wagen rauchen solle. Ferner wurde ein gewisses Signal angegeben, auf welches alle, welche von der Gesellschaft Waffen führten, sich versammeln sollten. Endlich wurde befohlen, daß nach Mitternacht niemand sich außerhalb der Wagenburg aufhalten sollte, indem man auf jede menschliche Gestalt, die sich von außen her in der Nacht derselben nähern würde, ohne weitere Untersuchung schnell Feuer geben wolle.

Das Uebelste bei der Sache war, daß die ganze Gesellschaft der Karavane, die aus lauter Nichttürken bestand, unserer türkischen Wache selbst nicht traunte und viele der Griechen der Meinung waren, es sey gar wohl möglich, daß diese uns bewachenden Türken mit ihren Glaubensgenossen in der Nachbarschaft in Einverständniß stünden, und wenn sich diese in hinlänglicher Stärke zur Plünderung bereit zeigten, leicht mit denselben gemeine Sache machen und ebenfalls ihre Waffen gegen

uns kehren würden, statt die Karavane zu beschützen und zu vertheidigen. Es ward darum für gut befunden, daß einige der Beherztesten von der Gesellschaft abwechselnd gleichfalls Wache halten und auf jede Bewegung von Außen sowohl als auch auf das Benehmen der Türken dabei ein aufmerksames Auge haben sollten. Man machte eine gewisse Parole bekannt, die den Türken unbekannt blieb, auf welche Alles zum Kampfe herbeieilen sollte.

Um der türkischen Wache zu zeigen, daß man immer schlagfertig sei und keine Gefahr scheue, kam man darin überein, eine halbe Stunde nach Mitternacht blinden Lärm zu schlagen. Dieser Augenblick kam, die ausgestellten Wachen gaben das verabredete Signal, Alles stürzte mit Flinten, Säbeln, Pistolen bewaffnet aus den Wagen heraus und in einem Moment war Alles zur Gegenwehr versammelt. Unter einem allgemeinen Allarmgeschrei gab man nun unaufhörlich Salven mit den Gewehren nach der Gegend hin, wo, wie man vorgab, ein Feind sich hatte blicken lassen. Da viele von den Passagieren und besonders die Frauenzimmer nichts von der getroffenen Verabredung wußten; so war es für sie so gut, als wenn wir wirklich angegriffen worden wären und bei dem tosenden Lärm, dem furchtbaren Gepraſſel der vielen Schießgewehre und den unaufhörlichen Blitzen, die im Dunkel einer rabenschwarzen Nacht um so

gräßlicher erschienen und welche die Donner aus den Feuerschlünden begleiteten, sah man bei einigen Entschlossenheit und Muth, bei andern bis an Verzweifelung gränzende Furcht und Schrecken. Mehrere gaben sich und die Ihrigen bereits verloren, andere wollten wenigstens ihr Leben bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen, noch andere verkrochen sich in die Wagen und suchten sich unter den Decken und Mutten zu verbergen. Aber welches Frohlocken, als man nun hörte, daß die Besorgniß ungegründet, Alles sicherer als jemals sey! Die Freude malte sich auf allen Gesichtern, in allen Mienen. Obgleich bereits der neue Tag anbrach und die Mitternachtsstunde längst vorbei war, dachte doch niemand an Schlaf. Einige tranken Glückwünsche zu für die Errettung von einer so großen Gefahr, andere dankten dem Himmel in frommer Hingebung für ihre Erhaltung. Die Türken, welche wenig an dem allgemeinen Aufstande Antheil genommen hatten, blieben dagegen ruhig an ihrem Feuer sitzen und sangen ein muselmännisches Lied. Entweder sie hatten es gemerkt, daß es nur blinder Lärm sey, oder sie zeigten auch hier, mitten in der Gefahr, als ächte Kriegsmänner, ihr gewöhnliches Phlegma, ruhig erwartend, was auch das Schicksal über sie verhängt haben möge.

Was indessen nicht geschehen war, konnte leicht noch kommen. Ein plötzlicher Ueberfall war darum

noch immer nicht außer der Sphäre der Möglichkeit. Einmal vom Schlummer aufgeschreckt, kamen daher die meisten, so ermüdet sie auch von den Strapazen der gestrigen Reise waren, nicht wieder einschlafen und die es thaten, thaten es nicht ohne viele Sorgen. Die meisten brachten bis zum Anbruch des Tages wachend zu und entschädigten sich dafür am andern Morgen, indem sie, während der Reise, in ihren Wagen ausruheten.

Auf dem ganzen Wege bis Warna fiel weiter nichts merkwürdiges vor; nur bot sich mir ein Beispiel von dem jähzornigen Charakter der Türken dar. Ein junger Türk von armseligem, zerlumpten Ansehen hatte sich mit einem einspännigen Wagen der Karavane angeschlossen und gerieth bald darauf mit einem unserer wallachischen Fuhrleute in einen Streit, der sich über einen unbedeutenden Gegenstand entspann. Der Türk ward so hitzig, daß er dem armen Wallachen sein Messer in den Arm stach, so daß das Blut stromweise entquoll. Der Thäter blieb unbestraft, alles was man thun konnte, war, ihn von weitern Mißhandlungen abzuhalten und dem Verwundeten sein gerechtes Mitleid zu zollen: denn man war ja in der Türkei, wo der Muselmann so viele Vorrechte genießt, so manches ungeahndet thun kann, was bei einem Christen oder Juden mit dem Tode bestraft werden würde.

Warna ist eine ziemlich lebhafte Seestadt, bekannt durch die Tapferkeit, welche die Einwohner bei mehrern Gelegenheiten bewiesen haben. Nicht nur die Russen zogen hier mehrmals den Kürzern, sondern auch Paßwan-Oglu, der seine Streifzüge durch ganz Bulgarien, fast ohne Widerstand, machte, mußte hier den Schimpf einer Niederlage erleiden und, als er bis vor die Mauern der Stadt vorgedrungen war, in größter Eil seinen Rückzug nehmen. Die Rheede von Warna ist beständig, während der Sommerzeit, mit Fahrzeugen bedeckt und es vergeht in der schönen Jahrszeit fast kein Tag, wo nicht Schiffe von dem Bosporus ankommen oder dahin abgehen. Die Aussicht auf die See und die weite längs derselben sich hinschlängelnde Küste von Bulgarien ist sehr mannigfaltig und reizend und das schwarze Meer, dessen tosende Fluthen sich an den Gestaden brechen, und welches ich hier zuerst sah, gewährt dem Auge nach Osten hin einen Blick ins Unendliche.

Ein reges Leben herrschte auf dem Basar der Stadt, wo alle Früchte der Jahrszeit feil geboten wurden, nicht minder lebendig war es in der Nähe des Hafens, wo die Waaren aus und eingeladen wurden. Unsere Karavanengesellschaft zerstreuete sich, sobald wir dieses Ende der Landreise erreicht hatten, die meisten bezogen entweder mit ihren mit sich führenden Habseligkeiten

den öffentlichen großen Hun, einige Kürten bei Gastfreunden ein, wie das im Morgenlande Sitte ist, und ich bezog nebst den griechischen Geistlichen ein weitläuftiges griechisches Kloster.

Nachdem wir zwei Tage auf günstigen Wind gewartet hatten, fuhren wir endlich mit einer türkischen Barke ab: denn mit solchen kleinen Fahrzeugen befeegeln die Türken und Griechen das ungestüme schwarze Meer. Das Schiff hatte zwei Herrn, einen Türken und einen Griechen, die abwechselnd das Steuerruder regierten. Die Matrosen gehörten ebenfalls theils zu den muselmännischen, theils zu den christlichen Glaubensgenossen. An Gemächlichkeit war gar nicht zu denken, die Menge der aufgenommen Passagiere so groß, daß man kaum einen Schritt vor- oder hinterwärts von seinem Platze thun konnte, und die sogenannte Kajüte so klein, daß nur ein griechischer Metropolit, der sie allein eingenommen hatte und dafür besonders bezahlte, Platz hatte: denn eigentlich war es nur ein bretternes Häuschen oben auf dem Verdeck für den Steuermann. Die ganzen drei Tage und Nächte, so lange die Fahrt dauerte, mußten alle übrigen, wachend oder schlafend gleichviel, unter freiem Himmel zubringen: denn selbst der Schiffsmann war so mit Waaren vollgestopft, daß nur wenige da Platz finden konnten. Ein Glück war es noch, daß wir immer heiteres Wetter und nichts als die

Winde, die auf diesem engen Meere nie fehlen, zu bekämpfen hatten. Hätte sich Regen eingestellt, so würden wir alle ganz und durchaus durchnäßt worden seyn. Da die Verbindung zwischen Konstantinopel und Warna so groß ist, so hätte man doch wenigstens lange schon darauf denken können, ein bequemes Paquetboot für die vielen Reisenden zu erbauen.

Es war in der Dämmerung, als man das nördliche Ende der thrazischen Meerenge erreichte und die Griechen jubelnd der Gesellschaft verkündigten, daß sie den Fanar erblickten. Die Nacht war schon völlig eingebrochen, als wir vor Tarapia, einer entfernten Vorstadt auf der europäischen Seite des Bosporus, Anker warfen und ich brachte sie daher noch einmal auf dem Schiffe zu. In der Frühe des folgenden Morgens aber bestieg ich sogleich eine Gondel, die mir ein Italiäner, den ich am Ufer fand, besorgte und ließ mich nach Pera fahren mit allem, was ich bei mir hatte.

Jetzt erst konnte sich mein Auge an den unnennbaren Reizen weiden, die Konstantinopel's Lage so einzig und unübertrefflich darbietet. Der der Mythologie und Geschichte gleich wichtige, durch erhebende Abenteuer und verheerende Unternehmungen gleich berühmte, alle seine Namensgenossen an Anmuth weit hinter sich zurücklassende Bosporus Thrazikus erschien ganz in seiner vol-

lebenden Pracht. Zwei Meere vereinigen sich hier und zwei in so mannigfaltiger Hinsicht verschiedene Welttheile trennt ein schmaler Streifen des unermeßlichen Elements. Die Mutter des Menschengeschlechts und die Mutter der bessern Kultur scheinen hier ein Band schlingen zu wollen um das ganze Erdenrund und nimmer hat sich die Herrlichkeit von Konstantin's des Großen Idee, hier den Sitz der Weltherrschaft aufzuschlagen, lebendiger mir dargestellt, als indem ich an Ort und Stelle die Seele der Bewunderung ganz dahin geben mußte. Wäre Europa zu Alexander's des Großen Zeiten schon kultivirter gewesen, als es seyn konnte, da noch ungeheure Wildnisse dasselbe bedeckten und nur Nomadenhorden die wüsten Steppen und unwirthbaren Wälder und Gebirge durchstreiften, er würde nicht daran gedacht haben, in Yemen oder Alexandrien seine Residenz zu gründen; er würde die Meerenge Thraziens erwählt haben, um von da aus alle Völker durch ein mächtiges Band zu einem Ganzen zu verknüpfen und dieses Band dann festzuhalten.

Ich weiß nicht, ob ich den Schönheiten, die Europa's Gestade hier entfalten, den Vorzug vor denen einräumen soll, die die von Asien gewähren, oder ob ich jene diesen nachsetzen muß. Beide stellen eine auf gleiche Weise unvergleichliche Aussicht dar und an den Stellen, wo die größere

Breite des Bosporus, die doch nirgends anderthalb Seemeilen übersteigen dürfte, die einzelnen Umrisse verschleiert, die grellern Farben mildert, nüanzirt und die Fernen in magischen Dunst hüllt, glaubt man sich in ein Land versetzt, das der Zauberstab einer Fee für den geprüften Liebling ihres Herzens hervorrief. Am üppigsten zeigte sich jedoch Stambuls unnennbare Pracht, als wir, die Donnerumringte Spitze des Serails vorüber, in den Hafen selbst einfuhren.

Welch eine Aussicht lag da nicht vor mir! Ein weit ausgedehnter, auf vier Seiten vom Meere umflossener, theils flacher, theils emporsteigender Grund, gleichsam übersäet mit unzählbaren Häusern von allen Formen, von allen Farben, in allen Richtungen, als hätte sie eine mächtige Hand blindlings hingeworfen; hie und da freie Plätze, hohe Kuppeln und kühn sich hebende Thürme, hie und da Bäume, bald einzeln, bald in verschiedenen Gruppen. Es war erst sechs Uhr des Morgens; aber das rege Gewimmel, das unverständliche Tosen und Summen der Menge, die sich hier zu Land und Wasser herumtrieb, war jenes des hohen, lebendigen Mittages. An den Ufern sah man, so wie an dem Kais, überall ein Gewühl von ansehnlichen Gestalten und fast halbnackem Gesindel; im geräumigen Hafen und in den verschiedenen Buchten ein ununterbrochenes Gewimmel von schwerfälligen Lastschiffen und pfeil-

schnellen Nachen, von drohenden Kriegsschiffen und üppig verzierten Kähnen. Dieses sind nur schwache einzelne Züge jener unermeßlichen Szene.

Ganz nahe vor dem Ufer werfen die größten Schiffe Anker: denn der Meeresgrund ist hier überall sehr tief, und man sieht an den verschiedenen Skalen mächtige Kauffarteischiffe ausladen und Kriegsschiffe bemannen und ausrüsten. Meine Ruderer landeten bei der Rheede von Tophana an, banden hier ihre Gondel fest und begleiteten mich nach Pera hinauf, meine Mantelsäcke und Gepäcke tragend. Die Frankenstadt liegt auf dem Gipfel der Anhöhe, zu welchem von der Tophana-Skale eine enge, ziemlich jähe und schlechtgepflasterte Straße führt, und wie ich endlich auch dieses Ziel erreicht und ein bequemes Quartier gefunden hatte, war mein erstes, die Feder zu ergreifen und dir den glücklichen Verfolg meiner Reise nach dem Orient zu melden. Wie ich hier lebe, welche Gedanken mich beschäftigen, welche Merkwürdigkeiten mir auffallen, werden dir meine folgenden Briefe sagen.

* * *

Da sitze ich nun, umgeben von einer himmlischen Gegend und einem heitern morgenländischen Himmel, in Nachdenken versunken. Ueber mir liegt eine unermeßliche Stadt, mich umfängt eine

blühende Natur, die mit allen den unaussprechlichen Reizen, womit sie dies Feenland geschmückt hat, vor mir liegt. Mein Befinden hat selbst noch um vieles gewonnen, seithem ich die belebende Luft des wilden Ostens einathme; aber selbst um den Preis, mir die köstlichste Gesundheit dadurch zu erkaufen, möchte ich nicht immer in der Türkei leben. Nur wenn meine Freunde, wenn deutscher Fleiß in dies wunderschöne Klima versetzt werden könnten, und ach! möchte diese Zeit doch nicht zu fern seyn! — dann wollte ich in dem jetzigen Türkenlande meine Tage beschließen.

Wo spricht lauter der Wechsel aller Dinge, wo belehrt er interessanter als hier an den prachtvollen Gewässern und Umgebungen des Bosporus? Aber wenn eine große Vergangenheit des Menschen Geist empor hebt, dann hat er kein Auge für die Gegenwart und ihre Leiden und Freuden; darum will ich gern vergessen das Unglück des laufenden Jahrhunderts und mich mit Wonne versetzen in das Alter der Vorzeit. Um mich herum sind nichts als Plätze, auf denen weiland große und berühmte Männer arbeiteten und ausruheten, bis sie die Zeit in das Bette der Gleichheit hinabwarf und ich sitze gegenwärtig unter Denkmälern der Vergänglichkeit, und will malen die Gestalten meiner Phantasie, sorglos wie ein Kind, das auf den Ruinen seiner väterlichen Hütte mit Blumen spielt. Was kümmert es mich, daß der

Mensch und das Werk seiner Hände wie Schattenbilder vergeht, eins ist ewig; die Schönheit, und eins ist unsterblich, des Menschen Geist. Was kümmert mich das kindische Treiben der Oberwelt, das Sinken und Emporsteigen im Leben der Einzelnen so wie der Völker: mihi res et me non rebus und so kann ich, das armselige Streben der Menschen nicht achtend, blos den reinen Genüssen leben, die die Natur hier in so überschwenglichem Maaße mir darbietet.

Doch wie gehören Phantasien in einen Brief, in welchem du etwas über Pera erwartest; ich will eilen, dir auch hierin Befriedigung zu verschaffen. Die ganze auf der Nordseite des Hafens liegende oder, in Beziehung auf den Hauptheil, dießseitige Gegend der Stadt Konstantinopolis kommt in den alten Beschreibungen dieser Metropolis als die dreizehnte Region unter dem Namen Syzena (von Syzá oder Feigenbäumen) vor. In spätern Zeiten verwechselte sie, nach vielen durch Kaiser Justinian erhaltenen Verschönerungen, diesen mit dem Namen Pera oder vielmehr Peräa, aus dem nämlichen Grunde, aus dem Strabo die Gegend über den Euphrat so nennt, weil sie nämlich denen auf der einen Seite wohnenden jenseits zu liegen kam. Damals ward zugleich die Vorstadt Galata mit unter diese Benennung begriffen und auch nachher scheint es, als ob man zwischen den Benen-

nungen Pera und Galata wenig Unterschied gemacht habe. Heut zu Tage hingegen ist man darin bestimmter und nur jener Theil, welcher den Fuß und Abhang des Hügels, nebst den zur Seite liegenden beiden Thälern, deckt, wird zu Galata gerechnet und soll in jener Zeit diesen Namen erhalten haben, als die Gallier oder Galater, wie sie bei den Griechen hießen, unter der Anführung des Brennus hier übersetzten. Unter Pera aber begreift man jetzt den erhabensten Theil des Hügels und den in einer Ausdehnung von ungefähr dritthalbtausend Schritten von Mittag nach Mitternacht sich hinziehenden Rücken desselben.

Zu Sultan Muhamed II, des Eroberers von Konstantinopel, Zeiten war der Grund, auf welchem Pera jetzt gebaut ist, ein Weinberg. Sultan Bajazet II schenkte diesen Grund zum Fond (Wakf) der von ihm neuerbauten Dschamie, die noch gegenwärtig seinen Namen führt. Diese bekommt als jährliche Grundzins von den Häusern ungefähr 28000 Livres tournois. Die einzelnen Gebäude zahlen nach Verhältniß des Raums, den sie auf dem der Bajazet Dschamie gehörigen Boden einnehmen, diese Abgabe; so giebt z. B. das Hotel des königlich schwedischen Hofes jährlich 300 Livres 10 Sols.

Einige behaupten, Kaiser Justinian habe Pera oder das dießseitige Quartier mittelst einer

über den Hafen geschlagenen Brücke mit den gegenüberliegenden Quartieren der Stadt verbunden und diesem Theile den Namen Justinianopolis ertheilt. Ungefähr sieben Jahrhunderte nachher räumte sie Michael Palälogus, der Wiederhersteller des griechischen Kaiserthums den Genuesern ein, die, kurz vorher, in eine Seestadt Thraziens verpflanzt, eben so wohl seine Dankbarkeit als seine Eifersucht verdienen konnten. Die Schwäche seines Nachfolgers ermunterte sie zu Anmaaßungen und unter Johannes Kantakuzen erfolgte, im Angesicht Konstantinopel's, die denkwürdige Seeschlacht, die die Namen Pisani und Doria und die Ohnmacht der damaligen Griechen verewigt, welche sich gezwungen sahen, den Genuesern den Alleinhandel zu gestatten. Diese übermüthigen Republikaner fuhren nun fort, aus den Mauern ihrer Kolonie den Euxin zu bekreuzen und die Kaiserstadt zu schrekken, bis der türkische Eroberer sie mit dieser verschlang.

Ringsum ist keine Lage so schön wie die von Pera. Fast alle Häuser dieser sogenannten Frankenstadt haben Kioske oder kleine, offene oder gedeckte, Belvederen über den Dächern (Tschardaks im türkischen), von welchen man nach jeder Seite der Straße sehen kann. In der Hauptstraße hat man da die Aussicht auf den lebhaften Hafen, einen Theil des Bosporus und Propontis, die sie-

den Hügel der Hauptstadt und weit nach Bithynien hinein, bis zum fernen Olymp.

In der langen Gasse von Pera hat sich das diplomatische Korps, das aus Gesandtschaften von den vornehmsten europäischen Höfen besteht, mit seinen Protegé's und einer Menge anderer Partikuliers angebaut, daher denn dieser Stadttheil mehr diesen als der Pforte anzugehören scheint. Auch giebt es hier mehrere Kirchen oder vielmehr Kapellen der katholischen, reformirten, lutherischen und im Hofe des russischen Palais auch der griechischen Religion. Selbst römisch katholische Klöster findet man da und man sieht in den Gassen, eben so wie in den katholischen Städten der Christenheit, häufig eine Menge bärtiger Männer in braunen und schwarzen Kapuzen. Das beständige Glokkengeläute inkommodirt hier eben darum eben so sehr wie dort. Es scheint einem fast, wenn man in Pera sich befindet, als ob die Türken, um ruhiger und ungestörter in ihrem Stambul leben zu können, die Frankenstädte den Christen eingeräumt hätten, damit diese, nach dem Gebrauch ihrer Länder hier ungehindert ihr Wesen treiben können.

Pera ist der Zusammenfluß von allen Nazionen Europa's. Am nämlichen Tische treffen sich hier der Schwede und der Neapolitaner, der Däne und der Korse, der Deutsche und der Pole, der Neuspanier und der Moskowite, und wenn man in ein fränkisches Kaffeehaus eintritt und die

zwanzigerlei Sprachen alle hört, so kann man sich gar wohl einbilden, unter den Maurern und Zimmerleuten des babylonischen Thurms zu seyn. Daß Pera ein zweites Babel sey, beweißen auch sogar die hiesigen Frauenzimmer: denn es giebt ihrer, ja Kinder sogar, hier, die ausser der griechischen Sprache sehr fertig französisch, italiänisch, englisch, armenisch, türkisch und arabisch sprechen.

Alle diese verschiedenen Völkerschaften, aus denen die Bevölkerung Pera's zusammengesetzt ist, machen hier, den Muselmännern gegenüber, eine einzige aus, die westliche, und man bemerkt hier weniger als sonst, wo den Einfluß der Nazionalvorurtheile. Theils die griechische, theils die französische und italiänische Sprache, nebst dem gemeinschaftlichen Interesse, kettet sie insgesammt aneinander. Das Vaterland der Römer, jenes der Bewohner der Themse oder Spree, heißt nicht mehr Rom, Preußen, England, sondern Firenkistan (Frankenland) und unter dieser gemeinschaftlichen Benennung werden sie alle täglich von den Eingebornen des Landes begriffen. Wo an andern Orten Briefe, Präsentazionen und eine Menge Zeremonien nothwendig wären, braucht es hier nicht viel mehr als eines Zopfes oder Hutes, um auf der Stelle eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Es versteht sich, daß man deswegen nicht so zu jedermann hinlaufen kann, sondern, um in den ersten Häusern, besonders in dem Zirkel der Ge-

sandten, gut aufgenommen zu werden, guter Empfehlungen oder hervorstechender Talente bedarf. C'est tout comme chés nous caeteris paribus. Nur der politische Glaube hat, so wie auf dem ganzen übrigen Erdenrunde, auch in diesem Pelew = Eilande der fröhlichen Geselligkeit die Fackel der Zwietracht geschüttelt. Zur Zeit der französischen Revoluzion war ganz Pera in zwei Hauptparteien getheilt; die Otus = bir (ein und dreißiger) und die Krala = tabi (königlich gesinnten), wie sie von den Türken genannt wurden. Den Namen Otus = bir führten die französischen Demokraten aus der Ursache, weil sich viele von ihnen, um die damit verbundenen Vorrechte und Privilegien zu genießen, in das Korps der Janitscharen und zwar in die 31te Oda hatten einschreiben lassen.

Daß die Partei der Königlichgesinnten an einem Orte, wo so viele Gesandten von Königen mit ihren Familien und zahlreichen Anhängseln leben, der andern überlegen seyn mußte, ist leicht zu vermuthen; aber die Pforte schien, aus Vorliebe zu der französischen Nation, mit der sie die ältesten Handelsverbindungen aufzuweisen hat, die letztere auf alle mögliche Art zu unterstützen und in Schutz zu nehmen. Bürger Décorches war damals der bei dem osmanischen Hofe akkreditirte Minister der französischen Republik. Die Brüder von dem Prätendenten Ludwig XVIII. hielten zwar auch einen Chargé

d'Affaires in Pera, bei dem sich auch mehrere Königlichgesinnte französische Konsulen und Handelsagenten aus den Skalen der Levante aufhielten, deren Plätze durch Republikaner besetzt worden waren; allein er hat bei dem osmanischen Hofe doch nie zu einem gewissen Ansehen gelangen können.

Durch die Begünstigungen der Pforte hatten die Jakobiner damals in Konstantinopel alle möglichen Freiheiten und gingen beständig mit ihren Kokarden. Die Gegenpartei soll zu der Zeit die Unart so weit getrieben haben, daß man die französische Nazionalkokarde den Hunden an die Hälse und Schwänze band, oder vielleicht ist dies eine bloße Erdichtung und ein Pendant zu dem Einfall der Einwohner von Smyrna, die die Schweine auf diese Art ausgeziert haben. Die Franzosen ließen es aber auf der andern Seite auch nicht an mancherlei Späßen fehlen, wodurch sie diesen oder jenen von der Gegenpartei in den Sumpf ziehen oder den Königlichgesinnten eine Nase drehen konnten.

Im französischen Palais zu Pera befindet sich von langer Zeit her eine französische Druckerei, die einzige in Konstantinopel, aus welcher im Jahre 1793 der Kalender der französischen Republik erschien. Man skandalisirte sich bei den bigotten katholischen Antifranzosen besonders darüber, daß der 25. Dezember, der erste Tag des

Weihnachtsfestes, in demselben durch chien bezeichnet war. Auf der großen Terrasse vor dem Palais de France war damals ein Freiheitsbaum, eine hohe, verdorrte Fichte gepflanzt, auf deren Gipfel eine von Holz gemachte, und roth, blau und weiß gemalte Jakobinermütze befestigt war. Unter diesem Baume tanzten die Franzosen ihre Carmagnole und sollen auch unter demselben ihre Eheverlöbnisse und Taufhandlungen haben vollziehen lassen. Daß auch Türken, mit der Nazionalkokarde am Turban, die Carmagnole mit getanzt haben sollen, scheint mir nicht ganz unwahrscheinlich, da sie sich bei andern Gelegenheiten als große Freunde der Neu-Franken gezeigt haben.

Die durch den Republikanismus in Pera erzeugte Uneinigkeit, die sehr selten persönlich ward, herrschte freilich meistens nur zwischen den fremden Ministern und ihrem Gesandtschaftspersonale; aber alle, die ihrer Protekzion genossen, mußten sich doch nach ihnen richten und dem Umgange ihrer Gegenpartei, waren sie auch gleich persönliche Freunde oder derselben Meinung, entsagen. Natürlicherweise gewann die Gesellschaft, die ohnedies keine überflüßigen Ressourcen hier hat, dabei nicht, und ein Kriegsmanifest ward gewiß nirgends mehr vermünscht, als in Pera, besonders von den schönen Perotten, die so ein Wisch immer um eine Menge Pikniks und Bälle brachte:

denn die Frauenzimmer hier lieben leidenschaftlich den Tanz.

Die republikanisch-demokratische Partei mußte in Pera zu Grunde gehen, sobald die hohe Pforte ihr ihren Schutz entzog und dies geschah als Bonaparte den merkwürdigen Feldzug nach Aegypten unternahm und diese Reiskammer für die Hauptstadt der Herrschaft der Türken entriß. Das Blatt wendete sich nun gänzlich und die osmanische Regierung ward aus einer Beschützerin plötzlich die härteste Verfolgerin aller Franzosen. Gegenwärtig, da Aegypten wieder gezähmt und ein Monarch Frankreich von neuem beherrscht, ist, zum Glück für die Bewohner Pera's, auch die politische Uneinigkeit zu Grabe getragen worden und alle Franken bilden wieder einen Körper und Staat in dieser Türkenstadt; nur durch den wieder ausgebrochenen Krieg zwischen Britten und Franzosen ist diese schöne Einigkeit wieder etwas gestört worden.

Von dem herrschenden Ton in der Stadt der Franken für jetzt nur soviel: Es scheint mir, als suche man seine kleinen Nazionalvergnügungen und Bequemlichkeiten, soviel als möglich, auch in dies Klima zu versetzen. An Konzerten, Vauxhalls, Assembleen, Bällen, Pikniks, Jagdpartien, Pharotischen und Spielpartien fehlt es hier nicht und sogar Schauspiele, Opern und Ballete sind auf Liebhabertheatern und durch herumreisende italiä-

nische Schauspielergesellschaften gegeben worden. Das Innere der Frankenhäuser ist meistens nach hiesiger Landessitte eingerichtet. Der Fußboden wird mit Teppichen oder Schilfmatten belegt und die Wände rundum sind mit Divans besetzt. Auch bei einem Besuch wird, so wie bei den Türken, Kaffee in kleinen Schalen, jedoch mit Zucker versüßt, so auch mehrere Arten von eingemachten Süßigkeiten nebst einigen Gläsern kalten Wassers, das man nach den Kompots zu trinken pflegt, herumgereicht.

Da man wegen der engen Gassen in einer großen Kutsche eben nicht bequem fahren kann, so bedient man sich, hier sowohl als in Galata, der Portechaisen. Des russischen Bothschafters seine ist wegen ihrer starken Vergoldung, schönen Malerei und Bildhauerarbeit eine der prächtigsten und hat gegen 2000 Piaster gekostet. Die sechs Träger dieser Portechaise, die sich oft abwechseln, sind in blauen Atlas und gelbes feines Tuch nach hiesiger Art gekleidet, nämlich mit breiten Unterkleidern, gelben Stiefeln, einem langen auf beiden Seiten aufgeschlagenen Oberkleide und einer hohen Mütze von Bärenfell. Aehnlichen Staat mit Portechaisen führen auch die andern Gesandten und reiche Kaufleute. Der Wagen mit Pferden bedient man sich mehr zu Exkursionen nach dem Lande besonders nach den Sommeraufenthalten am Bosporus. Ich hätte dir noch viel über

meinen jetzigen Aufenthaltsort mitzutheilen; aber die Uhr erinnert mich, daß die Stunde heranrückt, in welcher der Bukarester Kourier des Internuntius abgeht und ich muß eilen, den Brief in die Kanzelei zu schicken.

(Die Fortsetzung nächstens.)

II.

Ueber das neue Börsengebäude zu St. Petersburg.

Eine der prachtvollsten und zweckmäßigsten Unternehmungen der Regierung für die Verschönerung, sowohl als für den Nutzen St. Petersburgs ist unstreitig der im April 1804 von dem Kaiser genehmigte und von dem Kommerzminister, Grafen Rumänzov vorgelegte Plan zur Erbauung eines neuen steinernen Börsensaals auf Waßili-Ostrov und des damit verknüpften Granitufers zum Anlegen für die Schiffe. Dieses Ufer wird bei der Isakjewschen Schiffbrücke anfangen und um die Landspitze (Strelka) von Waßili-Ostrov, wo sich die Newa theilt, herum bis an das Ende der bisherigen sogenannten neuen Börse *) gehn, welches wiederum über 900 Faden

*) Der weitere Bau der unter Katharina II. nach dem schönen Plan von Quarenghi un-

Granitbollwerk beträgt. Doch ist die Arbeit bei diesem Bollwerk weit von der schon vollendeten an dem entgegengesetzten linken Newaufer unterschieden, indem das niedrige und seichte Ufer des Stroms an dieser Seite es nothwendig macht, theils ziemlich weit in den Fluß hinein zu bauen, theils auch das Bette desselben noch längs dem Bollwerk zu vertiefen, damit überall die Schiffe bequem anlegen und ihre Waaren ein- und ausladen können. Auf eben gedachter Landspitze wird nun nach einem sehr geschmackvollen Entwurf des Architekten Thomon (eines Franzosen und ebendesselben, der das steinerne große Theater umgebaut hat) der neue Börsensaal in Form eines länglichen Vierecks erbaut.

Die vordere Façade desselben, die dem kaiserlichen Winterpalais gegenübersteht, ist außer einem Peristyl noch zu beiden Seiten mit ein paar 120 Fuß hohen kolossalischen Rostral-Säulen ver-

weit der Strelka angefangenen neuen Börse, zu deren Beendigung auch eine Auflage auf die Miethe der Kronspackhäuser gemacht ward, unterblieb bei dem damals ausgebrochenen Kriege, der nur bis zu den äußern Mauern und einer wahrhaft majestätischen Granittreppe gediehen war. Seitdem hatte das Gebäude unbeendigt, allen Einflüssen der Witterung Preis gegeben, da gestanden und war dadurch so baufällig geworden, daß man es im Sommer 1804 völlig abtragen mußte.

zierd, die aber außer der Zierde noch den wesentlichen Nutzen gewähren, daß die aus Kronstadt herauf kommenden Schiffe ihren Lauf darnach richten können. Diese Säulen sind hohl, eine inwendig angebrachte Wendeltreppe führt bis oben hinauf, wo eine geräumige Platteforme dazu bestimmt ist, die nöthigen Signale und in dunkeln Nächten Feuer zur Leitung der Schiffe zu halten.

Vor dem Gebäude, an der Landspitze, bildet das fortlaufende Granitufer einen großen Halbzirkel, der in seiner ganzen Oberfläche mit Granitquadern belegt, weit in den Fluß hinein geht und theils zum Debarcadère des ganzen Börsengewühls, theils vielleicht auch bei günstigem Wetter zu den Versammlungen der Kaufleute dienen wird.

Der Bau des Börsengebäudes soll im vierten Jahre, das ganze Bollwerk aber in fünf Jahren beendigt werden und beides kostet zusammen 1,939,138½ Rubel. Die Aufführung ist unter der Direkzion des Kommerz-Ministers, Grafen Rumänzov, einer eignen hiezu ernannten Kommission übertragen, die theils aus Professoren der Akademie der Künste, theils aus andern sachkundigen Männern und überhaupt aus vier Mitgliedern besteht, deren jedes 2000 Rubel Gage erhält.

Wenn nun noch, wie man mit ziemlicher Gewißheit behauptet, die Gebäude der Akademie der Wissenschaften in ein großes Prachtgebäude vereinigt und mit ihren Neben- und Hintergebäuden völlig ausgebaut werden, so wird diese Gegend der Stadt, sowohl von der Newa-Seite, als auch selbst an dem großen, hinter der Akademie und zwischen der Börse und den zwölf Kollegien befindlichen Platze, der hierdurch eine regelmäßige Gestalt erhält, einer der schönsten und gewiß belebtesten Theile der Stadt werden. Das Ganze wird den Spaziergängern vom Quai des gegenüberliegenden Ufers ein belebtes Panorama darbieten, das gewiß einzig in seiner Art ist und dem nur noch zur Vollendung eine dem Uebrigen entsprechende Brücke — etwa von Eisen? — fehlt. Die Arbeiten auf der Landspitze von Wasili-Ostrov hatten im Sommer 1804 ihren Anfang genommen. Im Herbst desselben Jahres war schon ein großer Theil des Ufers pilottirt.

III.

Anstalten für das Unterkommen der Fremden in St. Petersburg.

Die Lage von St. Petersburg, in einem der nördlichsten Theile und fast am Ende von Europa ist die natürliche Ursache, daß sich hier ein sehr geringer oder wenigstens nicht ein solcher Zusammenfluß von Reisenden findet, wie in den großen Städten in Deutschland, Holland, Frankreich, der Schweiz und Italien; doch sind in neuern Zeiten mehrere Reisende von Distinkzion, besonders Engländer hier gewesen. Durchreisende sieht man höchst selten oder fast gar nicht; wer aus dem Innern des Reichs hierher kommt, hat hier fast immer den Bestimmungsort seiner Reise, größtentheils sind es Geschäfte oder Gesuche bei den Ministern und den obersten Gerichtsinstanzen, oftmals aber auch die Lust, sich zu zerstreuen oder die Begierde, das glänzende St. Petersburg mit seinen vielen Merkwürdigkeiten kennen zu lernen, die ihn herbringen. Die mehrsten solcher Reisenden nehmen alsdann in den Gasthöfen ihr Quartier, die aber im ganzen sehr theuer sind und deren Einrichtung, Bequemlichkeit und Vollkommenheit noch so weit hinter denen in andern Ländern zurückstehen.

In den bessern Stadttheilen giebt es einige große Hotels, als das Demuthsche an der Moika unweit der Polizei- oder grünen Brücke, die Stadt London an der newskischen Perspektive, die Stadt Paris am Schloßplatz, die Stadt Grodno und Stadt Bordeaux in der kleinen Morskoi in der Isakinaskaja, das Hôtel du Nord unweit des großen steinernen Theaters u. s. w., in welchen man zwar insgesammt geräumige meublirte Zimmer, eine table d'hôte und andere Bequemlichkeiten, als z. B. Miethequipage, Lohnlakaien und dergleichen mehr findet; aber sie halten dennoch keinen Vergleich mit den Gasthöfen der zweiten Klasse in Paris, Berlin, Frankfurth und Augsburg aus. Die Zimmer und Meublen sind höchst mittelmäßig und der Tisch sehr einfach. Aufwärter für die Bedienung der Fremden findet man nirgends. Jedermann sieht sich gezwungen, wenn er keinen eignen Bedienten hat, sogleich einen Lohnbedienten zu 1½ auch wohl 2 Rubel täglich zu miethen, weil er ohne diesen kein Glas Wasser erhalten würde und seine Schuhe selbst putzen müßte.

Die Gasthöfe werden hier nicht, wie in Deutschland und Frankreich, von den Eingebornen zugleich als Speisehäuser benutzt. Fast jeder Petersburger, der keine eigene Küche hält, ist entweder Mitglied von einem oder mehrern Klubbs, wo er für eine ziemlich billige Bezahlung einen ganz guten Tisch

findet und in einem selbst gewählten Zirkel speißt, oder er macht, zu Folge der liberalen Lebensweise und der fast beispiellosen Gastfreiheit der hiesigen Einwohner, den Dineur en ville. Auch Fremde speisen selten im Gasthofe. Ihre Addressen oder Geschäffte oder auch der Zufall verschaffen ihnen bald Bekanntschaften, bei denen sie zu Mittage und Abend eingeladen werden. Wer hievon keinen Gebrauch machen will, benutzt die hiesigen vielen Speisewirthe und Restaurateurs. Am elegantesten unter letztern ist die Restauration à l'instar de Paris im Engelhardtschen Hause am Isaaksplatz. Nach dem jedesmaligen Küchenzettel fordert man hier, wie in Wien und Paris die Speisen portionsweise und kann also nach Belieben ziemlich wohlfeil und auch sehr theuer seine Mahlzeit bezahlen.

IV.

Totalumformung der Polizei für die Residenz unter Alexander I.

Die gegenwärtige vollkommnere Einrichtung der Polizei verdankt St. Petersburg, ausser der Wachsamkeit des jetzigen Kriegsgouverneurs, Generallieutenants und Grafen von Tolstoy, der rastlosen, unermüdeten Thätigkeit des jetzigen Oberpolizeimeisters, General-Major's, Großkreutzer des St. Annen- und Kommandeur des Maltheßer-Ordens von Oertel. Mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit, Schlauigkeit im Dienst und Anstrengung, durch Selbststudium der Werke, die in andern Ländern über dieses Fach erschienen sind und noch erscheinen, seine Kenntnisse in selbigen zu erweitern, jede in diesen Schriften angewiesene gute Einrichtung auch auf Petersburgischen Boden hinüberzupflanzen und dadurch die Sicherheit der Einwohner der Residenz immer mehr und mehr zu vergrößern, mit diesen lobenswürdigen Eigenschaften verbindet dieser wackere, noch junge Mann (aus Königsberg gebürtig, schon unter Paul I Oberpolizeimeister in Moskau und seit 1802 auf diesem Posten in Petersburg) deutsche Biederkeit und einen gefälligen, dienstfertigen Charakter. Unter diesem Oberpolizeimeister und einem Polizeimeister stehen die

am linken Newaufer gelegenen 8 Theile, und die 3 am rechten Ufer der Newa gelegenen Stadttheile unter dem andern Polizeimeister, der in Waßili-Ostrov residirt und mit seinem Kollegen unter dem Oberpolizeimeister rangirt. Jedes der 11 Stadttheile hat noch ausserdem einen Major oder Pristav und jeder der Quartale einen Aufseher oder Nadsaratel, einen Quartallieutenant und Stadtunteroffizier. Ferner befindet sich in jedem Stadttheil eine Siégo oder eine Unterpolizeibehörde mit einem Offizier, welcher auf die in selbigem vorfallenden Unordnungen Acht giebt, deshalb, ohne sich von seinem Posten zu entfernen, immer 24 Stunden da seyn, die aus seinem Jurisdikzionsbezirk zu ihm gebrachten Arrestanten verhören und über die streitigen Punkte auf der Stelle entscheiden muß. Ist dieses geschehn, so werden die Verhafteten an die Behörden geschickt, unter welche sie sortiren. Können wegen Verwickelung der Streitsachen selbige nicht gleich hier entschieden werden, so fertigt er die Arrestanten mit dem gehörigen Rapport nach der Polizeierpedizion zu dem Pristav ab, welcher in gedachter Expedizion ebenfalls 24 Stunden auf seinem Posten bleiben muß, um über die an ihn verwiesenen Sachen gleich entscheiden oder wegen selbiger die gehörigen Befehle ertheilen zu können.

Die patrouillirenden Offiziere, von denen täglich eine gewisse Anzahl kommandirt wird, müssen

an den, in jedem Stadttheil dejourirenden Offizier ihre Berichte abstatten, sich in das Patrouillenbuch einschreiben und Quittungen darüber empfangen, daß und um welche Stunde sie da gewesen sind. In einem jeden Quartal befinden sich an verschiedenen Stellen vier hölzerne kleine Wachthäuser. Es werden hier überhaupt 259 solcher Wachthäuser für Straßenwächter oder Butka's und 777 Polizeistraßenwächter gezählt; in jedem der Wachthäuser befinden sich nämlich drei Straßenwächter, von welchen stets einer auf dem Posten steht und zwei ausruhen. Diese werden von den patrouillirenden Polizeimilitairoffizieren besichtigt, welche alle Posten besuchen, darauf Acht geben, daß der Dejouroffizier auf seinem Posten sey und aus den Patrouillenbüchern auf den Siégen ersehen, ob die Patrouillen richtig gegangen sind. Hierüber machen sie gerade dem dejourirenden Pristav in der Polizeiexpedizion mit Ueberreichung der Quittungen, die sie von dem dejourirenden Offizier erhalten haben, ihren Rapport. Auf diese Weise werden alle Posten in der ganzen Stadt von der Polizeirunde besichtigt.

Sollte sich in einem Stadttheile irgend ein ausserordentlicher Vorfall von Wichtigkeit ereignen, so werden von dem in selbigem dejourirenden Siégen-Offizier auf der Stelle durch reitende Dragoner (von denen mehrere mit ihren gesattelten Pferden in jedem Stadttheil allezeit

bei der Hand seyn müssen) die Unterlegungen von dem Vorgefallenen geradezu an den Oberpolizeimeister, die beiden Polizeimeister und den dejourirenden Pristav nach der Uprawa gesandt, um von einem oder dem andern wegen der vorgefallenen Sache sogleich die gehörigen Befehle zu erhalten.

Was die Feuerwächterexpedizion betrifft, so sind für jeden Stadttheil ein Brandmeister mit Offiziersrang, ein Unteroffizier und 50 Gemeine zum löschen angestellt. Diese haben, so wie die Straßenwächter für jeden Stadttheil, auf ihren grünen Röcken oder grauen Mänteln Tuchkragen von verschiedener Farbe. Statt der Hüte tragen die Straßenwächter oder Butoschnik kleine lederne Kasken und die Feuerwächter Tuchmützen. Die Anzahl aller Beamten bei dem Feuercorps oder das sämmtliche Feuerwächterkommando für die ganze Stadt beträgt 529 Mann. Bei einem jeden solcher Kommando's befinden sich zwei große und zwei mittelmäßige Spritzen mit dem ganzen Zubehör, die insgesammt unter einem Staabsoffizier, dem Brandmajor stehen. Ausser den gedachten Spritzen giebt es noch vier von einer besondern Größe im Fall eines sehr großen Feuerschadens, deren man sich in außerordentlichen Fällen, außer denen bei jedem der Stadttheile befindlichen bedient.

Das Haus des Oberpolizeimeisters (in der großen Morskoi unweit der Newskischen Perspektive) dient bei Feuerschäden zur Versammlung des zum Löschen angestellten Personale und zum Allarmplatz. Es ist deshalb an diesem Hause ein hoher, die ganze Stadt dominirender Thurm angebracht, auf welchem sich immerfort eine Schildwache befindet. Sobald diese irgendwo ausgebrochenes Feuer sieht, so giebt sie gleich das Signal durch eine Glocke, die in der, in dem Erdgeschoß des Oberpolizeimeisters Hause befindlichen Wachtstube des dejourirenden Polizeimilitairoffiziers angebracht ist und oben in dem Thurm Verbindung hat. Der Offizier befiehlt sogleich am Tage die Signalflagge und zur Nachtzeit die Signallaterne aufzuziehen. Auf jeder Siége ist ein eben solcher Thurm angebracht, wo ebenfalls eine Schildwache steht und auf obengedachtes Signal Achtung geben muß.

Nach mehrern, zur Tages- und Nachtzeit gemachten falschen Allarmversuchen, um die Leute gewandt und prompt im Dienst zu erhalten, hat das Resultat bewiesen, daß die feuerlöschenden Kommando's mit ihren Spritzen aus allen 11 Stadttheilen nach dem gegebenen Signal auf dem vor des Oberpolizeimeisters Hause befindlichen Allarmplatz in 13 Minuten und aus den drei ersten Admiralitätsstadttheilen in höchstens 5 Minuten daselbst versammelt seyn können. Bei wirk-

lich ausgebrochenem Feuer begeben sich indessen die feuerlöschende Kommando's aus dem Stadttheile, wo das Feuer ausgebrochen ist, und aus den rechts und links demselbigen gelegenen Stadttheilen, nicht nach gedachtem Allarmplatz, sondern nach erhaltener Nachricht des ausgebrochenen Feuers gleich nach dem Ort ihrer Bestimmung, wo sie in wenigen Minuten anlangen müssen.

Von den bei den Spritzen angestellten Leuten kommt auf das gegebene erste Signal nur die eine Hälfte, die andere mit ihren Spritzen bleibt en reserve, um, wenn unterdessen unglücklicherweise in einem andern Theile der Stadt ebenfalls Feuer ausbrechen oder wenn selbiges weiter um sich greifen und überhand nehmen sollte, gleich frische Leute mit ihren Löschungsinstrumenten bei der Hand zu haben.

Der Allarmversammlungsplatz ist deshalb da, damit 1) die Brandmeister wissen, wo sie hinfahren 2) damit die angestellten Leute mit ihren Spritzen und mit allen den, bei dergleichen Gelegenheiten nothwendigen Instrumenten, die sie mit sich haben müssen, dahinkommen, 3) damit die Zahl der Mannschaft komme, die da kommen muß und 4) damit man wisse, welcher Stadttheilkommando sich früher als der andere auf dem Platze eingefunden habe, weil der dejourirende Offizier alles dies revidiren, es anmerken und hierüber rapportiren muß.

Außer den erwähnten Feuersignals wird auch das Publikum von der Gefahr durch Schnarren benachrichtigt. Jeder Straßenwächter hat eine solche Schnarre außen an seinem Häuschen oder Butok befestigt. Der auf dem Posten stehende Wächter, sobald er Feuer in seinem Quartier sieht, schnarrt und begiebt sich mit seinen Schnarren auf dem kürzesten Wege zu dem nächsten Straßenwächter seines Stadttheils. Dieser geht alsdann wieder zu dem nächsten, bis die Nachricht in sehr kurzer Zeit zur Siége kommt.

Die Polizeioffiziere haben mit dieser Feuerwachenexpedizion nichts zu thun, sondern selbige steht lediglich und allein unter der Direkzion des Brandmajors. Das Polizeikommando hat sein eigenes Militair zu Pferde und zu Fuß. Erstes besteht aus einem Oberstlieutenant, drei Kapitains mit Majorsrang und 18 Subalternoffizieren, 45 Unteroffizieren und 264 Dragonern; letzteres aus 44 Unteroffizieren, 11 Trommelschlägern und 240 Musketirs. Diese unter ihrem Militairkommandeur stehende Miliz wird blos gebraucht, um die Patrouillenronde zu machen und bei öffentlichen Versammlungen, großen Spazierfahrten und Promenaden auf Ordnung zu wachen; auch hat sie bei den Siégen und bei der Polizeiexpedizion oder Uprawa die Wache. Außer der Polizeipatrouillenronde machen noch kleine Kommandos von Leibkosaken und Uralischen Kosaken von 10 12 Mann zu

Pferde ebenfalls die Ronde, besichtigen die Militairposten und wachen ebenfalls für Ordnung und Sicherheit in den Straßen.

Das ganze Polizeiwesen steht unter der Direkzion des Oberpolizeimeisters und selbiger unter dem Kriegsgouverneur. In der Polizeiexpedizion oder Uprawa präsidirt der Oberpolizeimeister; mit ihm sitzen vier Räthe in diesem Gericht. An jedem Morgen ist hier Versammlung. Der dejourirende Pristav trägt selbiger die in der ganzen Stadt vorgefallenen und bei ihm eingelaufenen Sachen vor, läßt die innerhalb seiner Dejourzeit eingebrachten Verhafteten, deren Sachen nicht auf den Siegen beendigt oder von ihm und den beiden Polizeimeistern entschieden werden konnten, vorführen und unterlegt alles dieses dem Polizeigerichte zur Untersuchung. Selbiges urtheilt die Sachen ab und macht an den Kriegsgouverneur eine Unterlegung darüber.

Der Gang der abzuurtheilenden Sachen ist jetzt bei weitem schneller als vormals, besonders bei eingeklagten Schulden. Der Beklagte wird, wenn der Kläger die Rechtmäßigkeit seiner Forderung bewiesen hat, zitirt, muß sich über seine Saumseligkeit im Bezahlen rechtfertigen und den Termin bestimmen, wann er Zahlung leisten wolle. Was bei dieser prompten Justiz aber vorzüglich Lob verdient, ist daß jetzt das ehmalige Hin- und Herschleppen der Klage von einer Instanz zur an-

dern ganz wegfällt und durch die nunmehrige kürzere Prozedur sehr viel Zeit und Papier erspart wird.

Diese über die Einrichtung des für die Residenz organisirten Polizeiwesens mitgetheilten Nachrichten können nicht authentischer seyn, da man sie der freundschaftlichen Gefälligkeit und schriftlichen Mittheilung Sr. Exzellenz des Herrn Oberpolizeimeisters selbst verdankt.

V.

Vier Jahre in Algier. *)

Ich befand mich auf der hetrurischen Fregatte St. Elisabeth, als zwei Kaper der Barbaresken auf der Höhe von Algier auf uns Jagd machten. Der Kapitain traf sogleich Anstalten zur Vertheidigung; aber die Korsaren kamen ihm zuvor und segelten

*) Mitgetheilt von einem Deutschen Landsmanne, der lange daselbst Sklavenketten trug. Wenn man in dieser seiner Leidensgeschichte, wie er sie selbst schildert, auch gleich manches in Absicht auf Diktion, Ordnung und Darstellung auszusetzen haben dürfte; so wird man doch dafür auf der andern Seite durch Treue und Wahrhaftigkeit der Erzählung entschädigt werden.

Anm. d. Herausg.

mit so günstigem Winde auf uns los, daß, ehe wir noch die Kanonen abpfropften, sie schon zweimal Feuer auf unser Fahrzeug gegeben hatten. Wir wehrten uns zwar zu Anfang des Gefechts aufs beste; denn wir hatten Grund, auf Sukkurs zu hoffen; da dieser aber nach langem Widerstande immer noch nicht erschien, die Afrikaner auch schon, nach ihrer Gewohnheit, ein Fahrzeug an das andere ketteten (enterten), und überdies bereits 6 Mann zu uns übergestiegen waren, so sank dem Kapitain endlich der Muth; er ließ die weiße Fahne, zum Zeichen der Ergebung, ausstecken, und die Mohren bestiegen ohne Hinderniß das Schiff. Sämmtliche Mannschaft ward nun in Ketten gelegt und eine Anzahl von Muselmännern blieb zur Bewachung derselben auf unserm Fahrzeug zurück. Während des Gefechts hatte ich einen Schuß in den rechten Fuß erhalten; ich stürzte zu Boden und der häufige Blutverlust zog mir eine anhaltende Ohnmacht zu. Als ich die Augen aufschlug, befand ich mich schon unter den Kanonen von Algier.

Da lag ich nun fast todt, verwundet, gefangen und halbnackend; denn die Barbaren hatten mir sogar meine Hemden entrissen, und mir nichts gelassen, als ein paar alte Lumpen mit Ketten belastet. Verzweiflungsvoll war mein Zustand, stechend wie Nadeln der Schmerz, der in meinem verwundeten Fuße tobte, unnennbar der

Jammer, der mein Herz zerriß. O! hätt' ich wenigstens weinen und mein Elend durch Thränen lindern können; aber auch diese leidigen Tröste-rinnen verließen mich in der Stunde des furcht-baren Schreckens, wo das Elend mit seinen tau-sendfachen Qualen mich umklammerte und mit sei-ner eisernen Faust zu Boden drückte. O! hätt' ich doch jetzt sterben können, wie willkommen wäre mir der Tod, dieser letzte Freund gewesen! Ich bat, ich flehete den Himmel darum, aber er schien meiner Klagen zu spotten; die letzte Hoff-nung floh, der Trost entwich verrätherisch aus meiner Brust, nichts blieb mir übrig als die Ver-zweifelung.

Gern hätten mehrere meiner Mitgefangenen, die ohne Wunden waren, sich über mich erbarmt, aber sie durften das nicht wagen, ohne sich der ärgsten Mißhandlung auszusetzen; nur unser Schiffskapitain, dem die Barbaren ein seidenes Halstuch, nicht aus Barmherzigkeit, wahrschein-lich nur aus Versehen, gelassen hatten, verband damit meine Wunde. Beim Ausschiffen fiel ich in eine neue Ohnmacht. Zwei Mann trugen mich in ein Haus, welches einem Lazareth ähnlich sah. Ich wußte davon nichts, bis man mir das gehackte Blei aus der Wunde schnitt, denn die Mohren schießen mit größern Kugeln, als die Europäer, und über diese Kugel laden sie noch eine halbe, welche sie in zwei bis drei Stücke zerhacken. Dies

leitet den Schuß sicherer und macht die Wunde gefährlicher.

Hier erst genoß ich den elenden Trost, mein Blut mit meinen Thränen zu vermischen; ich weinte und betete dabei inbrünstig zu Gott, daß, wenn er mir den Tod nicht senden, wenigstens mein Herz vor Verzweifelung bewahren möchte. So ward ich etwas ruhiger; — ich dankte es der Religion, die mich mit ihren heiligen Tröstungen erquickte. Ueberdies lag auch schon viel Beruhigung für mich darin, daß ein englischer Feldscheer, der gut französisch sprach, erschien und sich über mich erbarmte. Ich machte, trotz meiner peinvollen Lage, während des Verbands der Uebrigen, den Dollmetscher, weil keiner der italiänischen Seeleute die französische Sprache verstand. Daß sich ein englischer Feldscheer hier befand, kam daher weil die Algierer die Engländer sehr schätzen; leider aber verdankten sie ihnen auch, zum Verderben so vieler anderer Nazionen, ihre Schiffbauart und ihre Festungswerke.

Dessen allen ungeachtet blieb meine Lage immer noch schrecklich genug. Man nahm mir die schweren Ketten ab und zog dafür einen dünnen eisernen Ring um meinen linken Fuß. So lag ich hingestreckt auf einer von Binsen geflochtenen Decke, blos in einem alten zerrissenen Kolem (eine kurze zeugene mohrische Kleidung) gewickelt, überschlungen mit einem Stück Segeltuch, das des

langen Gebrauchs wegen ganz steif geworden war. Mein Bette war der harte steinerne Fußboden, mein Himmel die Decke eines finstern, freudenlosen Gemachs; um und neben mir erschollen tausend verwirrte Töne, die ich nicht verstand. Niemand bekümmerte sich um mich; ich schien ausgestoßen aus dem Reiche des Mitleids und der Barmherzigkeit; nur der englische Feldscheer (sein Name bleibt ewig und unauslöschlich in mein Herz eingedrückt; er hieß Robert), ein artiger und überaus edler, gefühlvoller Mensch, nahm allein Antheil an meinem Schicksale und leistete mir die thätigste Hülfe. Dies war auch für mich das größte Glück: denn wäre ich in mohrische Hände gefallen, so würde der Brand, der sich schon zwei Finger breit über der Wunde zeigte, unfehlbar meinem Leben unter den schrecklichsten Schmerzen ein Ende gemacht, oder ich würde mein Schienbein durch eine schnelle Ablösung verlohren haben. Nach dreimaliger Aderöffnung legte mir Robert in Zeit von 24 Stunden Umschläge von spanischem rothen Wein (den der französische in Algier residirende Konsul dazu hergab) mit Feldrosen und Rosmarin auf, wodurch ich denn glücklich von diesem äußerst gefährlichen Gast wieder befreiet wurde.

Der Herr, dem ich als Sklav anheim fiel, nannte sich Abdola Laïb. Er besuchte mich einigemal mit der Frage, ob ich mich loskaufen

könne, und als ich diese leider! mit Nein beantworten mußte, verwieß er mich zur Geduld und versprach mir auch, mein hartes trauriges Schicksal auf alle Art zu erleichtern — kurz ich sollte mit ihm gewiß zufrieden seyn. Er hielt auch redlich Wort und ich würde mich hoch versündigt haben, wenn ich während der Zeit meiner Dienstbarkeit ein einzigesmahl über ihn hätte klagen wollen. Er war der Sohn einer toskanischen Sklavin, welche sein Vater gefangen genommen hatte. Da er etwas verdorben italiänisch sprach, so konnten wir uns zur Noth verstehen. Es schien ihm dies auch wirklich lieb zu seyn: denn er sandte mir durch einen seiner Sklaven, der ein Italiäner war, etwas Arrak und Goa, mit Kokusbinsaft. Dies Getränk ist in der Barbarei sehr gebräuchlich und man kann es nach Belieben schwach oder stark machen. Die Mohren berauschen sich, besonders des Abends, nicht selten darin, wenn gleich der Koran so wol als die Landesgesetze es nachdrücklich verbieten.

Nach ungefähr zwei Schmerzensmonaten empfand ich wieder Kräfte genug, im Lazareth mit zwei Krücken herumzugehen. Ein Lazareth konnte man indessen diesen Aufenthalt des Elends weit weniger nennen, als ein Gefängniß; es war vielmehr ein über tausend Schritt langer Keller, worin gegen funfzig unglückliche Gefangene ihr trauriges Schicksal beseufzten. Des Nachts brannte eine

große Lampe mitten im Saale, bei deren dunkeln Strahlen man nichts erkennen konnte; um so heftiger und tobender war der Lärmen und das Geschrei der Mohren, welche sich die ganze Nacht hindurch mit der Mäuse- und Rattenjagd beschäftigten, von denen hier eine ungeheure Menge nistete. Die Mäuse waren weit größer als die europäischen und konnten auf den hintern Füßen gerade aufrecht gehen; die vordern Füße, etwa nur ¼ Zoll lang, liegen fest auf der Brust an; trotz dem aber laufen sie eben so geschwind als die unsrigen. Die Mohren ziehen ihnen das Fell ab, welchen sie aus, stecken sie an einen hölzernen Spieß, braten sie ein wenig am Feuer, streuen etwas Salz darauf und verzehren sie dann als einen Leckerbissen. Ich ward oft zu einem solchen Dejeunée eingeladen, aber ich konnte mich nie dazu bequemen, wiewohl mehrere von meinen Mitgefangenen, besonders die Italiäner, eine solche Mahlzeit, wie sie sagten, dem saftvollsten gebratenen Taubengeflügel vorzogen.

Unsere gewöhnliche Speise bestand in einer Portion Reis, mit Honig oder Syrup geschmelzt und mit etwas Ziboa vermengt. Diese Ziboa ist eine ungefähr Daumsdicke Wurzel, welche die Barbaresken mit auserlesenen wohlschmeckenden Kräutern (wie z. B. bei uns der Majoran) in Essig einlegen. Durch's Kochen läuft diese Mischung sehr dick auf und schmeckt dann gerade so, wie bei

aus die Steinbülse. Es ist auf den Schiffen die tägliche Kost, die man als Zugemüse mit Karavanzen bereitet, einer Art Erbsen, zweimal größer als die böhmischen. Diese Karavanzen sind besonders in Spanien sehr beliebt, fast jeder Topf am Feuer ist damit angefüllt. Die Brühe davon ist etwas dick, doch schneeweiß, nur durch eine ziemliche Porzion Saffran, welchen die Spanier überhaupt an alle ihre Gerichte zu streuen pflegen, wissen sie ihnen eine gelbe Farbe zu geben. Sie sind übrigens äußerst nahrhaft und wachsen in allen spanischen Provinzen; sobald sie aber einmal mißrathen, geräth der Pöbel in die heftigste Unruhe: denn sie sind ihm gerade das, was bei uns dem gemeinen Manne die Kartoffeln sind.

Es war in der Mitte des Februars, als ich in Gesellschaft zweier Mohren zum erstenmal ausging. Robert begleitete mich nach der Stadt: denn das Lazareth befand sich ausserhalb den Mauern, unter den Festungswerken. Mein Einzug in Algier war traurig genug: denn jetzt trug ich einen daumsdicken eisernen Ring am linken Fuße und unter den Armen ein paar hölzerne Krücken, um meinen schwankenden Körper festzuhalten. Ich glaubte eine ganz neue Schöpfung zu sehen, als mir eine große Anzahl Kameele und Affen begegneten. Ueberdies wimmelten alle Straßen voll Menschen und man sah da nichts als ein unaufhörliches Auf- und Abwallen. Da es in diesem

Lande, ſo wie in allen despotiſch-barbariſchen Reichen, wenig Städte und Dörfer giebt (und giebt es deren, ſo ſind ſie äuſſerſt ſchlecht bevölkert), ſo zieht ſich faſt alles nach der Metropolis. Außer den Landeseinwohnern, den Mauren aber Mohren, halten ſich hier noch viele Türken, Juden, Griechen und Franken auf.

Die Konſulen von den europäiſchen Seemächten, als Portugall, Spanien, Frankreich, England, Holland, Schweden, Dännemark, ꝛc. beſitzen die vornehmſten Häuſer und verzehren hier ſehr anſehnliche Geldſummen. Mit den Sklaven wird ein ſtarker Handel getrieben. An die Spanier verkaufen ſie ihre Datteln und bauen einen Reis, der viel ſchöner und größer iſt, als der ſpaniſche. An Olivenbäumen hat das Land einen Ueberfluß. Sie preſſen daraus nicht nur ein gutes Oel, ſondern verkaufen auch viele grün eingemachte Oliven an die Engländer. Bis Maskara (6 Stunden von Algier) gegen Saaza und Warka zu, iſt das Land mittelmäßig bewohnt, von hier an aber beginnen die Wüſteneien. Wäre dies indeſſen auch weniger der Fall, ſo würden dieſe verlaſſenen Plätze ſchon wegen der glühenden Hitze und der Menge wilder, reißender Thiere nicht bewohnt werden können. Wagen ſich doch die Tiger zu gewiſſen Jahrszeiten ſelbſt bis in die Nähe von Algier; ja ich habe öfters blutige Körper von unglücklichen Sklaven geſehen, die ihr

ren grausamen Feinden zu entfliehen suchten, aber von ihnen jämmerlich zerfleischt wurden. Dem Stifter des Moslemismus, zu welchem sich die Einwohner bekennen, dem Propheten Muhamed (in der Landessprache Maoma) hat man hin und wieder, auf den öffentlichen Plätzen der Stadt, Obelisken, mit arabischen und maurischen Inschriften geziert, errichtet.

Die türkische Besatzung, welche unter den Befehlen eines Päscha's oder Janitscharen-Aga's steht, und über 1000 Mann stark ist, hat besondere Moscheen für sich. Die Mauren verkündigen ihren Gottesdienst durch Glocken, welche über der Moschee in einem Glockenhäuschen aufgehängt sind, und keinen Schlegel haben. Drei bis vier Personen bringen durch runde, messingene Kugeln an eisernen Stielen befestigt, einen musikförmigen Ton an der Glocke hervor, der sich in der That besser ausnimmt, als das gewöhnliche Geläute. Der türkische Glockenklang hingegen unterscheidet sich von dem europäischen durch gar nichts, ausser, daß während des Geläutes eine lange oder kurze Pause statt findet, fast auf die nämliche Art, wie in der Lombardei.

Ausser den vielen muselmännischen Moscheen ist vor den Mauern der Stadt Algier auch eine katholische Kirche St. Elisabeth, welche im J. 1710 erbaut wurde. Zehn bis zwölf Pfaffen versehen darin den Gottesdienst und die Messen; es

sind Geistliche vom Orden des heil. Franziskus oder Bettelmönche. Da sie ein eigenes Kloster besitzen; so üben sie mancherlei Wohlthaten aus, statt daß sie, nach ihrer Ordensregel, Wohlthaten empfangen sollten. Sie speisen taglich von den Ueberresten ihrer Tafel die armen Mauren; dessen ungeachtet müssen sie für die Erlaubniß, sich hier aufhalten zu dürfen, einen starken Tribut an den Dey von Algier bezahlen. Zur Unterhaltung des Klosters steuern Spanien und Portugall die nothwendigste Summe, auch die Konsulen der übrigen europäischen Mächte tragen das ihrige dazu bei.

Die Synagoge der Juden, die gleich am Ende der Stadt gegen Abend an der Meerpforte liegt, ist überaus prächtig gebaut — überhaupt giebt es in Algier viele Juden, welche die Wirthshäuser, Fleischbänke und Weinbuden besitzen. Leider drückt aber auch hier diese Menschenklasse, so wie in andern Staaten die tiefste Verachtung. Bei dieser Gelegenheit will ich einer Grausamkeit erwähnen, der ich beiwohnte und die mich tief erschütterte. Ein Jude nämlich, der sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, ward zur Strafe des Stranges verurtheilt. Er wurde an einen ungefähr 6 Schuh hohen Pfahl in die Höhe gezogen. Sobald er nun in der Luft schwebte, riefen mehrere Stimmen: Gnade! Gnade! Sogleich ward er wieder herabgelassen, um Lösegeld zu er-

den, in eben dem Augenblick aber wiederriefen die Umstehenden das Wort Gnade und der Unglückliche trat seine vorige Reise wieder an. Dies grausame Spiel trieben die Türken mehr als einmal mit ihm, bis es der Verurtheilte endlich mit dem Leben büßte. Sein ganzes Verbrechen bestand darin, daß er gegen einen Muselmann sein Messer gezogen und ihn leicht verwundet hatte. Diese nämliche Grausamkeit wurde kurz vor meiner Abreise) an einem Kaufmanne aus Smyrna verübt, der falsches Geld in beträchtlicher Menge unter die Einwohner gebracht hatte.

Was die Münzen betrifft; so kursiren in Algier fast keine andern, als spanische, französische und englische Gold = und Silbermünzen. Die kupferne Scheidemünze wird hier allein geprägt; man erblickt darauf das Brustbild des regierenden osmanischen Großherrn, mit römischen Zahlen umflochten. Türkische Piaster sind nicht so häufig, bei den Truppen jedoch besonders gangbar.

Das Verhältniß des Dey zum Großherrn zu Konstantinopel ist zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Hat der Pascha Ansehn, so ist er in der Gewalt noch über dem Dey oder Simkaliphta, wie er in der Landessprache genannt wird, und letzterer bekommt Hausarrest, sobald er nicht zur gehörigen Zeit die Dazos, oder kaiserlichen Schutzgelder an die hohe Pforte abliefert. Die Wache, welche dann den Pallast

besetzt, besteht aus einem Haufen Janitscharen, welche täglich ein Pildras (100 Laubthaler) zu ihrem Unterhalt bekommen, so lange bis der Schuldner seiner Pflicht Genüge leistet.

Der Dey sitzt zwar mit im Divan oder Staatsrath, jedoch darf er lediglich über bürgerliche Kleinigkeiten und Strafen entscheiden. Der Hauptpräsident ist der türkische Pascha und dieser macht allein in wichtigen Vorfällen seinen Bericht an die Pforte, von der dann die unwiderrufliche Entscheidung zurückkommt. Alle eingebrachten Prisen werden dem Dey vorgezeigt, welchem auch allein die Eintheilung zusteht; nur Kanonen, Gewehre und alles, was Kriegsarmatur betrifft, bleiben unausgesetzt Sache des Pascha's.

Diebe, muthwillige Schuldner und Banquerotteurs werden nebst den Trunkenbolden mit der Kalstarde bestraft. Dies ist eine runde Scheibe, welche über zwei Schuh breit um den Hals herumlauft. Mit dieser Zierde wird der Verbrecher zur Schau auf den öffentlichen Markt ausgestellt und dann durch die breitesten Straßen geführt: denn die minder breiten sind in Algier so eng, daß kaum vier Personen neben einander gehen können. Niemand darf ihm dann etwas zur Erquickung reichen. Ich habe dies mehrmals mit angesehen und erinnere mich, daß man ein Paar Kaffern so lange hungern ließ, bis sie ihren Geist aufgaben; die Leichname wurden dann den

Löwen und Tigern gehackt vorgeworfen. Der Kaffern giebt es in Algier eine große Menge. Sie gehen ganz nackend (blos mit einem Schurz um die Schaam versehen), sind schwarz und wohnen in ihrem Vaterlande in Niederäthiopien, in Höhlen oder Hütten, aus Baumzweigen zusammengeflochten.

Die mehresten Verbrecher werden aufgeknüpft, Vielen wird mit einer eisernen Keule der Kopf zerschmettert. Jedes im Divan gefällte Todesurtheil wird durch dazu angestellte Personen öffentlich in den Straßen ausgerufen. Ist dies geschehen, so werfen sich dann 30 bis 40 Sklaven dem Paschà zu Füssen, um für den Verurtheilten um Gnade zu flehen! Nur selten wird das Urtheil wiederrufen; geschieht es aber dennoch, so ist die Gnade fast noch gräßlicher als die Todesstrafe: denn der Verbrecher wird gewöhnlich Zeitlebens auf eine dem Großherrn gehörige Galeere geschmiedet, wo er am Ruder seinen Tod erwarten muß.

Mein guter Robert beschenkte mich mit einigen Balbiermessern und da ich als angehender Chirurgus das Rasiren gelernt hatte, so hoffte ich damit etwas Geld zu verdienen. Ich bekam auch bald eine Menge Kunden, wovon jedoch kein einziger etwas bezahlte; soviel Mühe ich mir auch geben mußte, da ich wegen meiner Fußwunde noch immer nicht lange stehen konnte sondern mich auf die Lagerstätte derjenigen setzen mußte, die den

Bart abgenommen haben wollten. Trotz dem allen bekam ich von Seiten der maurischen Aufseher täglich meine bestimmte Arbeit. Freilich war sie in Rücksicht des bösen Fußes ganz meiner Lage angemessen, aber dennoch äußerst langsam und verdrüßlich. Ich mußte nämlich die alten Taue und Stricke auftrennen, und dann die Faden zupfen, aus denen, nach ihrer Auswaschung neue Stricke verfertigt wurden. Die meisten waren sehr stark mit Unrath besudelt und das Pech klebte so fest an, daß ich oft ungeduldig den ganzen Plunder wegwarf. Aber das half alles nichts, weil ich eben so oft da wieder anfangen mußte, wo ich aufgehört hatte, um nur ohne Züchtigung wegzukommen, die bei Vernachlässigung meiner traurigen Pflicht gewiß nicht ausgeblieben seyn würde.

Ich gewöhnte mich an diese Penelopeische Arbeit um so mehr, da ich sahe, daß meine unglücklichen Kameraden ein weit härteres Elend ertragen mußten. Viele wurden zur Reinigung der heimlichen Gemächer, viele zum Karrenziehen beordert. Auch ich würde diesem Schicksal nicht entgangen seyn, wenn mich meine Wunde, aus der noch immer täglich Splitter herausgezogen wurden, von solchen eckelhaften Arbeiten nicht befreiet hätte. Das geringste Versehen, das sich meine Kameraden zu Schulden kommen ließen, wurde auf eine Art bestraft, die mir mehr als einmal

die bittersten Thränen in die Augen trieb. Die Barbaren übten diese Strafe mit unempfindlicher Härte aus und hörten nicht auf das jämmerliche Geschrei, das den Aermsten die Angst und der Schmerz auspreßten. Diese Strafen bestanden größtentheils darin, daß man die Sklaven über einen Klotz oder Stein legte und ihnen dann auf den bloßen Hinterern zwanzig bis dreißig Streiche mit einem dumsdicken Pechstriche aufzählte.

Nicht selten war ich in Gefahr, kleine Vergehen mit einer ähnlichen Behandlung zu büßen, doch mein guter Robert, der Schutzengel, den mir Gott gesandt zu haben schien, um mich in den Stürmen des Elends empor zu erhalten, suchte meine Fehler immer auf das Beste zu entschuldigen und rettete mich jederzeit glücklich. Doch nicht hierin allein, sondern auch in andern Fällen zeigte er sich mir als meinen größten Wohlthäter. Es geschah sehr oft, daß er mir ein Stück gebratenes Fleisch oder sonst etwas Stärkendes mitbrachte, mich in meinem Unglück tröstete und mein Elend auf alle nur ersinnliche Art zu mildern suchte. Trotz dem allen war es ihm dennoch nicht möglich, mich von dem Bastflechten zu befreien. Unter diesem Bast müssen sich die Leser eine Art Binsen denken, welche dort zu Lande den Namen Sparta führen und im Wuchse die Höhe des größten Mannes erreichen. In Spanien

wachsen sie ebenfalls sehr häufig und man stopft, statt, wie bei uns, mit Stroh, dort mit Binsen, die hölzernen Betten aus, welche Gewohnheit besonders bei der Armee am häufigsten ist. Die Mauren hingegen flechten Stricke davon, die sie auf kleinen und größern Fahrzeugen beim Einpacken der Waaren, mit Ersparniß theurer Materialien sehr ökonomisch nutzen, so wie man in Spanien für die Klussen der ärmern Einwohner Stühle daraus zu flechten pflegt. Aus diesen Binsen mußte ich nun täglich eine große Anzahl Stricke drehen. Niemand lehrte mich die Vortheile der Behandlung; ich sah das Kunststück mit großer Aufmerksamkeit den übrigen ab: denn die Mauren verstanden von der Geduld im Unterrichten eben so wenig als ich von der Kabbala. Anfänglich fiel mir diese neue Beschäftigung ziemlich schwer und nur mit der äußersten Anstrengung war ich fähig, das mir zugemessene Tagewerk zu liefern. Furcht und Angst vor der Strafe aber überwanden jedes Hinderniß. Ach! wie oft weinte ich damals mit Sehnsucht die Nacht herbei, wo mein einziger Freund, der Schlummer, mit sanftem, mitleidsvollen Blicke nahete, um mein Gedächtniß vor allen Erinnerungen meines Elends zu verschließen, und nur seufzend sah ich den Tag anbrechen, wo mein Jammer aufs neue begann. Oft lag ich des Nachts, wenn auch der Schlaf mein Auge floh, auf den Knieen und betete zu Gott um Rettung aus die-

sem Unglück. Sie kam endlich ..... aber leider nicht für mich.

Es waren Bevollmächtigte von Malta in Algier eingetroffen, um Christensklaven loszukaufen. Robert brachte mir die Nachricht davon. Ach! wie sehr erfreuete mich dieser Strahl der Hoffnung, der jetzt so unerwartet in meinen dunkeln Kerker fiel. Das Gefühl der Freiheit ergoß sich durch alle meine Adern, ich athmete gleichsam von neuem und stand schon mit einem Fuß auf dem heiligen Boden meines Vaterlandes. Ueber meine Wangen schossen Thränen des Dankes und des innigsten Entzückens, ich küßte vor Freude meinen grausamen Befehlshabern die Hände und Füße und fand keine Worte, mein Gefühl auszudrücken. Aber ach — furchtbar und schauerlich war die Täuschung, welche dieses Entzücken ablöste. Die Malteser kauften nicht mehr als 9 Sklaven, die alle, außer einem einzigen, der ein Deutscher war, Malta als ihr Vaterland erkannten. Ich war nicht dieser einzige glückliche Deutsche, der von der Sklavenkette befreiet ward, ich war vielmehr vom Schicksal ersehen, noch länger an dieser barbarischen Küste zu schmachten und meine Speisen und Getränke mit den Ausbrüchen meines Schmerzes und meiner Thränen zu vermischen. Getäuschte Hoffnungen verdoppeln gewiß allemal die Leiden der Seele und des Körpers. Auch ich empfand jetzt diese Wahrheit, die mich

in ihrer grausenvollen, schrecklichen Gestalt überraschte — und wenn ich nie lebhaft und mit Sehnsucht den Tod herbei gewünscht hätte, so wär' es sicher jetzt geschehen. Nur daß ich ihn selbst rufen, daß ich selbst mit eigener Hand seinen tödtlichen Pfeil auf mich abdrücken sollte ..... Dies war die Linie, die allein die Religion mir zu überschreiten verbot.

Meine Kunst, gut zu rasiren, war indessen ruchbar geworden. Eines Tages trat der Sleszi, einer von den obersten Aufsehern des Lazareths, zu mir mit dem Befehl, ihm unverzüglich zu folgen. Ich gehorchte und trat mit ihm in ein Gemach seines Hauses, wo auf einem Tische ein Dutzend guter Rasirmesser lagen. Ohne ein Wort zu sprechen, warf er ein Kleidungsstück nach dem andern von sich, entblößte den Leib und befahl mir nun, ihn überall zu rasiren, wo ich Haare fände. Da mir die Sitte, die den Mauren befiehlt, sich alle Monate beim Eintritt des ersten Mondviertels auf diese Art rasiren zu lassen, völlig unbekannt war, so wußte ich freilich Anfangs nicht, was ich vor Verwunderung denken sollte. Indessen griff ich das Werk hurtig an und vollendete es zu seiner Zufriedenheit. Darauf schickte er mich durch einen Kulon (d. i. einen Sklaven, der schon etwas Geld auf die Summe bezahlte, die man für seine Befreiung verlangte) nach meinen Lazareth wieder zurück. Den andern

Tag kam er schon wieder und winkte mir, ihm zu folgen: denn sprechen konnte ich nicht mit ihm, da ich bis auf diese Zeit blutwenig von der Landessprache verstand. Es war dies fast auch nicht möglich; in dem Lazareth wurde nämlich bald arabisch bald türkisch und das so vermischt gesprochen, daß es dem fleißigsten Zuhörer unmöglich war, etwas für seine Sprachkenntniß zu gewinnen, weil er ein Wort mit dem andern verwechseln mußte. Ich folgte dem Winke des Sleski, so wie gestern. Er führte mich in ein wohlgebautes Haus, an das ein schöner Garten stieß. Jedes Haus fast in Algier hat einen solchen Garten, der auch zugleich zum Todesacker für die Familie dient. Man sieht daher in jedem runde von schwarzen Geländern umzäumte Plätze, worin die Ueberreste der Todten begraben liegen. Ich wurde hier von einer ausserordentlichen, hier zu Lande noch nie gesehenen Pracht überrascht, die mich Anfangs in Erstaunen setzte. Mein Führer merkte davon nichts und führte mich durch eine Menge reichverzierter Gemächer. In einem derselben ließ er mich warten, er selbst verschwand in einem gleich daranstoßenden, wo ich ihn sprechen hörte. Es dauerte nicht lange, als er wieder zurückkehrte und mir abermals winkte. Ich trat in ein noch prächtigeres Zimmer, in welchem der Eigenthümer des Hauses auf einem seidenen Sofa lag. Der Sleski zeigte auf mich und

ſprach dann wieder mit dem Fremden. Dieſer nickte mir ziemlich freundlich zu und zeigte gegen die Thüre. Der Slesi verließ mit mir das Gemach und führte mich in ein drittes, wo ich zwei bejahrte Weiber antraf, die ſich jedoch, nachdem ſie ein großes ſilbernes Becken mit Waſſer hereingetragen hatten, ſogleich entfernten. Kaum waren dieſe hinaus, als ihr Gebieter (der nämliche, den ich auf dem Sofa geſehen hatte) zu mir hereintrat, mir durch einen Kulon ein ſcharfes Scheermeſſer überreichen ließ, ſich dann nackend in das ſilberne Becken legte und mir nun winkte, daß ich ihn raſiren möchte. Ich erfüllte ſeinen pantomimiſchen Befehl, wie es ſchien, zu ſeiner Zufriedenheit und ſobald ich damit fertig war, überreichte er mir zur Belohnung 6 Sopikas (nach unſerm Gelde ungefähr 4 Groſchen); aber kaum war ich auſſerhalb den Mauern des Hauſes, als mir der hartherzige Sleski das Geld bis auf Einen Sopika abnahm. Doch auch dieſer einzige machte mich ſchon äußerſt munter, da ich lange Zeit keinen Kreuzer werth in meinem Beſitz gehabt hatte.

Auch an das Unglück fängt man ſich nach und nach zu gewöhnen an. Ich lernte mich immer beſſer in mein trauriges Schickſal fügen, und hoffte, wenn mich ja eine Thräne des Unmuths beſchlich, auf beſſere Zeiten. Ich verrichtete meine täglichen Arbeiten pünktlich und getreu, und un-

hielt mich (wann diese beendigt) mit einem Sklaven, der aus dem Genueſiſchen gebürtig war und mich in der maurisch-türkiſchen Sprache unterrichtete, die er ſelbſt ſehr gut verſtand, da er ſeit 16 ewig langen Jahren das Joch der Sklaverei trug. Dabei erfuhr ich manches von den Gebräuchen der Algierer (d. h. von den eigentlichen Türken), was ich jetzt auch meinen Leſern mit eignen Erfahrungen bereichert mittheilen will.

Die in Algier gebornen und erzogenen Türken ſind durchgehends ſchöne Leute, äußerſt angenehm von Bildung und wohlgewachſen. Die Vornehmern tragen ſeidene oder aus geblümten Stoff verfertigte Kaftans, weiße Turbans auf dem Haupte und Stiefeln von rothem oder gelben Korduan. Die gemeinen Leute laſſen ſich das Kinn glatt abſcheeren, nur der Dey und die übrigen Türken tragen Knebelbärte. Beide Klaſſen baden ſich oft, bisweilen alle Tage und verrichten die Gebete ganz den Vorſchriften des Korans gemäß.

Zwiſchen der Kleidung beider Geſchlechter findet nur wenig Unterſchied ſtatt; doch ſind die Anzüge der Frauenzimmer, welche durchgehends das Geſicht verſchleiern, faltiger, bequemer und allezeit prächtiger. Unter ſich ſelbſt kommen ſie ſehr oft zuſammen und trinken Kaffee; befinden ſie ſich aber allein, ſo beſchäftigen ſie ſich mit Glückeſeyn.

Niemand darf in Algier zu Pferd reiten, als die Statthalter, Pascha's, Aga's und andere Befehlshaber; die geringern Volksklassen bedienen sich der Esel und Maulthiere. Reitet das schöne Geschlecht aus, so befindet sich die Reiterin (wie in der Türkei) auf dem Maulthiere unter einem Zelte, mit dünner bunter Leinwand bezogen, wodurch sie alles sehen kann, sie selbst aber bleibt für jedes Auge unsichtbar. Den Maulesel treibt gewöhnlich ein dazu bestellter Sklav.

Wenn sich ein Muselmann hier zu verheirathen gedenkt, so muß er vor allen Dingen den Vater seiner Erwählten sich geneigt zu machen suchen. Ist diesem der Antrag nicht zuwider, so schickt der Werber eine betagte Frau zu seiner Geliebten, welche die Neigung derselben erforschen und dabei so viel zu seinem Vortheil sprechen muß, als nur ihre Beredtsamkeit erlauben will. Nimmt das Mädchen den Vorschlag in Güte auf, so empfängt sie aus dem Hause des Erwählten ein Stück Seide oder Stoff; sie hingegen sendet ihm ein Hemd oder ein Taschentuch. Auf diese Art ist der Ehekontrakt so gut wie abgeschlossen. Jedoch bedingt sich der Bräutigam aus, daß, sobald seine Braut nur einmal das Gesetz ihrer Keuschheit verletzte, er sie in das Haus ihres Vaters zurücksenden kann.

Nun werden die Anstalten zur Hochzeitfeier getroffen und die Braut ein paar Tage zuvor in's

Bad geführt. Mehrere Sklavinnen (oder, wenn sie diese nicht hat, Verwandtinnen) bestreichen ihren Körper mit wohlriechenden Oelen, schmükken sie selbst auf das Beste und belehren sie dann, wie sie ihren Bräutigam empfangen und behandeln soll. Mit dem anbrechenden Morgen versammeln sich alle Freunde des Hauses, von denen einige die Braut abholen. Diese lauscht schon hinter einem Behänge des süßen Augenblicks und streckt die Hand hervor, aus der die Freunde des Bräutigams einige sehr fein gestickte Kleinigkeiten erhalten; sie hingegen empfängt dafür den Ehekontrakt.

Nach dieser Zeremonie begeben sich die Männer in ein andres Gemach, wo sie einen Theil des Tages mit Tabacksrauchen zubringen, die Frauenzimmer aber tanzen bei einer angenehmen Musik. Bei der Mittagstafel geht es sehr still und feierlich zu, und sobald diese abgetragen ist, wird die Braut dem Bräutigam übergeben, welcher dieser wohlgemerkt! bis auf diesen Augenblick noch gar nicht kannte. Bei Familien von vornehmen Stande reitet die Braut auf einem Maulesel, umgeben von der ganzen Hochzeitgesellschaft und einer schmetternden Musik, in das Haus ihres künftigen Gatten. Bei ihrem Eintritt wird sie mit Janitscharenmusik empfangen. Die Braut sinkt verschämt und mit erröthenden Wangen jungfräulicher Liebenswürdigkeit in die Arme ihres

Auserwählten, der ihr mit zarter Hand den Gürtel löst, und, sobald er die Reinheit ihres Körpers unbefleckt findet, die alte Kupplerin, welche bis jetzt in dem Gemach der Liebe versteckt lauschte, davon benachrichtigt, welche dann sogleich hineilt und das Evangelium allen denen kund thut, welchen daran gelegen ist. Lauft inzwischen die Probe nicht so gut ab, als Braut und Bräutigam es wünschen, so bringt die unglückliche Frau den übrigen Theil ihres Lebens in Gesellschaft ihrer Sklaven im Harem zu, ohne wieder jemals das Gesicht eines Mannes zu erblicken.

Bei Leichenbegängnissen herrschen folgende Gewohnheiten: Sobald der Todestag des kranken Muselmanns herannahet, so wird sogleich das Gesicht des Sterbenden nach Morgen zu gekehrt und die Umstehenden schreien ihm solange: Muhammed! Muhammed! in die Ohren, bis sich die Seele vom Körper trennt. Gleich darauf treten betagte Frauenzimmer in's Haus, die mit eisernen Stäben auf eine Tafel schlagen und ohne Unterlaß: „Hni! Hni! Hni!“ rufen. Der todte Körper wird sehr säuberlich abgewaschen, in eine Leinewand gewickelt, die oben und unten mit Charakteren von Safran beschrieben ist, und nachher auf eine Bahre gestellt, worauf denn allmählig jedes Glied der Familie an den Leichnam tritt und ihn leise fragt, warum er gestorben sey, da ihm doch auf der Welt nichts gemangelt hätte?

Gehört die Leiche einem gemeinen Türken, so wird sie ohnweit einer Moschee niedergesetzt und darauf auf dem Todtenacker ohne Gepränge eingescharrt; gehört sie einem Geistlichen, so geht ein Chor vor der Leiche her, welcher die Worte: Hei la, hei la la singt, ein anderer Chor antwortet: Muhammed resul Allah! welches so lange fortgesetzt wird, bis die Leiche an ihrem Begräbnißorte anlangt. Gehört sie aber einem vornehmen Türken, so wird sie, ehe sie noch auf die Bahre kommt, mit den reichsten Stoffen und Zeugen geschmückt. Dem Sarge gehen mehrere Talebs und freigelassene Sklaven vorher, welche lange Stäbe tragen. Die letztern heulen und schreien laut, tragen den Säbel und die Kriegsarmaturen ihres Herrn (falls der Verstorbene ein Seemann war), den Zug beschließen mehrere reiche und vornehme Türken, Pferde, Kameele und Maulthiere. Der Körper wird in ein ausgemauertes Grab gelegt und oben mit einem Stein, aber nie mit Erde bedeckt. Neben dem Grabe weht 40 Tage lang nach Muhammeds Vorschrift eine Fahne. Während dieser vierzig Tage sind die Weiber des Verstorbenen verbunden täglich das Grab ihres Mannes zu besuchen. Am letzten Tage sammeln sich mehrere Bettler um den Todtenplatz, um von der Wittwe ein Allmosen zu erhalten. So lange diese Trauerzeit währt, darf die Leidtragende kein Feuer in ihr Haus bringen; sie wirft

deshalb, zum Zeichen ihres Schmerzes, einige Kieselsteine aus einer Hand in die andere und sagt dabei: Sellam Allah (Licht Gottes). Die Männer wissen nichts von Trauer, dürfen aber dennoch unter vier Wochen nicht aus dem Hause gehen.

Die Türken in Algier sagen: wenn ein Todter im Grabe liegt, so treten zwei Engel mit finsterm Blicke, Mungir und Gangoir genannt, in ihren Händen eiserne Keulen und Schlegel tragend, zu ihm, welche ihm folgende Fragen zur Beantwortung vorlegen: „Hast du an Muhammed und sein Gesetz geglaubt?" — „Hast du es erfüllt?" — „Hast du die Sala gebetet?" — „Hast du die Fasten Ramadan gehalten?" — „Hast du jederzeit den frommen und willigen Geber gemacht, den Armen erquickt und dem Nothleidenden geholfen?" — Kann der Todte alle diese Fragen mit Ja beantworten, so verschwinden die Engel, und zwei lichte Gestalten treten an ihre Stelle, von denen die eine das Haupt des Todten an seine himmlische Brust legt, die andere seine Füße umschlingt, bis an den großen Tag, wo Muhammed den Körper mit der Seele wieder vereinigt. Fallen aber die Antworten nicht so aus, wie sie ausfallen sollten, so schlagen die finstern Engel den Todten mit ihrer Keule sieben Ellen tief in die Erde hinein und reißen ihn wieder heraus . . . . . mit diesem Spiele fahren sie

fort bis zum Tage des ernsten Gerichts. Daher kommt es auch, daß die Türken fast in alle ihre Gebete folgende, auf diesen Aberglauben sich beziehende Worte mischen: „Erlöse mich, Allah! von der Frage der Engel, von der Pein des Grabes und dem bösen Wege!“

Die Landesregierung ist durchaus despotisch. Wenn den Algieren z. B. ein Urtheil im Divan vorgelesen wird, so müssen sie es auf den Knieen mit dreimaliger Küssung des Bodens anhören. Sobald sie auf den Seeraub ausgehen, erhalten sie von dem Simkalifta und dem Pascha ein Dekret, nach dessen Empfang sie einen Eid ablegen, daß sie alle gemachten Prisen genau anzeigen, keine Fahrzeuge von Mächten, die an Algier einen Zoll liefern, angreifen und sich auf keinen Fall gefangen geben, sondern sich, wenn ihnen kein anderes Rettungsmittel übrig bleibt, sammt dem Schiffe in die Luft sprengen wollen. Dafür versprechen ihnen ihre Imans (Koptis) eine große Vergeltung im Himmel.

Nun noch etwas von der Stadt selbst. Algier oder auch Argel liegt am mittelländischen Meere, an einem hohen, 4 Stunden langen, Berge und ist gut bevölkert. Die Schattirung von uralten und neuen aber in ganz verschiedenem Geschmack, gebaueten Häusern, macht einen übeln Eindruck auf's Auge. Desto angenehmer und merkwürdiger ist die Reinlichkeit der Straßen bei

so viel Unregelmäßigkeit, und einer so großen Volksmenge. Sie werden tagtäglich zweimal gesäubert; die Regierung sowohl als die Partikuliers geben dazu die nöthige Anzahl von Sklaven her. Man kann bis jetzt noch immer die Zahl der sich hier befindenden Sklaven auf eine Summe von 10 bis 12000 Köpfen anschlagen; ehemals belief sie sich häufig auf 30,000. Die Verringerung wurde durch den im J. 1778 mit Spanien, Sizilien, Sardinien und andern christlichen Seemächten geschlossenen Waffenstillstand (Armistizio) bewirkt.

Die Stadt hat dicke und starke Mauern, welche noch aus den Zeiten der Römer herrühren und jetzt von Bollwerken und halbmondförmigen Schanzen bestrichen werden. Die Schanzen laufen 6 Schuh weit in's Meer. Auf den Spitzen der Berge befinden sich mehrere Batterien und gegen Abend ein paar Kastelle, welche im J. 1770 durch englische Ingenieurs angelegt worden sind. Von Kriegsschiffen werden nur Fregatten, Galeeren und kleinere Fahrzeuge gebaut, mit denen sie, eben ihrer leichten Bauart wegen, blos auf Kaperei auslaufen können.

An ihren Küsten hat die Natur gut für sie gesorgt und dort eine Menge Höhlen geschaffen, in denen sie unentdeckt auf die Vorbeipassirenden lauren. Ihr Hauptvortheil aber liegt doch in dem Boden des Hafens, der so seicht und lehmig ist,

daß der Anker eines großen Kriegsschiffes durchaus nicht haften kann. Hiezu kommen überdies noch die gewaltigen Stürme aus Süd-Norden und die ewige Uneinigkeit der christlichen Mächte; die erstern reißen häufig die Anker der Linienschiffe los und schleudern sie in die See zurück. Dies erfuhr Spanien mit seinen Alliirten im J. 1775 als der Generalkapitain O-Reilli die unglückliche Ausschiffung mit 26000 Mann machte und durch die große Menge der Mauren, welche das Gebirge besetzt hielt, zurückgetrieben ward. Der auf dem Meere kommandirende General, Don Pedro Castejon, war ihn zu unterstützen nicht im Stande, weil alle seine Linienschiffe und andere Fahrzeuge durch die heftigen Stürme ankerlos waren. Wahrscheinlich würde auch damals von den 26000 Spaniern nicht ein einziger davon gekommen seyn, wenn sich nicht zwei toskanische und sardinische Fregatten in's Mittel geschlagen und das Einschiffen durch starkes Kanoniren begünstigt hätten. Die Mannschaft mußte con panza en tierra (auf dem Bauch) an Bord kriechen, weil die Fregatten über ihre Köpfe hinfeuerten, um die nachsetzenden Mauren zurückzuhalten.

Doch die schon Jahrhunderte dauernde Existenz muselmännischer barbarischer Raubstaaten in Afrika im Angesicht des zivilisirten christlichen Europa's ist eine so seltsame Erscheinung in der Völker- und Menschengeschichte, daß wir einige Zeit bei

ihrer Verachtung verweilen müssen. Wie die Gärten der Hesperiden wird Nordafrika von Drachen bewacht, die grimmige Blicke auf die Küstenländer des Mittelmeers schießen, Feuer ausspeien und nur durch goldene Kuchen eingeschläfert werden. Die stolzen Beherrscher fremder Welttheile demüthigen sich vor einem verachteten Räubergesindel, das in einigen der reizendsten Strecken des Erdbodens umherstreift, und erkaufen von ihm Frieden und Freundschaft durch große Geschenke. Wie? Die verdorbenen Weltherrscher zu Rom, welche mit einem Räuberhauptmann in Lusitanien 6 Jahre lang ohne Erfolg kämpften und seinen Haufen nur durch Meuchelmord des Anführers zerstreueten, konnten die wilden Numidier bezähmen und Mauritanien unterjochen: und das christliche Europa, das wenigstens 1600000 stehende Krieger zählt, vernichtet nicht den kleinen Despoten von Fez und Maroko, dessen Flotte kaum in 24 großen und kleinen Schiffen besteht, der mit höchstens 40000 Negern und Mauren wider Unruhen in den Menschenarmen Provinzen Tafilet und Sedschelmeße kämpft und seine Ansprüche auf Dea und Sahara zu behaupten zu schwach ist? Nicht Einer der gewaltigen Fürsten Europens, die doch wegen des Vortritts eines Gesandten Hunderttausende in Bewegung setzen, erzwingt für die christliche Staatenrepublik von den Seeräubern zu Algier einen allgemeinen,

ehrenvollen und dauerhaften Frieden? Die Eifersucht, welche die christlichen Staaten trennt, ist der Grund dieses Phänomens, und Handelspolitik die Quelle der allgemeinen Beschimpfung Europa's. Frankreich entrichtet eine jährliche Abgabe, damit das sonst friedliebende und industriöse Tunis Korsaren ausrüste, um auf dem Mittelmeere den Handel der Nichtfranzosen zu beunruhigen; Britannien ermuntert Algier's und Marokko's Seeräubereien, um jeden Versuch Spaniens im levantischen Handel zu vernichten. So nährt Europa seine eigene Schande und zugleich den Trotz einer wilden Räuberhorde in Nordafrikas gesegneten Gefilden, wo die letzten Trümmer von Karthago's Herrlichkeit und römischer Pracht vollends verschwinden.

Seitdem Neid die Armeen der welträuberischen Römer nach Afrika getrieben und falsche Politik sie verführt hatte, das reiche Karthago zu zerstören, erhob sich zuerst im fünften Jahrhunderte für Nordafrika ein Staat zur Rache wider das gesunkene Rom. Neukarthago ward der Sitz des vandalischen Reichs, dessen Herrschaft sich über die nahen Inseln des Mittelmeers ausdehnte. Von dort rief die Rachebegierige Eudoxia die Vandalen nach Rom. Eine mächtige Flotte landete an der römischen Küste, und plünderte die von den Gothen übrig gelassenen Reichthümer der ehmaligen Hauptstadt der Welt. Nun hatte

Europa beinahe 1000 Jahre lang Ruhe vor Afrika's Nordküste; abgesehen, daß Mauren von dort nach Spanien übergingen, das Gothenreich umstürzten und von den Pyrenäen aus Europa bedroheten.

Sobald aber die gothischen Christen sich auf den Trümmern des Sarazenenreichs in Spanien wieder erhoben und des treulosen Ferdinands grausame, durch falsche Religionspolitik sanktionirte Politik im J. 1492 den letzten maurischen Staat in Spanien erobert hatte, so ließ sich ein Theil der geflüchteten Mauren zu Oran und Algier nieder, und machte von dort Jagd — zuerst nur auf spanische, hernach auf alle christliche Seefahrer. Hatten sie nicht an den Säulen des Herkules für sich und ihre spätesten Enkel den Christen ewigen Haß geschworen, wie Hamilkar's Sohn vormals den Römern: so führten sie wenigstens, so wie noch jetzt ihre Nachkommen, mit gleicher Erbitterung wider alle Christen eine ewige Fehde.

Sogar jenseits dem Meere verfolgte Ferdinand der Katholische die verbannten Mauren. Unter Anführung des Kardinals Ximenes eroberten die Spanier Oran im J. 1509; auch Bugie und Algier geriethen 1510 in ihre Gewalt, so daß der König von Tremesen sich nicht nur zu einem Tribute von 13000 Pistolen verpflichtete, sondern auch 1512 kostbare Geschenke

nebst 70000 Pistolen für Ferdinand nach Burgos schickte. Jedoch dauerte diese Ruhe nicht lange. Um nach Ferdinand's Tode den Spaniern nicht mehr erkennbar zu seyn, riefen die Algierer die berüchtigten Seeräuber Horuk und Aireddin (Harreden) Barbarossa zu Hülfe. Die Beschützer bemächtigten sich Algier's und ließen den Sultan Selim Eutemi ermorden. Zwar ward Horuk als König von Tremisa von den Spaniern erschlagen; aber sein Bruder behauptete sich als König von Algier; und begab sich in des Großsultans Soliman's Schutz. Noch war jedoch Spaniens Einfluß auf Afrika's Nordküste nicht verschwunden. Karl V unternahm den glücklichen Zug nach Tunis 1535 und setzte Hassan wieder auf den Thron. Aber damit hatten nun die glücklichen Expedizionen nach Nordafrika ein Ende. Bei der Eroberung von Tunis waren an 200000 Einwohner ermordet, zu Sklaven gemacht, der abscheulichsten Ausschweifungen waren so viele, die Beute so unermeßlich, wie bei der Plünderung Rom's unter dem Konnetable von Bourbon. Neuer Stoff zu unauslöschlichem Hasse gegen die Spanier und alle übrigen Europäer.

Die Räubereien der Algierer wurden von nun an kühner. Ueber 20 Galleoten und eben so viele Brigantinen bedeckten das mittelländische Meer. Die Räuber landeten öfters an der spanischen

Küste und Karl V unternahm es, 1541, mit 26000 Mann die Algierer zu züchtigen. Nur 600 reguläre Soldaten und 6000 konnte Hassan-Pascha dieser furchtbaren Macht entgegenstellen. Aber für ihn focht die Jahreszeit. Ein fürchterlicher Sturm vernichtete in weniger als einer Stunde 15 Kriegs- und 160 Transportschiffe mit allen Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. Diese unvermuthete Rettung machte den Algierern Muth, ihre Räubereien bis über die Straße von Gibraltar auszudehnen. Sie überfielen mit 3 Schiffen Espanien und machten beträchtliche Beute. War Karl's V letzte Unternehmung wider Algier unglücklich gewesen, so war Philipp's II Expedizion wider Tripolis und den furchtbaren Dragut unglücklich und schimpflich: die spanische Flotte unter Medina Celi floh schon vor dem Anblicke der Feinde in der größten Unordnung, und die Bewohner der spanischen und italischen Küsten zitterten vor einer feindlichen Landung.

Mit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts waren die Seeräuber von Algier, Tunis und Tripolis so mächtig, daß, der Schilderung zu folge, welche der englische Minister Cottington, von Spanien aus, dem Herzoge von Buckingham machte, ihre Flotte in 40 großen Schiffen zu 500 Tonnen bestand. Welchen Schrekken mußte eine solche Flotte verbreiten, zu einer

Zeit, da die Seemacht aller christlichen Staaten so unbedeutend war!

Bisher waren es nur die Spanier, wider welche Algier Seeräuberei getrieben hatte. Als aber der spanische Gesandte Gondomar König Jakob I in England 1620 zu einer Expedition wider sie zu überreden gewußt hatte, so fielen sie jetzt auch brittische Schiffe an; zugleich erreichte ihre Seemacht eine ungewöhnliche Höhe. Nicht weniger als 65 große Schiffe hielten sie ausgerüstet, ohne die Menge kleiner Fahrzeuge zu rechnen. Seit dieser Zeit ist die Geschichte aller Unternehmungen der christlichen Mächte wider diese Seeräuber, besonders wider Algier, dieselben; Landungen und schnelle Rückzüge oder Bombardements der Hauptstadt. Der allgemeine Ruhestörer Europa's, Ludwig XIV, suchte auch in Nordafrika Lorbeere. Die Franzosen nahmen 1664 Gigeri weg, aber sie schifften sich sogleich wieder ein. Renaud erfand die Bombardier Galioten und Ludwig XIV beauftragte den berühmten Duquesne, vor Algier 1682 Gebrauch davon zu machen. Algier wurde zwar in einen Schutthaufen verwandelt; aber kaum hatte die französische Flotte die Küste verlassen, als die Einwohner ihre Stadt wieder aufbaueten und ihre Seeräubereien nur desto eifriger fortsetzten. Keines von allen solchen Bombardements verbreitete auf der Küste der Barbarei größern Schrecken,

als dasjenige, welches Blake auf Cromwells Befehl mit 30 Linienschiffen unternahm. Er zwang den Dey von Algier um Frieden zu bitten, und seinen Unterthanen alle Gewaltthätigkeiten wider die Engländer zu verbieten; er erschien vor Tunis, schoß die Kastelle in Trümmer und ließ alle Schiffe im Hafen in Brand stecken. Seit dieser Zeit wird die englische Flagge von den barbarischen Seeräubern respektirt: aber gedemüthigt ist der Stolz des Barbaren, der über Algier herrscht so wenig, daß nach Poiret's Bericht der Dey zu einem europäischen Konsul sagte: „was bedarf ich deines Königs? er schickt mir Gesandte und Geschenke; ich schicke ihm nichts: er erkauft meine Freundschaft; mir liegt sehr wenig an der seinigen." — Selbst einem englischen Gesandten, der mit einem Bombardement drohete, fuhr der Dey trotzig an: „Sage mir, (sprach er), wie viel ein solches Unternehmen deinem Könige kosten mag?" Da der Gesandte eine gewisse Summe nannte, so erwiederte der Dey: „Gut, wenn dein Herr mir nur die Hälfte dieser Summe giebt, so versprech ich ihm, Algier auf der Stelle schleifen zu lassen."

Noch gewinnvoller für den Dey war der letzte schimpfliche Angriff der Spanier auf Algier 1784. Die Zurüstungen hatten über 2 Millionen Thaler gekostet und nach der vereitelten Unternehmung kostete es noch 2 Millionen Piaster, 50 Kanonen,

2000 Zentner Pulver, 24000 Kugeln, 100 große Masten und andere Kriegs- und Schiffsgeräthschaften, um den Frieden zu erkaufen. Unmittelbar darauf nahmen die algierischen Seeräuber an den spanischen Küsten selbst ein spanisches Schiff weg, weil „man den Frieden nur vom offenen Meere, nicht aber von den Küsten verstanden habe.“ So spotten diese Barbaren der heiligsten Verträge und des theuer erkauften Friedens. Im J. 1791 mußten die Spanier Oran und nicht lange hernach auch Mesolquivir, ihren letzten Platz auf der dortigen Küste abtreten, um die ihnen vom Dey versprochenen Handelsbegünstigungen zu erhalten.

Und was für Handelsvortheile mögen die Spanier hier suchen? Engländer, Franzosen, Holländer, Schweden, Hetrurier, besonders Juden von Livorno, Amerikaner besuchen die Häfen von Algier. Angenommen, daß Spanier die Konkurrenz dieser Nazionen aushalten könnten: so besteht die Einfuhr nach Algier in Tüchern, Papier, Gewürzen, Quincaillerie, Kaffee, Zucker, Leinwand, Alaun, Indigo, Cochenille — dafür wird Wolle, Wachs, Federn, Leder, Oel, und erbeutete Waare eingetauscht. Zwar ist die Ausfuhr um den vierten Theil stärker als die Einfuhr; aber jene übersteigt doch nicht die Summe von 1 Million Livr. Davon zieht Frankreich ungefähr die Hälfte, die übrigen Europäer theilen unter sich die andere Hälfte.

Für diesen ärmlichen Preis also erniedrigen sich die genannten Handelsnazionen, dem barbarischen Beherrscher Algier's jährlich einen Tribut (sey es unter welchem Titel es wolle), jede im Durchschnitt von 75000 thlr. zu bezahlen? So erkennen sie also stillschweigend, daß, während sie sich schmeicheln, die Herrschaft über das Mittelmeer gemeinschaftlich zu besitzen, Algier der wahre Beherrscher desselben sey! Und welch ein Beherrscher? Dessen Landmacht in etwa 10000 Türken und 5000 Reitern, dessen Flotte in etwa 8 großen und 10 — 12 kleinen Schiffen, nebst 30 Kanonierboten, welche die Rheede der Stadt nie verlassen, besteht! dessen gewisse und zufällige Einkünfte (jedoch den demüthigen Tribut der stolzen Europäer ungerechnet) auf 670000 Piaster geschätzt werden.

Frankreich's Verhältnisse mit diesem Räuberstaate sind zu Ende des Jahrs 1801 erneuert worden. Zu den alten Verträgen kommen folgende neue Bestimmungen: Kein Franzose soll unter keinerlei Umständen oder Vorwande im Gebiete von Algier als Sklave zurückgehalten werden; selbst auf einem Schiffe unter feindlicher Flagge soll kein Franzos zum Sklaven gemacht werden, wenn er nicht als Matrose oder Soldat Dienste auf dem Schiffe gethan hat, und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wird; alle Franzosen, sie mögen im algierischen Gebiete reisen,

oder sich angesetzt haben, stehen unter den Agenten der französischen Regierung; französische Fahrzeuge, sie mögen dem Staate oder Privatpersonen gehören, sollen nicht genöthigt werden, etwas wider ihren Willen an Bord zu nehmen, noch von dem Dey eigenmächtig gebraucht werden; die Hinterlassenschaft der im Gebiet von Algier gestorbenen Franzosen soll dem französischen Generalkommissär zur Besorgung übergeben werden; der Geschäftsträger und Generalkommissär des französischen Handels soll nicht nur alle Rechte und Freiheiten der vorigen Zeiten wieder erhalten, sondern auch besonders den Vorrang über alle Agenten anderer Nazionen behaupten; die Quartiersfreiheit des französischen Gesandten soll respektirt werden, keine obrigkeitliche Gewalt in seine Wohnung eindringen, er habe denn selbst die Regierung dazu aufgefordert: im Fall eines Krieges soll jedem Franzosen, ehe er das Land räumt, eine Zeit von 3 Monaten zu Beendigung seiner Geschäfte erlaubt werden.

Bald nach diesem Vertrage wurde das gute Einverständniß der Algierischen mit der französischen Republik unterbrochen, aber auch eben so geschwind wieder hergestellt und obige Artikel sind von neuem bestätigt worden. Mit Recht kann man fragen: Ist es nicht endlich einmal Zeit, daß das Wesen der afrikanischen Raubstaaten ein Ende nehme? Ich glaube, die Zeit ist jetzt nicht

mehr ferne: Frankreich ist es, das Afrika unterjochen wird, nachdem es Südeuropa überwältigt hat. Dann wird eine neue blühende Epoche für diesen Himmelsstrich beginnen und schnell werden sich die gesegneten Fluren dieser weitausgedehnten Länder wieder mit Menschen füllen. Doch ich muß endlich wieder zu meiner Geschichte zurückkehren. Meine Kundschaft im Barbieren mehrte sich fast täglich, schon standen über dreißig Bärte unter der Botmäßigkeit meiner Scheermesser. Meine Wunde besserte sich dabei augenscheinlich; ich war schon im Stande, blos mit Hülfe eines festen Stocks auszugehen. Dies Handwerk brachte mir immer einige Sopikas ein. Für den Ueberfluß durfte mir jedoch nicht bange seyn, da sich mein gebieterischer Aufseher sehr bedächtig das Plus zu Gemüthe zog. Da meine Kundschaft so gut von statten ging und ich dabei oft von andern Sklavenarbeiten frei gesprochen wurde, so wandelte mich die Lust an, mein Heil hier auch in der Wundarzneikunde zu versuchen; aber dieser Meinung war mein Freund Robert nicht. Er stellte mir ein solches Beginnen als äußerst gefährlich vor und versicherte mir dabei, daß mich eine einzige unglückliche Kur in die härteste Sklaverei stürzen würde, weil die hiesige Art zu kuriren gar sehr von der europäischen abweiche und die mauritischen Aerzte überdis die rachsüchtigsten Menschen wären.

Aufserdem gab es auch wirklich in Algier unter den Türken wenig Kranke; ihre Körper sind gemeiniglich von sehr gesunder Natur und zu den heftigsten und anhaltendsten Strapazen geeignet. Die mehrsten von ihnen erreichen ein siebenzigjähriges Alter und ich habe 60jährige Greise gekannt, welche mit Jünglingsfeuer und ohne Spuren des Alters blicken zu lassen, noch einmal auf den Raub in die See ausliefen. Die Abgaben dieser Räubereien sind übrigens so beträchtlich, daß ihnen zur Erleichterung ihres Alters wenig übrig bleibt; viele sind sogar gezwungen, die nothdürftigsten Lebensmittel vor den Moscheen und in grosen Häusern zu suchen. Die wohlhabenden Mauren, als Handelsleute, Beamte u. d. gl. unterstützen zwar die Armen mit ihrem Ueberfluß; doch müssen diese für ihr Allmoseneinsammeln vorher einen Erlaubnißschein von dem Befehlshaber (Tiflars) des Distrikts, wo sie wohnen, aufzeigen, weil alle muthwilligen Bettler durchaus nicht geduldet werden.

Es existirt auch ein Verpflegungshaus in Algier, welches jedoch nur diejenigen aufnimmt, welche auf der See, in Diensten des Staats verunglückten. Hierbei gilt zugleich das Gesetz: Wenn ein, auf eigene Rechnung ausgelaufenes, mit der Erlaubniß der Behörde versehenes Schiff verunglückte Personen zurückbringt, so müssen die übrigen, die es nicht sind, von der gemachten

Beute für die Krüpel eine bestimmte Summe in das Verpflegungshaus zahlen, damit die Krüpel, für welche diese Summe gehört, Zeit ihres Lebens ihren Unterhalt haben. Uebrigens trifft dies Gesetz auch diejenigen Schiffe, die keine Krüpel mit zurückbringen, aber doch mit einiger Einschränkung. Die Armen werden ausserdem noch von der Geistlichkeit wöchentlich ein paarmal gespeißt.

Eines Tages ward ich zu meinem Herrn Abdala-Kalb gerufen. Er winkte mir freundlich zu und beschenkte mich, da ich, wie alle Sklaven, baarfuß ging, mit einem Paar gelbsaffianen Pantoffeln, womit er einen ausgebreiteten Handel trieb. Es giebt zehn bis zwölf Kaufleute in Algier, die mit Saffian, Wachs, Mandeln, wilden Thierhäuten und Datteln handeln. Auch die Pomeranzen, die sehr häufig in den Thälern, zwei bis drei Stunden Wegs um die Stadt herum, gegen Fez zu wachsen, machen einen ergiebigen Theil des Handes aus. Nur die Kokusbäume mißrathen, weil sie nie zur gehörigen Reife kommen. Eine kleinere Art Kokusnüsse werden zwar erzeugt (man nennt sie Kokusbin), aber sie kommen den eigentlichen Kokusnüssen bei weitem nicht an Güte bei, auch ist ihr Saft nicht so gut und süß.

Ich war eines Tages gerade mit Barbiren fertig und wurde nach meiner Wohnung zurücge-

führt, als mir der französische Konsul Louis Certain, begegnete. Er blieb stehen, betrachtete mich vom Kopf bis zum Fuß sehr genau und fragte mich dann auf französisch: Was ich für ein Landsmann wäre? Ich erzählte ihm ganz kurz, aber mit kräftigen Worten, die Geschichte meiner Gefangenschaft; er hörte mir sehr aufmerksam zu und reichte dem Mauren, dem ich zur Aufsicht übergeben war, ein Stück Geld für seine längere Verweilung. Als ich ihm alles gesagt hatte, was mir auf dem Herzen lag, schrieb er meinen und meines Herrn Namen auf; besonders aber schien es ihm lieb zu seyn, daß ich rasiren und frisiren könne. Er machte mir beim Abschied die Hoffnung, mich, wenn es nur im geringsten möglich sey, zu sich in's Haus zu nehmen und drückte mir dann 3 Livres oder ½ Laubthaler in die Hand.

Schwerlich wird sich jemand einen Begriff von dem Entzücken machen können, das ich empfand, als mich auf dieser schrecklichen Küste einmal ein Mensch von Gefühl (ich nehme meinen guten Robert aus) anredete — noch mehr, als endlich ein Hoffnungsstrahl der Rettung in mein Herz fiel, an der ich fast schon zu zweifeln begann. Vergnügt kehrt' ich in meine unterirdische Wohnung zurück. Es befanden sich darin gegen 28 Sklaven, andere 60 waren in die übrigen, dem Abdala-Kaib und seinen Brüdern gehörigen Häuser vertheilt. Ich sehnte mich um so

mehr aus diesem furchtbaren Keller des Elends weil immerwährend Juden zu uns kamen, und Sklaven kauften, mit denen sie dann nach Marokko zogen, um sie dort zur Urbarmachung der wüsten Steppen zu gebrauchen. Gott! wenn mich dies Loos getroffen hätte, so würde ich die Luft meines lieben Vaterlandes wol nie wieder eingeathmet haben.

Ich verließ mich fest auf das Wort meines neuen Gönners, aber vergebens; ein Tag nach dem andern vergieng und immer wollte die Stunde meines Glücks nicht schlagen. Endlich nach 14 bang durchlebten Tagen ließ mich eines Morgens nach dem Gebet Abdala-Kaib zu sich rufen. Ich erschrack anfänglich, weil eine Forderung der Art oft einen geschehenen Verkauf des Sklaven anzeigt. Zitternd und mit beklommenen Herzen nahete ich mich, warf mich zu seinen Füssen und küßte dreimal die Erde.

„Christ! redete er mich an, ich bin bisher mit dir vollkommen zufrieden gewesen und wünschte, dich dafür belohnen zu können. Es ist zu beklagen, daß weder du noch deine Anverwandten in Europa im Stande sind, etwas für deine Befreiung zu thun. Doch höre — der Zufall will dir wohl. Nimm ihn als einen Beweis deines mit dir versöhnten Schicksals an. Der Christen Abgeordnete von Frankreich verlangt dich in sein Haus; ich billige seinen Wunsch. Du sollst ein

Jahr lang bei ihm bleiben. Dort wirst du mit deiner Kunst gewiß so viel verdienen, daß du mir einen Theil deiner Ranzion damit bezahlen und dich zum Kulon machen kannst. Morgen nach dem zweiten Gebet wirst du mir dahin folgen."

Ich konnte mich vor Freude kaum besinnen und hätte die meinem Herrn schuldige Achtung beinahe verletzt. Ich dankte ihm, so gut mir's möglich war, halb italiänisch, halb maurisch und entfernte mich. Mit hochklopfendem Herzen eilt' ich in meinen dumpfigen Kerker zurück und dankte dort dem Allmächtigen für die Erhöhrung meiner so oft an ihn abgesandten Seufzer.

Am andern Morgen ging mein Herr mit mir wirklich zum Konsul. Ein Bedienter des Hauses, der aus Strasburg gebürtig war und ein ziemlich reines Deutsch sprach, warf mir, von Mitleid über meine elende Gestalt durchdrungen, ein paar alte Kleidungsstücke zu. Schon der Moment, einmal wieder meine Muttersprache sprechen zu hören, machte mich für Freude trunken, am angenehmsten aber für mich war die Nettigkeit und Reinlichkeit des Hauses, das ganz nach europäischem Geschmack eingerichtet war und das nun in Kurzem alle jene traurigen Bilder aus meiner Seele zu verwischen versprach, die ich mit aus meinem Kerker herüber bringen würde.

Jetzt ließ mich Hr. Certain vor sich kommen. „Nun, rief er mir zu, bist du mit dieser

Veränderung zufrieden?" — „O! großmüthiger Mann, entgegnete ich, seine Hand küssend, ich begreife kaum die Möglichkeit dieser eben so schnellen als glücklichen Veränderung." — „Ich freue mich, daß sie dir gefällt. Du scheinst ein besseres Schicksal zu verdienen. Laß sehen, ob wir, da du dich loskaufen kannst, dein Unglück wenigstens auf diese Weise bestechen können. Dort (indem er auf einen Nebentisch zeigte) liegt ein Paket mit Wäsche und Kleidung. Nimm es mit, es ist für dich bestimmt. Das übrige wird dir der Sekretair sagen. Ich dankte ihm nochmals aufs wärmste und entfernte mich.

Mehrere Szenen meines Lebens veranlassen mich, hier den Franzosen, in Rücksicht ihres mitleidigen Charakters, eine Lobrede zu halten. Sie fühlen das Elend eines Unglücklichen mehr, als alle andere Nazionen und suchen, sobald nur ihre Kräfte es erlauben, dasselbe auf alle mögliche Art zu mildern. Dabei sehen sie weder auf den Unterschied der Religion noch des Standes. Heiden und Bettler sind ihnen so lieb als ächt katholische Christen und Fürsten. Ich habe diese Bemerkung auf meinen Reisen nicht einmal, sondern wohl hundertmal gemacht. Der Franzos ist auch selten rachsüchtig: sobald er seinen Feind überwunden hat, bietet er ihm gewiß auch schon wieder die Hand zur Aussöhnung und thut ihm Gutes.

Ganz anders denkt und handelt schon der Spanier. Ich will nur ein Beispiel zum Beleg anführen. Als im J. 1794 ein Korps französischer Kriegsgefangener in Barzellona anlangte, so wurde es von dem wüthenden Pöbel mit einer Stein- und Kothkanonade bewillkommt, und wahrscheinlich würde auch keiner mit dem Leben davon gekommen seyn, wenn nicht ein Detaschement Dragoner dazwischen gekommen und die armen Gefangenen der Raserei des Pöbels entrissen hätte. Sie wurden in die Zitadelle gebracht, wo sie sich einige Tage darauf bei ein Paar Flaschen Katalonierwein lustig machten, einen Freiheitsbaum errichteten und um denselben herumtanzten: denn auch selbst in dem größten Unglück verliert der Franzos nie seinen Muth, er singt, pfeift, trällert und tanzt, wenn er auch an einer Kette läge. Kaum erfuhr dies der Pöbel, als er haufenweis mit Sicheln, Sensen und allerhand Ackerinstrumenten bewaffnet, in die Zitadelle drang, die Wehrlosen gewaltsam überfiel und gegen 50 Mann zu Boden streckte. Diese niederträchtige Behandlung ist freilich größtentheils aus dem Nazionalhaß der Katalonier gegen alle Franzosen zu erklären. Die Franzosen hätten diese grausame Mißhandlung ihrer Brüder ein Jahr darauf, als sie die Festung Figueras (30 Stunden von Barzellona) einnahmen, an den Katalonieru sehr leicht rächen können, aber sie thaten es nicht;

vielmehr behandelten sie nicht nur die Einwohner der Festung, sondern auch alle dazu gehörige Dorfschaften so gütig und mild, daß die Spanier darüber selbst erstaunten.

Meine Geschäfte beim französischen Konsul waren von keinem sonderlichen Belang. Ich rasirte ihn und den Sekretär einen Tag um dem andern, besorgte in Gesellschaft des Kochs den Einkauf der Speisen auf dem Markte und trug sie von da dann nach Hause. Mein Dienst machte mich auch in verschiedenen sehr vornehmen maurischen und den Häusern der übrigen Konsuln bekannt, wohin ich öfters mit Briefen und Schriften geschickt wurde, und als der Sekretär merkte, daß ich nicht unbewandert in der französischen Sprache sey und auch mit der Feder umzugehen wisse, so zog er mich mehr als einmal auf die Schreibstube, wo ich Briefe und Schriften zum Abschreiben erhielt.

Nicht selten machte sich der Konsul den Zeitvertreib, meine abentheuerliche Geschichte anzuhören, er schenkte mir dann stundenlang seine Aufmerksamkeit und nannte mich allemal seinen treuen Deutschen — ein Name, der meinen Ohren und meinem Herzen sehr angenehm klang und dessen ich mich auch in der That würdig zu machen strebte.

Ich befand mich in diesem Hause so wohl, daß ich nur selten an meinen Sklavenstand erinnert ward. Abdala = Kaib verlangte zwar einmal,

daß ich zum Zeichen meiner Knechtschaft einen Ring von Drat an den Fuß legen sollte, doch mein gütiger Konsul sprach mich auch davon frei und stellte den strengen Muselmann durch ein Geschenk wieder zufrieden. Wie gesagt — ich war nach Verhältniß meiner ehmaligen, schrecklichen Lage jetzt äusserst glücklich: ich hatte keinen Kummer; meine Arbeiten waren meinen Kräften angemessen und von aller ekelhaften Demüthigung entfernt, mein Herz ruhig und allenfalls nur um die Zukunft bekümmert. In unserm Hause herrschte selbst die vollkommenste Ruhe, die nur bisweilen durch die Besuche der Mauren unterbrochen ward, welche ihre Visiten nicht eher, als Abends nach dem vierten Gebet ablegen.

Es war bereits ein Jahr verflossen, seit ich den Keller der Gefangenen verlassen und das Haus des liebenswürdigen Certain bezogen hatte, als spanische Missionäre vom Orden der Befreiung (de Nuestra Sennora de la Redemcion) im Hafen zu Algier einliefen. Sie machten nach dem zweiten Tag ihrer Ankunft auch bei unserm Konsul ihre Aufwartung und erzählten ihm, daß sie einigen zwanzig Sklaven die Freiheit verschaffen würden. Ich hörte dies selbst, als ich eben das Zimmer verließ und seufzte; die Patres sahen mir nach und schienen meine Lage zu ahnen. Der Konsul führte nun, wie er mir nachher versicherte, das Gespräch auf mich und empfahl mich den

Ordensgeistlichen auf das wärmste. Als sie weg waren, erzählt er mir den Vorgang, schärfte mir aber wohl ein, diesmal die Maske der Verstellung vorzuheften und mich für einen Katholiken auszugeben, weil dies der einzige Weg wäre, meine Freiheit zu erhalten. Ich versprach alles und dankte dem würdigen Manne für seine Verwendung. Der deutsche Bediente gab mir einen Rosenkranz mit großen Glasperlen und hing mir denselben um den Hals. An diesem Zeichen erkennen die Spanier un buen Christiano (einen guten Christen).

Als der Konsul den Ordensgeistlichen einen Tag darauf seinen Gegenbesuch machte, (sie wohnten in einem Juden-Arecho (Gasthaus) welches ihrem ächt katholischen Glaubenseifer höchst zuwider war) so ward ich zum zweitenmal der Gegenstand seiner Unterhaltung, er sprach auf das vortheilhafteste von mir und erzählte ihnen, daß ich auf einem toskanischen Schiffe, bei einem Kreuzzuge gegen die Korsaren, in algierische Gefangenschaft gerathen wäre.

Diese Geistlichen (welche sich auch Kreuz-Spanier nennen) tragen ein weißes Ober- und Unterkleid, auf das ein rothes Kreuz gestickt ist. Ihre Klöster befinden sich in Madrid, Barzellona, Sevilla und Valladolid. Sie sammeln durch alle katholische Länder Geld ein, welches sie dann an

den General des Ordens, der ein Spanier ist und in Valenzia wohnt, wieder abliefern. Dieser schickt nun (falls eine ansehnliche Summe beisammen ist) mit Beihülfe des Kaisers und anderer katholischen Mächte Abgeordnete in die afrikanischen Seehäfen, welche dafür dem Pascha und andern Partikuliers Christensklaven abkaufen und zu Hause Rechnung ablegen. Um der Ordnung willen stellen sie hernach in den Kreuzgängen ihrer Klöster öffentliche Verzeichnisse von den Namen der Sklaven, die sie loskauften, aus und bezeichnen darin sehr genau ihr Vaterland, das Jahr ihrer Freiwerdung und den Preiß, für den sie diese erhielten.

Doch ich eile dem hellen, leuchtenden Punkte meines Lebens zu, der meinem Schicksale in der Barbarei eine andere Wendung gab. Die Beredsamkeit und das gute Herz des Konsuls vermochten über die Missionäre so viel, daß sie mich nebst noch 18 andern Sklaven loskauften. Ich war darunter der einzige Deutsche. Man denke sich das unnennbare Entzücken, das, wie eine neue Schöpfung, mein ganzes Selbst belebte, als ich die Nachricht von meiner Ranzionirung hörte. Ich stürzte zu den Füssen meines Wohlthäters und weinte ihm meinen glühendsten Dank; denn sprechen konnt' ich nicht. Der Konsul selbst war sehr gerührt und beschenkte mich, als ich ging, noch

reichlich. Ich kann es ihm nicht vergelten, aber der Unbekannte in den Wolken wird für mich die Schuld bezahlen.

VI.

Seeliger Tod zweier Liebenden.

Eine türkische Erzählung.

In einer der schönsten Gegenden von Klein-Asien bewohnte der ehrwürdige Hamid ein kleines Landgut, welches recht eigentlich dazu gemacht schien, die aus dem Wirbel der Welt entronnenen Menschen an ihren ersten Beruf, der Natur und dem weisen Vergnügen zu leben, zu erinnern. Dieser Hamid war unter dem grausamen Sultan Selim Lesterkadi oder Oberrichter gewesen.

Hamid war ein Mann von Ehre und Gewissen, und mehr braucht es nicht, um einem Tyrannen zu mißfallen. Seine strenge Gerechtigkeitsliebe schützte zwar das Volk gegen Frevel und Bedrückung, aber sie schützte nicht ihn selbst gegen die Gierigkeit seines Herrn. Er sorgte mehr für den Unterthan, als für die Schatzkammer des Sultans, und dieß war unter der damaligen Regierung ein großes Verbrechen. Erbitterte Ankläger

und bestochene Zeugen traten auf: Hamid, noch glücklich, daß man ihm das Leben ließ, verlor seine Stelle und sein Vermögen, bis auf den kleinen Landsitz, wo er die Ruhe des vom Glück verfolgten Weisen fand.

Mitten in einem anmuthigen Thale, welches durch dichte Waldungen und durch Gebirge, deren Gipfel sich in den Wolken verlor, unzugänglich war, lag der kleine Flecken, wo Hamid die Trümmer seines Glücks sammelte, und dem lange Zeit zum Paradiese nichts fehlte, als ein liebendes Paar. Frei von den Peinigungen des Ehrgeizes und den Sorgen der Habsucht, überließ er sich hier ganz dem Genusse der freigebigen Natur, die niemals unterläßt, ihre Lieblinge zu beglücken. Hier wohnte er mit seiner Tochter und wenigen ihm treugebliebenen Hausgenossen in schmucklosen Hütten, unter Zelten, im Schatten hoher Zedern und Palmbäume. Oft schien die anbrechende Sonne sich ein eignes Vergnügen zu machen, dieser kleinen Anzahl glücklicher und beschäftigter Menschen die ersten ihrer Strahlen zu senden, und bei ihren stillen Festen zu weilen.

Hamid war alt an Jahren, aber munter an Geist und Kräften. Von allen seinen Kindern war ihm nur die erwähnte Tochter mit Nahmen Sefira geblieben, die er deßwegen mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters liebte. Sie war schön, wie die Morgenröthe, voll hohen Gefühls, und

schuldlos wie ein neugebornes Engel. Ihr Vater, der in aller Gelehrsamkeit des Morgenlandes unterrichtet war, versäumte nichts, ihre natürlichen Anlagen auszubilden. Oft sah' man ihn an heitern Abenden mit seiner Tochter lustwandeln, oder an einem Wasserfalle sitzen, und ihr die schönsten Stellen morgenländischer Weisen und Dichter erklären.

Bei einem solchen Anlaß geschah es, daß Hassan, ein edler Jüngling, die schöne Sefira unvermerkt zu sehen bekam, und augenblicklich in sie entbrannte. Er war der Sohn des mächtigen Pascha Ibrahim, welcher eben in dieser Gegend den jährlichen Tribut eintrieb.

Das Feuer und die Liebe können unmöglich lange verborgen bleiben. Hassan fand Mittel, sich seiner Geliebten zu erklären, und blieb nicht unerhört; denn gleiche Seelen ziehen einander an. Beide sahen sich seitdem öfters, und liebten einander mit einer Inbrunst, für welche selbst die feurigste Sprache des Morgenlandes keinen Nahmen hat.

Hamid, der zu vernünftig war, sich dem Strome jugendlicher Leidenschaften entgegen zu dämmen, und der die Tugend der beiden Liebenden ehrte, schien anfänglich ihren Umgang nicht zu bemerken, und beförderte ihn in der Folge sogar. „Das Feuer der Jugend", war sein Grundsatz, „muß man nicht nach dem Froste des Alters regeln."

Durch Begünstigung eines halb unterirdischen Wegs, der sich zwischen Felsen und Einöden krümmte, gelangte Hassan zum Aufenthalt seiner Geliebten, sah sie täglich, und liebte sie täglich mehr. Oft gingen beide Hand in Hand in mondhellen Sommernächten am Ufer eines kleinen Flusses spatzieren, dessen Silber durch Blumengefilde dem kühlen Abendwind entgegenströmte, und das Licht der Sterne zurückwarf. Ein Schwermüthiger, oder ein unglücklich Liebender, dem die Verzweiflung den Dolch in die Hand gab, würde noch vor Vollführung des entscheidenden Stoßes sich in Muhammeds Paradies versetzt geglaubt haben, wenn man ihn plötzlich in diese Gegend gebracht hätte; so sehr trug alles den Zauber der Entzückung.

„Aber wenn das Schicksal uns trennte?" sprach einst Hassan an einem solchen Abend zur zärtlichen Sefira, und ein Blick gen Himmel drückte das Uebrige aus. Sie antwortete nicht. Eine zitternde Thräne rann über die jungfräuliche Wange herab; beide verloren sich in einem wehmüthigen Wonnegefühl, die Welt verging ihnen. Sie schieden mit anbrechendem Tage von einander, und Sefira sprach zu ihrem Geliebten: „auch selbst der Tod soll uns nicht trennen! Siehe, wenn ich vor dir sterbe, will ich dir als Engel erscheinen, und dich in die glücklichen Wohnungen der Guten führen!"

Die Liebe ist zugleich argwöhnisch und sicher; sie fürchtet eingebildete Feinde, und bemerkt die wahren selbst alsdann nicht, wenn sie ganz nahe sind. Hassan und Sefira, welche nur den Mond zum Zeugen ihrer Küsse zu haben glaubten, wurden von dem Pascha beobachtet, der, weil ihm das Betragen seines Sohnes verdächtig vorkam, von Allem Erkundigung einzog. Er sandte demselben einige seiner schwarzen Verschnittenen nach, die den Weg zu den Gärten des Hamid auskundschafteten, und ihrem Herrn Alles getreulich hinterbrachten.

Die bloße Erzählung von Sefikens Schönheit entzündete in der Seele des drei und sechzigjährigen Pascha's Ibrahim ein wollüstiges Feuer. Er beschloß, die Tochter Hamid's in sein Serail bringen zu lassen, um, wie er sagte, seinen Sohn in der Laufbahn rühmlicher Thaten nicht aufzuhalten — eigentlich aber, um seine Begierden zu befriedigen, und dem noch nicht erloschenen Hasse gegen den Vater der Schönen ein Opfer zu bringen, dadurch, daß er dem Alten mit dem letzten Kleinode das noch übrige Glück seines Lebens raubte.

Die von Ibrahim ausgesonnenen Mittel waren des Endzwecks, der dadurch erreicht werden sollte, würdig, und die Ausführung des Anschlags wurde gleich in der nächsten Nacht bewerkstelligt

— ſo gut, als eine wüthende Leidenſchaft es nur wünſchen konnte.

Haſſan kam mit einbrechender Dunkelheit, und glaubte ſchon ſich dem holdſeligen Gegenſtande ſeiner Wünſche zu nähern, als er am Eingang der Höhle auf einen in ſeinem Blute noch rauchenden Leichnam ſtieß. Entſetzen fuhr durch alle ſeine Glieder; er ſtand wie angedonnert. Aber noch waren die ſchrecklichen Ahndungen der Liebe ungewiß. Er zog alſo den Körper ein wenig aus dem hohlen Wege heraus, und erkannte im ſchwachen Scheine des Mondes Sefirens Kleider. Hier verließ ihn alle Standhaftigkeit; er ſank ohnmächtig nieder, und vereitelte dadurch die ruhigere Unterſuchung, ob es auch wirklich die unglückliche Sefira ſey. Einige von Ibrahims Leuten, welche beſtellt waren auf ihn Achtung zu geben, trugen ihn hinweg, und übergaben ihn der Sorgfalt der Aerzte. Er wachte wieder auf, aber zu einem Leben, das nur Traum war. Die Säfte ſeines Körpers geriethen in eine gewaltſame Gährung, das Bewußtſeyn verlor ſich in Fieberhitze. Er phantaſirte beſtändig von Hamids Gärten, und von dem gefundenen Leichnam ſeiner Geliebten — zeigte die Wunden deſſelben an ſeinem eigenen Körper, und fragte die Umſtehenden, ob ſie dieſelben nicht bluten ſähen? Er führte nur Sefirens Nahmen im Munde, und wann er die Augen öffnete, ſah er nur ſie. „Dort ſchwebt ſie, rief er

oft aus, auf der rosenfarbnen Wolke, das Haupt im grünen Wimpel verhüllt! Seht, wie sie die flammende Schale der Unsterblichkeit hoch empor hält, und mir zu kommen winkt! — Harre mein, Sefira! und öffne die Arme deinem Vielgeliebten!" — So rief er, und griff wüthend nach Allem, was er in seinem Wahne für Dolch oder Gift hielt. Aber man hatte vorsichtig alles weggeräumt, womit er sich selbst schaden konnte.

In diesem Zustande brachte Hassan einige Tage hin. Als endlich Natur und Jugend das aufgebrachte Blut besänftigten, war es nur der Uebergang in einen Zustand des Leidens, der um so schrecklicher war, da sich mit ihm das Bewußtseyn wieder einfand. Es war die furchtbare Stille nach einem Sturme.

Der vormahls feurige Hassan floh jetzt die Gesellschaft der Menschen. Seine Blicke waren tiefsinnig und drohend. Er sprach wenig, und was er sprach, hatte keinen Sinn. Oft sah man ihn im dämmernden Lichte des Mondes einsam nach der Gegend wandern, wo Sefira geblutet — vielleicht für ihn geblutet hatte. Dort kniete er nieder, und benetzte den Boden mit seinen Thränen; rief laut seiner Geliebten, und erinnerte sie an ihr Versprechen des letzten Abends. Dann verlor sich seine Seel' im Wonnegefühl des Wiedersehens, bis irgend ein Geräusch, oder der nächtliche Tritt eines Wanderers ihn wieder zu sich selbst

brachte, und er mit Schmerzen sah, daß er einen Schatten umarmt hatte.

Zu seinen übrigen Qualen kam noch das undurchdringliche Geheimniß der Begebenheit; denn der Pascha hatte alles mit so vieler Vorsicht angeordnet, daß man fast unmöglich der Wahrheit auf die Spur kommen konnte. Der ganze Vorgang aber war dieser:

Einige schwarze Verschnittene waren von dem Pascha abgerichtet worden, sich nahe am innern Ausgange des hohlen Wegs zu verstecken. „Dort," sprach er, „harret der schönen Tochter des Hamid, und wann sie kommt, ihren Liebhaber zu empfangen, so haschet sie, und führet sie herein, daß sie mein Bett mit mir theile!"

Der Anschlag glückte nach Wunsch. Noch vor einbrechender Nacht schlichen sich die Schwarzen durch den unbewachten Eingang in das Gesträuch. Sefira kam bald nachher, und durchirrte voll schüchternen Erwartens die labyrinthischen Buschgänge dieser Gegend. Sie schien Blumen zu suchen: aber ihre unsteten Blicke stahlen sich immer seitwärts von den Blumen hinweg, und suchten den geliebten Gegenstand ihrer Wünsche. „Wo mag er so lange bleiben? — Wie, wenn ihm ein Unfall begegnet wäre?" dachte sie — „wenn wilde Thiere, oder Menschen, noch wilder als diese, ihn mir auf ewig entrissen hätten?" Bei diesem Ge-

danken fuhr sie bebend zusammen, erhohlte sich aber bald wieder, und schämte sich ihrer Furcht.

Auf einmal drang ein Geräusch in ihre Ohren, das von dem Ausgange des wohlbekannten Weges zu kommen schien. Sie horchte, sah nichts, und ging gleichwohl mit unwillkührlichen Schritten nach der Gegend zu, woher der Laut kam. Sie hatte noch nicht funfzig Schritte zurückgelegt, als sie von den versteckten Schwarzen überfallen, verhüllet, und nachdem sie bloß einen durchdringenden Schrei gethan hatte, im Zustand einer völligen Sinnlosigkeit entführt wurde.

Um den Hassan sowohl als Hamid zu hintergehen, und alle Nachforschungen zu verhindern, ließ der Pascha einer Sklavin Sefirens Kleider anziehen, und dieselbe durch seine Schwarzen am Eingange des hohlen Wegs mit vielen Dolchstichen ermorden. Sobald aber der Leichnam von Hassan entdeckt, und dieser im Zustande der Betäubung hinweg gebracht worden war, befahl der Pascha, die entleibte Unglückliche sogleich zu begraben, und vereitelte dadurch alle weitere Untersuchung. Niemand zweifelte, daß die schöne Sefira hier geblutet habe: aber das Mitleiden wagte nicht laut zu werden, und die Gerechtigkeit schwieg. Hamid unterlag dem väterlichen Schmerz, und starb wenige Tage nachher.

Indessen hatte man in dem Serail des Pascha nichts versäumt, die geraubte Sefira, nachdem

ihre Geister ermuntert waren, ihres vorigen Zustandes vergessen zu machen. Keine von den Mitteln, womit Kunst und Natur die Sinne zur Wollust einwiegen, wurden unversucht gelassen. Man brachte sie in ein Zimmer, welches einer mit Blumen ausgeschmückten Grotte glich. In einer Ecke war ein künstlicher Springbrunnen angebracht, wo aus nachgeahmten Felsen sich wohlriechende Wasser herabstürzten, und durch ihr melodisches Murmeln den Traumgott zu rufen schienen. Ein Bett von Eiderdaunen, mit Vorhängen von hellblauem Seidenzeuge mit goldnen Sternen durchwirkt, nahm die Ermüdete auf; und sie wurde von Sklavinnen bedient, deren langes weißes Kleid ein mit Perlen besetzter Gürtel unter der Brust zusammen hielt.

Als Sefira von ihrer ersten Betäubung zurückgekommen war, sah sie alle diese wollüstigen Zurüstungen mit Blicken an, in denen sich innere Unzufriedenheit malte. Bei der Ungewißheit ihres Schicksals hatten Furcht und der Kampf quälender Gedanken ihre Kräfte erschöpft. Sie fiel in einen betäubenden Schlummer — jenen furchtbaren Zustand, wo die Seele zwischen Schlafen und Wachen getheilt ihren Schreckbildern Körper und Farbe leiht, und vor dem selbstgeschaffenen Ungeheuer bebt.

Sefira sah sich im Traum auf ihre väterliche Flur versetzt. Offen war die trauliche Hütte, wo

ſie oft an ihres Vaters Buſen gelegen, und ſeine Lehren eingeſogen hatte. Sie wollte hinein gehen, aber Blei hing an ihren Knien. Eine ſchwarze Wolke ſank vor ihr nieder: plötzlich fuhr aus dem Schooße derſelben ein leuchtendes Feuer — Hell wie der Mittag, und augenblicklich wie der Schrecken. Ihr dünkte, ſie ſäh' in dem vorüber gleitenden Strahle Haſſan's Bild bleich und abgehärmt vor ihr ſtehen. Ein zweiter Blitz folgte, und zeigte der Erſchrockenen den mit Roſen bepflanzten Eingang in eine dunkle Höhle. Zugleich hörte ſie den dumpfen Laut: „Komm, folge mir, jenſeits iſt's beſſer!" Eine kalte Hand faßte ihre Linke. Sefira fuhr zuſammen, erwachte, und ſah, daß es ein Traum war. Ermüdet fiel ſie in einen neuen, aber wohlthätigen Schlummer, der, indem er die abgeſpannten Kräfte erneute, zugleich den Kampf ihrer Gedanken etwas ſtillte.

Es war hoch am Tag, als ſie das Lager verließ, und ſich an Geiſt und Körper geſtärkt fühlte. Mit mehr Faſſung erwartete ſie von nun an ihr Schickſal. Sie ſetzte ſich an den vorgefundenen Nähtahmen, und begann eine weiße Roſe zu ſtikken. „Die ſchöne Farbe der Hoffnung," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „iſt verblichen; aber die Farbe der Unſchuld ſoll mich kleiden, wie dieſe Roſe." So ſuchte die liebenswürdige Schwärmerin durch Beſchäftigung, und durch den Gedanken an verlorne

Freuden ſich aufzurichten, das traurige ihrer Lage zu mildern.

Schon waren einige Tage unter abwechſelnden Symptomen der Furcht und Hoffnung verſtrichen, und allmählich ſchien die Ruhe bei ihr wieder einzukehren.

Eines Tags ſandte der Morgen ſeine erſten Strahlen durch die mit Geisblatt und Jasmin vergitterten Fenſter in Sefirens Zimmer, und ſchien mit Neid ihre Schönheit zu enthüllen, als ein ſchwarzer Sklave vor ihrem Bette niederkniete, und ihr auf einem roſenfarbnen ſeidenen Tuche ein goldnes mit Perlen beſetztes Käſtchen überreichte. „Der mächtige Paſcha Ibrahim," ſprach der Bothe, „der Gefangene deiner Schönheit ſchickt dir dieſes, und bittet, daß ein Strahl der Huld aus deinen ſonnengleichen Augen darauf fallen möge." Ohne Sefirens Antwort abzuwarten, ſetzte der Sklav Alles zu ihren Füſſen nieder, und entfernte ſich.

Sie betrachtete lange das ihr dargebrachte Opfer mit den vermiſchten Empfindungen des Unmuths und der Sehnſucht, da dies Geſchenk für die Bedürfniſſe ihrer Seele keinen Werth hatte. „Aber was mag dies theure Nichts enthalten?" dachte ſie, und öffnete das Käſtchen. Sie fand, nebſt mehrern Blumen und andern Symbolen der Bilderſprache, ein zierlich beſchriebenes Pergament, auf dem ſie folgende Worte las:

„Die Gluth des Mittags sengt die Pomeranzenhaine, die frische Quelle verrinnt auf lechzenden Kieseln, der Schatten ist nicht mehr kühl, und vergeblich flüchtet der Wanderer vor den Pfeilen der Sonne in die schützende Grotte. Aber mächtiger ist die Gluth, die in Ibrahim's Herzen brennt, die deine Schönheit, Sefira! entzündet hat, und die nichts als der Thau deiner Güte löschen kann. Siehe hier, du Krone der Sultaninnen, den schmachtenden Ibrahim zu deinen Füssen, und verschmähe nicht das Opfer seines dich vergötternden Herzens. Ich brenne, ich verlange nach dir; im kurzen Schlaf erscheinst du mir als ein Engel, ich breite meine Arme aus, und das Bild zerfließt in Himmelsluft. Schöne Gebieterin, ich berühre den Boden mit meiner Stirn, hast du kein Mitleid? und soll die Flamme, die deine Augen entzündet haben, mich und mein Leben verzehren? Komm." — — —

Voll Unwillen ließ Sefira das Pergament fallen, seufzte und rief das Bild Hassan's vor ihre Seele. „Wie kann," sprach sie zu sich selbst, „der Barbar glauben, daß diese falsche Sprache der Liebe mein Herz bethören werde, welches schon einem andern ewige Treue zugeschworen hat?" Hassan's Verhältnisse waren ihr bis auf diese Stunde nur dunkel bekannt; sie wußte also nicht, daß sie in den Händen seines Vaters wäre,

welches sonst ihren Abscheu sehr vermehrt haben würde.

Zorn und edles Bewußtseyn durchglühte ihr ganzes Wesen, und riefen die verlornen Kräfte besser als jede Pflege und jedes Arzneimittel zurück. Sie stand vom Lager auf, warf ihren Kurdee um, und ging an eines der halboffnen Fenster. Mit stiller Sehnsucht hefftete sie den Blick an die zwanglos blühende Natur. Die goldnen Fesseln, die sie trug, wurden ihr unerträglich; ein leiser Gedanke sie abzuschütteln stieg in ihrer Seele auf. Ihre Jugend und Unerfahrenheit sah nur den kleinsten Theil der Schwierigkeiten, die mit einem solchen Unternehmen verknüpft waren. Sie glaubte, daß Hassan, dessen Muth sie kannte, Alles anwenden würde, sie zu befreien. Von der Liebe gestärkt hing sie diesen Gedanken nach, und sann sogar auf Mittel, wodurch ihre Befreiung bewirkt werden könnte.

„Sollt ich nicht," sprach sie zu sich selbst, „durch gute Worte, und durch dieses sonst so mächtige Gold, womit Ibrahim mich zu blenden sucht, einige meiner Wächter gewinnen, und zur Flucht bereden können?" So natürlich dieser Gedanke war, so schlug ihn doch der bloße Anblick jener fühllosen Halbmenschen nieder, die sie um sich her sah. Sie lenkte daher bald aus, und suchte unter allen möglichen Entwürfen denjenigen, welcher die meiste Wahrscheinlichkeit eines

guten Erfolgs hatte. Jeder Plan, den sie entwarf, war sinnreich und kühn, wie die Liebe, hing aber immer zu sehr vom Zufall ab, als daß man sicher darauf fußen konnte.

Endlich blieb diese süße Schwärmerin bei einem Gedanken stehen, den sie vor andern ausführbar hielt. Die Wachsamkeit der Hüther des Harems zu überlisten, schien nicht ganz unmöglich: ein einschläferndes Mittel, die Dunkelheit der Nacht, und Hassan's Muth — mehr bedurfte es nicht, um ihre Hoffnung anzuflammen. Aber woher das einschläfernde Mittel? Ist auch Hassan von ihrer Lage unterrichtet, und selbst frei, um ihre Befreiung bewirken zu können? — So fragt die kältere Ueberlegung, nicht die Liebe!

Sefira verlor sich so ganz im innern Wohlgefallen an dem Gedanken ihrer Befreiung, daß aller Kummer aus ihrem Herzen verscheucht zu seyn schien. Liebe und Hoffnung, die ihren Geist beflügelt hatten, malten sich im offnen Angesichte; der kleine Rest von Gram schwamm auf ihrer Stirn, wie ein Frühlingswölkchen am heitern Himmel.

Einige junge Sklavinnen traten herein, und bedienten sie mit Kaffee und Erfrischungen. Alsdann wurde Sefira von ihnen völlig angekleidet — wenn man anders die luftige Hülle, welche den schönen Gliederbau nur desto vortheilhafter sehen ließ, eine Kleidung nennen kann. Ihr langes

herabfließendes Gewand war die feinste indianische Gazè, und wurde durch einen mit Diamanten besetzten Gürtel über der Hüfte zusammen gehalten. Ihre Schönheit glich in diesem Anzug einer halboffnen Rose, um die ein dünner Morgennebel schwimmt.

Ein seit mehrern Tagen ungewohntes Gefühl von Heiterkeit lockte ihr den Wunsch ab, in's Freie zu gehen, um den schönen Morgen zu genießen. Sie wurde also von den Sklavinnen in den Garten geführt, der in diesem Lande ein unentbehrliches Stück bei jedem Harem ist. Lechzend zog sie die mannigfaltigen Schönheiten der Natur ein, und schien sie zum erstenmal zu genießen. Sie wurde nicht müde, die von hohen Bäumen beschatteten Spaziergänge zu durchwandeln.

Auf einmal stand sie stille, und lauschte dem melancholischen Lied einer einsamen Nachtigall. Der Vogel ward durch ihre Neugierde gestört, und schwieg. Tiefsinnig ging Sefira einige Schritte fort; sie schien in Entzücken verloren, und brach gleichsam unwillkührlich in folgenden Gesang aus:

Sängerin der süßen Töne,
Die Natur und Liebe lehrt,
Wann in jugendlicher Schöne
Jetzt der Frühling wiederkehrt!

Auf der Liebe leichten Schwingen
Wallt dein Lied dem Himmel zu:
Lehre mich dir ähnlich singen,
Denn ich liebe, so wie du —

Zärtlich, mit entbrannten Trieben,
Hohen Sinnes, tugendrein,
Schön — wie sich die Engel lieben,
Oder Quell und Sonnenschein!

Die Sklavinnen standen erstaunt: was sie sahen und hörten, war ihnen ganz fremd. Sefire aber schien sich zu sammeln, und ging etwas ruhiger nach der Wohnung zurück. Sie hatte dieses Lied oft in Gesellschaft mit ihrem Hassan gesungen; beide hatten sich dadurch ihre wechselsweise Zuneigung zu erkennen gegeben. Die Erinnerung jener wonnevollen Szenen ward durch den Gesang der Nachtigall plötzlich bei ihr erneuert; ihre Empfindungen strömten über.

Als sie wieder auf ihrem Zimmer war, erzeugte jene Rückerinnerung bei ihr ein sonderbares mit Wehmuth vermischtes Gefühl. Plötzliche Stille unterbrach die umherschweifenden Gedanken; unwillkührliche Seufzer hoben ihre Brust. Sie warf sich mit übereinander geschlagenen Armen auf eine Ottomanne nieder, als gerade ihr gegenüber ein reicher Vorhang von einander flog. Die bestürzte Schöne erblickte einen langen etwas bejahrten Mann, der auf sie zuging, und den sie leicht für den Pascha Ibrahim erkennen konnte.

Er war in einen dunkelblauen goldgestreiften Kaftan gekleidet. Von seinen Wangen, welche die Lüsternheit mit einer jugendlichen Röthe färbte, floß ein langer weißer Bart; im Gürtel stack ein reich mit Diamanten besetzter Dolch.

Diese Erscheinung fuhr wie ein Blitz der erschrockenen Sefira durch die Seele. Weg war das bittersüße Vergnügen, dem sich noch kurz vorher ihre Einbildung überließ. Ihre Lage, und alle Schrecken der Zukunft standen mit einem Mahle vor ihr. Sie stürzte zur Erde nieder. „Gib mir meine Freiheit!" war Alles, was sie vorbringen konnte; ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme.

Ibrahim, der den Schmerz der schönen Leidenden auf eine ganz andere Art zu besiegen hoffte, hob sie freundlich auf, und hieß sie neben ihm auf den Sopha sitzen. Er hielt ihre Hand, sein Auge schwamm in Lüsternheit. Zwar suchten seine Blicke umsonst den ihrigen zu begegnen, aber sie irrten unbescheiden auf ihren Reizen umher.

„Mein Licht!" sprach der lüsterne Alte, „trockne deine Thränen ab, und fürchte nichts! Keine wünschenswerthe Freiheit soll dir fehlen: du bist Gebieterin, ich bin dein Sklave. Liebe mich wieder! in meinen Armen wirst du freier sein, als selbst der Sultan ist!" Er schwieg, und blickte sie gierig an. „Du liebst mich?" fuhr Sefira hastig auf. „Wie mein Leben!" versetzte Ibra-

him. „So wirst du," sprach sie, „mich den meinigen wieder geben; denn mein Vater hat mich gelehrt, daß lieben so viel heiße, als glücklich machen. Mache mich also glücklich, du kannst nichts Schöneres thun!"

Der Pascha, statt einer Antwort, schlang seinen Arm um ihren Nacken, und nahm sich noch andere Freiheiten. Sie sträubte sich, mußte aber leiden, was sie nicht wehren konnte. Ibrahim's Zudringlichkeit wurde etwas unterbrochen, als ein Sklav herein trat, und allerlei Erfrischungen auftischte.

Jetzt suchte der verschmitzte Liebhaber Sefirens beleidigte Scham zu besänftigen, und ihre Geister durch den Genuß der Apfelsinen, Pompelmusen, Pisangs — und des nicht sparsam vorgesetzten Zypernwein's — zu erhitzen. Diese Früchte, welche schon an sich in gewissen Lagen Begierden zu erregen fähig sind, waren zum Theil eingemacht, und durch beigemischte Gewürze so zugerichtet, daß der Endzweck, das Blut in Wallung zu bringen, nicht leicht fehl schlagen konnte. Auch vergaß der Pascha nicht, die von ihrem Spaziergang ermüdete Schöne zum Genusse zu nöthigen.

Die Wirkung blieb nicht aus: Sefirens Blut begann schneller zu laufen, ihr Blick irrte unstet umher, die Wangen braunten. Der erhitzte Liebhaber umfing sie mit beiden Armen, und löste, mittels eines Drucks an der Agraffe, den reichen

Gürtel auf, der ihr Gewand unter der Brust zusammenhielt. Das luftige Gewebe fiel wie ein Nebel von ihren Achseln, und zeigte dem gierigen Blick die ganz enthüllten Reize des schönen Oberleibs, an denen der in Wollust schwimmende Pascha mit seinen Lippen frechen Raub beging.

In dieser äußersten Lage ermannte sich Sefira, und schrie um Hülfe. Der Pascha lachte: allein die Stimme der gedrängten Unschuld hat einen mächtigen Hörer, und die Hülfe blieb nicht aus. Sefirens Schutzengel nahm die Gestalt Hassans an, und zeigte sich ihr gegenüber. Wie ein Frühnebel vom Morgen geröthet stand die Gestalt, ernst und liebevoll, und schwang eine Palme über dem Haupte.

Gestärkt durch dieses Wunder riß sich Sefira los, und flog mit offnen Armen der Erscheinung zu, die aber augenblicklich verschwand. Der Pascha, welcher nichts sah, stutzte, und forschte nach der Ursache dieses seltsamen Spiels. Die Schöne stand mit ausgebreiteten Armen, den Blick auf die Stelle geheftet, wo die Erscheinung zerfloß. „Ich hab ihn gesehen!“ rief sie endlich wie vom Traum erwachend aus, indem sie zugleich dem Pascha einen Blick voll Unwillen zuwarf.

„Wen hast du gesehen?“ schrie der entrüstete Ibrahim; „wer ist der Frevler auf der Erden, oder selbst im Himmel, der sich deinen Augen zeigen, und nach einem Gute trachten darf,

welches ganz mir gehöret?" Sie antwortete nicht: aber selbst dieses Schweigen war dem Pascha ein nur zu deutliches Geständniß ihrer Liebe zu Hassan.

„Wen hast du gesehen?" rief Ibrahim von neuen und mit kaum verhaltnem Grimme; „oder vielmehr welches Phantom täuschte deine mit einem andern beschäftigte Einbildung?" Sprich, oder zittere vor meiner Rache!"

Sefira, im Entzücken verloren, achtete nicht auf diese Drohung. „Schön," phantasirte sie, „schön, wie ein Engel, wenn Engel schön seyn können, wie er! — Wie die goldene Palme in seiner Hand strahlte! — Er schien mir zu winken in die besseren Wohnungen, von denen mein Vater so oft sprach — mein Vater — auch seine Wohnungen waren schön, und Engel freuten sich darin!" —

Ibrahim konnte seine Wuth nicht länger halten. Er stürmte von seinem Sitz empor, und ging mit funkelnden Augen auf Sefiren zu, die dadurch zu sich selbst kam. Sie wollte durch eine Seitenthür entfliehen, wurde aber von ihm daran gehindert. „Halt!" rief er, „und vergiß nicht, daß du in meiner Gewalt bist! Ergib dich, befriedige meine Leidenschaft — oder stirb den Tod der Frevler gegen meine unumschränkte Gewalt!" Mit diesen Worten nahm er den schönen Leib in seine Arme, und fing an ihn auf mehr als eine

Art zu entweihen. Umsonst waren Sefirens Thränen, und ihr Geschrei. Jene erweichten kein Herz, das nur der Lust und der Grausamkeit offen war, und dieses hatte nur niedrige Sklaven zu Hörern, die der Befehl ihres Herrn — und im Uebertretungsfall der gewisse Tod — zurückhielt.

Mit fast unterliegenden Kräften rangen Tugend und Scham gegen wüthende Wollust. Als es beinahe aufs Aeußerste gekommen war, riß Sefira, beseelt von Liebe und Verzweiflung, dem Pascha den Dolch von der Seite, und hielt ihn vor sich hin, die Spitze gegen Ibrahim's Brust gerichtet. Feig, wie ein überwältigter Bösewicht, ließ der Pascha die Schöne fahren, und trat hastig zurück, denn der Dolch war vergiftet.

„Siehst du," rief ihm Sefira zu, „daß kein Tyrann so mächtig ist, den zu zwingen, der Muth und Willen hat, sich mit Blute zu retten, oder selbst zu sterben?" Die Entschlossenheit, womit sie dieses sprach, ihr fliegendes Haar, das zerrissene Oberkleid, und der flammende Dolch in ihrer Hand brachten den Pascha aufs äußerste, und verwandelten seine Liebe in Haß. Sein glühendes Auge verkündigte Rache. „Stirb!" rief er, und seine Lippen zuckten vor Wuth; „stirb, weil du deiner nicht würdig leben willst!" Er entfernte sich, und überließ die Schöne dem Nachdenken über ihr bevorstehendes Schicksal. Aber dieses Nachdenken wurde durch die gehabte Erscheinung, und

durch den Gedanken aufgewogen, daß der Tod sie von ihrem Tyrannen befreien, und mit Hassan wieder vereinigen würde.

Der Pascha, dem es nicht schwer fiel, eine Leidenschaft, die unter dem Nahmen der Liebe nichts als Begierde war, der Wuth aufzuopfern, gab Befehl, die schöne Gefangene hinzurichten. Die nächste Nacht war zur Ausführung dieser schwarzen That bestimmt: zwei Verschnittene erhielten den Auftrag, die Unglückliche zu erdrosseln. Schon raunte man sich im Hause einander in die Ohren, daß die schöne Favoritin des Pascha eines gewaltsamen Todes sterben sollte.

Man kennt in diesem Lande nur Gehorsam: niemand wagt es, die Handlungen der Großen zu prüfen, oder sich der verfolgten Unschuld gegen sie anzunehmen. Sesira war daher sich und ihrem Schicksal überlassen, und ihr Zustand schien gänzlich hülflos, als ihr der Himmel unvermuthet in der Person des Arabers Omarbeg einen Retter zusandte. Dieser Omarbeg war wegen seiner Erfahrung in der verborgenen Weisheit des Orients hoch angesehen. Seit einigen Tagen war Hassan seiner Sorgfalt anvertraut worden; denn man hielt ihn für einen göttlichen Mann, dessen Künsten selbst die Natur unterworfen sey. Auch war er ein alter Freund des Hamid.

Zu diesem Seher ging Fatime, eine ehemalige Gespielin Sesirens, die ihr Schicksal ausgekund-

schaftet hatte. Sie entdeckte ihm die traurige Lage ihrer Freundin, und bat um seine Hülfe. „Sefira," setzte sie hinzu, „wird morgen nicht mehr seyn, wenn deine mächtige Kunst nicht ein Mittel zu ihrer Rettung findet." Der Araber ging schweigend hinweg, und verschloß sich einige Augenblicke im innersten Theile seines Hauses. Als er wieder hervorkam, fragte er Fatimen: „In der nächsten Nacht soll die That geschehen?" und als diese es bejahte, sprach er weiter: „Fasse dich, meine Tochter, ich und der große Geist werden auch dabei seyn!"

Die Nacht stieg dunkler als sonst am Himmel herauf, und einzelne Sterne schienen der Welt ihre blassen Flimmer entziehen zu wollen, um die That nicht anzusehen, welche verschmähte Wollust der Tugend zubereitet hatte. Die Lichter in den Wohnungen verloschen nach und nach; es ward immer stiller, und schon nahte die Stunde, wo nur der Geitz, oder das verworfene Laster noch wacht — jener, um nicht bestohlen zu werden, dieses, um zu stehlen, oder sonst ein großes Bubenstück auszuführen.

Die beiden Verschnittenen, davon einer das Werkzeug der Hinrichtung, eine gelbe seidene Schnur, trug, näherten sich dem innern Theile des Harems: aber Omarbeg, dessen Künsten selbst dieser verbotene Ort nicht verschlossen war, folgte ihnen von weiten, und beobachtete ihre Schritte.

Sie waren nicht weit mehr vom Eingange zu Sefirens Gemach entfernt, als die Wirkungen von des Arabers magischen Künsten sich zeigten. Der Grund zwischen ihnen und dem Eingange that sich plötzlich von einander; zwei ungeheure Schlangen mit Leopardenköpfen stiegen aus dem Abgrunde herauf, und drohten mit aufgesperrten Rachen jeden Annähernden zu verschlingen. Die Sklaven standen wie versteinert, als das schreckliche Gesicht in einem Blitze verschwand.

Ein liebliches Rosenlicht verbreitete nun seinen Glanz. Sefira im langen weißen Kleide, mit einer gelben Schnur um den Hals, trat an der Hand des Propheten aus dem Gemach heraus. Die Schwarzen stürzten nieder, und berührten die Erde mit ihren Stirnen. Als sie nach Verlauf einiger Minuten sich wieder aufrichteten, sahen sie nichts mehr; beim Herausgehen aus dem Hause aber erblickten sie die nämliche Erscheinung am Eingang des Begräbnißplatzes, und flohen von dannen.

Dieß Alles wurde Zug vor Zug dem Pasche hinterbracht, der mit bitterm Lächeln es als einen nach Landessitte verschönten Bericht des vollzogenen Befehls aufnahm. Die Sklaven wurden ohne weiteres Nachforschen entlassen. Das Eigentliche der Sache aber verhielt sich also:

Omarbeg, welcher durch seine Künste die Augen, oder die Einbildung der Schwarzen zu blen-

den wußte, führte Sefiren mitten durch ihre Mörder hindurch, nachdem er sie mit wenig Worten von ihrer Gefahr und seiner Absicht benachrichtigt hatte. Sie erkannte in ihm sogleich den Freund ihres Vaters, und folgte ihm mit unbeschränktem Vertrauen. Beide gelangten durch einen verborgenen Weg zuerst in den innern Hof von Omarbeg's Hause, sodann aber zum Eingang einer Felsenhöhle, die im wiederprallenden Licht einer Fackel, welche der Araber trug, eine endlose Mannigfaltigkeit von sich durchkreuzenden Gängen darstellte, wo es ohne Führer unmöglich war, den Ausweg zu finden.

Omarbeg zog aus seinem Gürtel ein goldenes Pfeifchen hervor, auf dessen durchdringenden Ton ihm ein unbekannter Vogel entgegen geflogen kam, und sich ihm auf die Achsel niederließ. Bald flog er weiter, kam zurück, entfernte sich von neuen, und bezeichnete so durch Hin- und Herfliegen den Weg, bis sie beide zum Ausgang der Höhle kamen.

Es war Tagesanbruch. Sefira sah sich in eine mit unübersteiglichen Felsen umgebene Einsiedelei versetzt, welche die unglückliche Liebe nicht schöner wünschen konnte. In ihrer jetzigen Lage schien es ihr, daß diesem Orte nichts fehle, weil ihm die Menschen fehlten. Himmelhohe Zedern verbreiteten liebliche Schatten über die niedern Myrtengesträuche, welche mit Pomeranzenbäumen unter-

mischt und gruppenweis zerstreut das Auge durch ihre Mannigfaltigkeit vergnügten, und in jeder Wiederkehr mit neuen Reizen dastanden. Bald war es eine rings eingeschlossene grüne Ebene, die den Blick fesselte, bald eine Grotte, oder eine romantische Wildniß am Ende lieblicher Spatziergänge. Das Rauschen eines vom Fels herabstürzenden Bachs mischte sich melodisch mit dem Gesange der Vögel.

„Hier, meine Tochter," sprach der Araber mit einem Blicke, dessen ehrfurchtgebietenden Ernst ein sanftes Lächeln milderte, „hier pflege der Ruh im Vorschmack der Freuden, die ein günstigeres Schicksal dir wiederbringen wird! Gott liebt gute Menschen, und die Wünsche edler Herzen bleiben nicht immer unbefriedigt. Sei gutes Muths, und harre der Zukunft. Dieser Garten, nebst einem treuen Sklaven, werden dich täglich mit dem Nöthigen versehen." Mit diesen Worten entfernte sich der Alte, und ließ Sefiren im Zustande unnennbarer Empfindungen zurück.

Die Einsamkeit, in welcher Hamids Tochter hier verschiedene Tage hinbrachte, war ihrem Herzen wohlthuend, und hatte anfangs tausend Reize für sie: bald aber gebrach es derselben an dem Einzigen, was die schöne Natur für sie beseelen konnte — der Gegenwart des Geliebten; in Ansehung aller übrigen Menschen konnte sie nicht einsam genug seyn. Sefira befand sich in einem klei-

nen Paradiese, wo Alles zur Freude einlud; aber ihr Herz seufzte. Oft sprach sie zu sich selbst: „Welches Schicksal trennt auch ihn von mir? — vielleicht auf ewig! — nein, nicht auf ewig, denn er und ich sind ja gut, und Omarbeg sagte, daß Gott gute Menschen liebe! — Hassan liebt mich, und wird mich suchen! Warum aber hat die Liebe noch nicht gefunden, was sie sucht?“ — — So schwamm ihre Seele in einem Meere von Vorstellungen, deren immer eine die andere verschlang.

Indessen ging Omarbeg zum Pascha, um den andern Theil seines Plans auszuführen. Er fand ihn auf einer Ottomane ruhend, mit der Tabackspfeife im Mund, und stille Wuth im Blicke. Sein Gemüthszustand war ein Schwanken zwischen befriedigter Rache, und dem Wunsche, daß der grausame Befehl wieder zurückgenommen werden könnte. Allein die Vorstellung der Unmöglichkeit, das Geschehene zu ändern, ging allemahl in vermehrte Wuth über; und alsdann war es ihm Leid, daß er nur Eine Sefira seiner Rache habe aufopfern können. Ein leiser Gedanke, daß auch Hassan, als die strafbare Ursache ihrer Weigerung, büßen müsse, stieg in seiner Seele auf — wie im Sturm eine dunkele Wolke am Himmel herauf steigt, und das Antlitz der Sonne bedeckt. Doch ein Rest von väterlicher Liebe, und die unedle Vorstellung, daß Sefira auch für Hassan verloren sey, überwog die blutigen Wünsche seines gereizten Stolzes.

In dieser Gemüthsfassung war Ibrahim, als Omarbeg zu ihm in das Zimmer trat, und sich bis zur Erde neigte. Der Pascha sah ihn bedeutend an, und schwieg. „Gott laß' es dem mächtigen Ibrahim wohl gehen!" sagte der Araber; „hier bin ich Herr, deine Befehle zu empfangen." Mit einem kleinen Kopfnicken versetzte Ibrahim: ist mein Sohn wieder hergestellt? ich werde morgen diese Gegend verlassen. „Wen der Himmel liebt," nahm Omarbeg das Wort auf, „dessen Haus müsse an Kindern blühen, wie das deinige! Herr, dein Sohn ist auf dem Wege der Besserung, aber noch nicht stark genug, das Ungemach der Reise zu ertragen. Ueberlaß ihn meiner fernern Sorgfalt, und schenke deinem Knechte die Wohlthat, dir deinen Sohn wieder zu geben!" Womit willst du mir für ihn haften, wenn ich dir ihn hier lasse? fragte Ibrahim. „Herr," versetzte der Araber lächelnd, ich habe noch nicht so lange gelebt, um das Leben zu hassen. Siehe, hier ist mein Kopf, wenn an der Pflege deines Sohns nur das Mindeste vernachlässigt wird." Nun dann (sprach Ibrahim), er bleibt deiner Sorgfalt überlassen, denn du bist ein in Künsten und Wissenschaften erfahrner Mann. Aber du mußt mir auch für seine Wiederkunft stehen. Omarbeg berührte den Boden mit seiner Stirne und entfernte sich.

Nun ging er zu seinem geliebten Hassan, den

er durch ferne Vorstellungen von der Möglichkeit des Wiedersehens aufzuheitern suchte, ohne jedoch ihn mit dem Eigentlichen seiner Geschichte bekannt zu machen. Ein dunkler Strahl jugendlicher Hoffnung, die Natur, und angewandte Arzneimittel wirkten so viel, daß Hassan's Schwermuth sich etwas verlor, und die Kräfte sich wieder einfanden. Ibrahim Pascha hatte indessen die Gegend verlassen.

Nichts schien jetzt der Ausführung des Projekts im Wege zu stehen, welches Omarbeg durch alles Bisherige vorbereitet hatte, und welches dahin ging, die beiden Liebenden auf eine überraschende Art zusammen zu bringen, alsdann aber mit ihnen die Flucht zu nehmen, und den Rest seines Lebens auf der fruchtbaren Insel Bahram, am persischen Meerbusen, in ihrer Gesellschaft hinzubringen.

An einem heitern und stillen Abend führte der Araber seinen Wiedergenesenen am Ufer des Flusses spatzieren. Alles war ruhig, nur nicht die Seele Hassan's. Omarbeg suchte seine Gedanken zu zerstreuen, indem er ihn auf die mannigfaltigen Schönheiten der Natur aufmerksam machte. „Siehe, mein Sohn," sprach er, „wie herrlich die Sonne dort untergeht!" Herrlich! (gab Hassan zur Antwort,) ich wünschte so zu sterben. „Wie meinst du das?" versetzte Omarbeg; „die Sonne geht immer wieder auf, also, weil sie nicht

stirbt?" Nein, erwiederte Hassan, weil sie glücklich war, indem sie glücklich machte, und sich noch scheidend ihrer Laufbahn freuet. Auch ich war einst glücklich und freute mich!

Das Erhabenschwärmerische, welches aus dieser Antwort Hassan's hervorleuchtete, verrieth bei aller Schwermuth einen Gemüthszustand, den Omarbeg nicht ungern sah. Es war das Wiedererwachen für die Freuden des Lebens. Der Araber schloß hieraus, daß Hassan genug zu der Szene vorbereitet sey, die er mit ihm vorhatte. „Du wirst glücklich seyn und glücklich machen!" sagte er lächelnd zu ihm. Hassan antwortete nicht; ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust, und er wandte sich noch einmahl nach der untergehenden Sonne.

Unter abwechselnden Gesprächen langten sie wieder in der Wohnung des Arabers an. Hassan war müde; Omarbeg reichte ihm eine Schaale Sorbet, den er mit einem einschläfernden Mittel versetzt hatte. Die Wirkung erfolgte, und Hassan gerieth in einen tiefen Schlaf.

In diesem Mittelzustande zwischen Leben und Tod ließ ihn Omarbeg durch einige treue Sklaven nach der Einsiedelei tragen, wo er beim Erwachen mehr als das Leben — wo er Sefiren wieder finden sollte. Er folgte selbst dahin nach, und genoß mit trunkener Seele im voraus die Freuden der Liebenden bei ihrem unvermutheten Wiedersehen.

Sein Plan war auf das Ueberraschende angelegt: nicht zufrieden, zwei edle Herzen glücklich zu machen, wollte er durch die Art selbst, wie dieß bewerkstelligt wurde, die Wonne des Wiederfindens noch erhöhen. Er hatte selbst in seiner Jugend mit Feuer geliebt, und nahm daher jetzt lebhaften Antheil an Freuden, in denen er die schönen Tage seines Lebens wieder fand. —

Hassan wurde nicht weit von einem sanft murmelnden Wasserfall, unter einem offnen Zelte von rosenfarbner Seide, niedergelegt. Sein Lager war mit Blumen geschmückt; neben ihm standen einige Tische, und auf denselben silberne Körbchen mit einladenden Früchten. Es war gegen Morgen. Omarbeg entfernte sich, um aus seinem Hinterhalte die Szene mit anzusehen, und die Seligkeit der Liebenden zu theilen.

Der Himmel röthete sich immer mehr in Osten, und verkündigte die Königin des Tages, als Hassan durch einen lieblichen Gesang aus seinem Schlaf erweckt wurde. Er sprang vom Lager auf, blickte rings umher, und wußte nicht, wie ihm geschah. „Bin ich wonnetrunken? oder ist diese Gegend bezaubert?" rief er aus. Indem ließ sich die Stimme von neuem hören: er horchte, und schwamm in Entzücken. Die Töne waren Sefirens, die begleitende Laute hielt sein Wahn für Musik des Himmels. Ihm schwindelte, als er folgenden Gesang vernahm:

Ach! wohin, du Paradies der Freuden,
Die ich einst mit vollen Zügen trank?
Wirst du ewig diese Erde meiden,
Wo die Sonne deines Lebens sank?

Werd' ich nimmer deinem Murmeln lauschen,
Silberbach, der meine Flur durchlief?
Nimmer mit dem Zwang die Freiheit tauschen,
Die so schön zum Glück des Lebens rief?

Nimmer den Erwählten meiner Liebe
Froh umarmen — welche Seligkeit!
Himmel war in jedem unsrer Triebe,
Bei der Küsse süßen Wechselstreit!

O! der Wonne! wie zwei Flammen glühten
Unsre Seelen in einander; wie
Abendluft in Pomeranzenblüthen,
Schwammen, zitterten in Wollust sie!

Täuscht die Hoffnung ewig? und verlieren
Ihre Freuden sich im bangen Ach?
Nein, mich werden Glück und Liebe führen,
Und versiegen wird der Thränenbach!

Hassan, bei dem in diesem Augenblick die Erinnerungen seiner ehemaligen Seligkeit erwachten, fuhr plötzlich zusammen, fiel nieder, und berührte den Boden mit seiner Stirne. Dann richtet' er sich auf, und sprach, das Angesicht gegen Morgen gewandt, mit lauter Stimme: „Hast du, erhabener Allah, den Gläubigen deines Propheten ein irdisches mir noch nicht bekanntes Paradies in dieser Gegend bereitet? — oder ist Sterben so

leicht, und nur ein sanftes Hinüberschlummern zum Erwachen in deinen seligen Wohnungen? — Aber woher das schmachtende Sehnen im Gesange deiner Engel? Können auch im Paradies unbefriedigte Wünsche seyn?"

Bei diesen Worten trat Sefira aus dem Gebüsche hervor, erkannte ihren Geliebten, und flog mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Hassan taumelte zurück, und konnte kaum noch die gebrochenen Worte vorbringen: „o! seliger Engel — in einer schönern Gestalt konntest du nicht erscheinen, mir zu winken! — — Welch ein himmlisches Licht umleuchtet mich? — Du breitest deine Arme aus — sieh' — ich folge!" Er sank der auf ihn zueilenden Geliebten in die Arme, und gab seinen Geist auf.

Mit einem Strom von Thränen küßte Sefira die Wangen des theuren Jünglings. „Ach!" rief sie, „willst du nun sterben, da mich der Himmel dir wieder schenkt, um ganz dein zu seyn? Erwache doch, Licht meiner Seele! gib mir selbst Leben und Himmel wieder! — Nicht Sefirens Engel, sie selbst, deine dich liebende Sefira ist's, die dich in den Armen hält! Erwache — — —" Sie sank unter Thränen und Schluchzen auf sein Angesicht: aber selbst der Kuß der Liebe konnte die entflohene Seele nicht wieder zurückrufen. „Todt!" rief Sefira, die Augen gen Himmel gerichtet, und im Ausdruck des unaussprechlichsten Schmerzes.

Der Himmel schien sich ihrer zu erbarmen, denn er deckte sich plötzlich mit einem schwarzen Donnerwetter. Ein Blitz fuhr herab: sprachlos und entseelt blieb Sefira auf ihrem Geliebten liegen, den sie auch im Tode noch fest umschlungen hielt. —

Zu spät trat jetzt Omarbeg aus seinem Hinterhalt hervor. Er betrachtete mit stummer Wehmuth die beiden Liebenden, und den traurigen Ausgang seines Plans. Bald weilt' er nachdenkend bei dem edlen, aber allzufeurigen Hassan; bald hefteten sich seine Blicke auf der eben so zärtlichen als unglücklichen Sefira, deren Reize auch der Tod selbst nicht ganz hatte verstellen können. Sie schien zu lächeln, und das Glück zu fühlen, mit dem im Tode vereint zu seyn, der ihr im Leben Alles war.

Omarbeg, der in diesem ganzen Vorfall etwas Geheimnißvolles erblickte, beschloß die Erblaßten ohne Verzug auf der Stelle selbst zu begraben, wo das Uebermaß des Gefühls ihre Seelen auf ewig vereint hatte. Er legte Hand an, war aber kaum einige Fuß tief in die Erde gekommen, als er, wie man erzählt, auf eine gewölbte Gruft stieß, die er beim Hineinsteigen leer, und ohne Spuren eines schon verweseten Körpers fand. Statt dessen erblickte er am äussersten Ende derselben einen kleinen Altar, und auf demselben eine goldne Lampe, die einen blassen Schein von

sich warf. Als er näher kam, las er am Altare folgende Inschrift:

Unsterblicher Liebe heilig.

Den Araber überfiel ein unbekannter Schauder. Er legte die Leichname der beiden Liebenden in diese Gruft, verschloß dieselbe mit einem großen Steine, und errichtete darüber einen Rasenhügel. Weinend schied er von seinen Geliebten. *)

*) Morgenländische Erzählungen, in welchen das Kostüme genau beobachtet und eine der Wahrheit treue Darstellung der Lebensweise, Sitten, Gebräuche und Religions- oder Nazionalvorurtheile der Morgenländer enthalten ist, werden bei vielen unserer Leser am meisten dazu beitragen, ihre Vorstellungen über den Orient und die Orientalen zu berichtigen, und wir glauben darum um so mehr einem ansehnlichen Theile unsers Publikums einen angenehmen Dienst durch Mittheilung solcher kleinen Romane und Geschichten zu erweisen, da unsere Literatur an solchen noch jezt nichts weniger als reich ist.

d. H.

VII.

Türkische Miszellen und Anekdoten.

Unter den Arabern giebt es die schlauesten, geschicktesten und zugleich verwegensten Räuber; drei Araber wetteten einst in der Gegend von Mosul mit einander, wer den kühnsten Streich ausführen würde. Der eine rühmte sich, daß er alles stehlen könnte, was in der Küche des Pascha's wäre; der andere, der dies noch gering fand, sagte, daß er dem Pascha den Siegelring entwenden wollte; der dritte, der mehr als alle beide thun wollte, versprach den Pascha im Bett zu ermorden und ihn dann aller Kostbarkeiten, die sich in seinem Schlafgemach vorfinden dürften, zu berauben. Der erste schlich sich heimlich in die Küche des Pascha's und räumte wirklich in der Nacht alles aus, daß er auch nicht einen Kessel zurückließ. Der zweite mischte sich unter diejenigen, welche Geschäfte vor dem Divan hatten und als der Pascha einige Verordnungen zu untersiegeln hatte, trat er nahe zu ihm. Währenddem derselbe nun eine Schrift zu durchlesen hatte, wollte er seinen Siegelring einem der Umstehenden zu halten geben. Der Araber hielt sogleich die Hand auf, bekam, was er wünschte und machte sich unvermerkt damit unsichtbar. Der dritte war nicht so glücklich: indeß hatte er sich doch in das Schlaf-

gemach des Paſcha's zu ſchleichen gewußt. Er näherte ſich in der Nacht der Ruheſtelle, und hob eben den Arm auf, um dem Paſcha mit dem Säbel den Kopf zu ſpalten, als ein Knabe, der bei ihm ſchlief und den fremden Mann mit dem Säbel erblickte, einen lauten Schrei ausſtieß. Der Paſcha erwachte in einem Moment, wich dem Hiebe aus und rief die Wache herbei. Der verwegene Araber wurde ergriffen und mußte ſein Leben am andern Tage am Spießpfahle endigen.

Ein armer Araber führte in Kairo folgenden liſtigen Streich aus. Bei einem großen Aufſtande wurde das Haus eines reichen chriſtlichen Kaufmanns vom muſelmänniſchen Pöbel geplündert. Der Araber, der einen Sack mit Gold in die Hände bekommen hatte und mit Recht in Sorgen war, daß das Volk im Hauſe oder auf der Gaſſe ihm ſeinen Raub wieder abnehmen möchte, hatte den Einfall, ihn in einen Topf zu werfen, der in der Küche am Feuer ſtand. Er nahm denſelben auf den Kopf und eilte damit ſchnell zum Hauſe hinaus. Man lachte ihn aus, da man ihn mit einem Fleiſchtopfe gelaufen kommen ſah, währenddem alle andere weit koſtbarere Sachen brachten. Der arme Mann ließ ſich durch nichts aufhalten und rief nur: „Platz! Ich habe das genommen, was jetzt für mich und meine Familie das Nöthig-

ſie iſt.“ Auf dieſe Weiſe kam er mit ſeiner reichen Beute glücklich davon.

Ein vornehmer Türk war Liebhaber der Sternkunde und hatte darum ſich durch einen fränkiſchen Kaufmann ein Teleskop kommen laſſen, mit deſſen Hülfe er in Geſellſchaft eines Iman's oft des Abends den Himmel durchmuſterte. Er hatte gehört, daß viele Gelehrte der Meinung wären: der Mond ſei bewohnt und die beiden Sternſeher ſahen ſich daher einſt aufmerkſam, vermittelſt des Teleskops, nach den Bewohnern im Monde um. „Wo ich mich nicht irre, ſagte der Eine, ſo ſehe ich ein paar Schatten, die ſich gegeneinander bewegen: o vermuthlich ſind das ein paar glückliche Liebende.“ — „Ei, nicht doch, verſetzte der Iman, die beiden Schatten, die du ſiehſt, ſind ein paar Minarets an einer großen Dſchamie.“

Extrablatt. No. 5.

Fortgesetzte Briefe aus meiner Reisetasche.

Wir erwarten bei den Schriftstellern, gewöhnlich auch beim Besuch in ihrem Gespräche den Verfasser dieses oder jenes Werks wiederzufinden. Das ist nun um nichts vernünftiger, als wenn wir von einem Bildhauer verlangten, er solle im Kostüme und mit den Gebährden seiner Statüen auf dem Markt einhergehen oder von einem Musiker, daß er seine Gespräche absinge. Daß beide so etwas allenfalls unter zwei Augen in ihrem Kabinette thun, ist das Höchste. Unser Stubengelehrte strengte indessen sichtbar alle seine Gehirnsthätigkeiten an, uns ein so viel möglich schmackhaftes Ragout aufzutischen, ob seinem Schädel gleich, wie ich vermuthe, die meisten Organe der Eigenschaften würden gefehlt haben, worin er besonders wie ein Stern flimmern wollte, hätte ihn Gall betasten können. Natürlich ergoß sich der wogenreiche Strom seiner Rede sehr bald auf die armen Kritiker und Kritikaster unsers lieben heiligen apostolischen römischen deutschen Vaterlandes.

Ach! Seefahrer und Schriftsteller, seufzte er, haben fast einerlei Fata auf diesem sublunarischen Erdklumpen; sie werden in ihren schwankenden und von den Wellen umbrausten Fahrzeugen überall von Korsaren verfolgt. Gelingt es jenen, ihr Schifflein mit

einer reichen Ladung in den vaterländischen Port zu bringen, so preist man sie glücklich, daß sie nun ihres Lebens mit vollen Backen genießen können; gemeiniglich aber sterben sie an der Wassersucht. Diese, wenn sie die mühsame Bahn zurückgelegt haben, erwerben wenig mehr als einen Lorbeerkranz, wofür kein Bäcker eine Semmel giebt, und sterben dann an der Auszehrung. Uebrigens thun beide wohl, wenn sie sich mit keinem Korsaren oder Kritiker in ein Scharmützel einlassen: denn wenn sie auch Viktoria! schreien können, so geht es doch selten ohne Wunden und Verletzungen ab. Auch mich haben die Rezensenten häufig unter dem Hammer gehabt; sie haben mich beinahe zermalmt und das ist Beweis genug von dem Werthe meiner Geistesklinder. Denn hätten sie nichts gefaugt, so würden sie eben so wenig sich die Mühe gegeben haben, darüber herzufallen, als ein Bettler sich zu fürchten braucht, auf seinen Wanderungen durch Straßenräuber geneckt und gehudelt zu werden. Dergleichen Herren sind wie die Storche, die es nicht leiden können, wenn sich andere auf den benachbarten Dörfern anbauen wollen und sich so lange herumschlagen bis die Stärksten den Sieg behalten. In einigen Ländern hält man indessen die Störche für verwünschte Menschen, die aus Eigensinn nicht sprechen sondern nur klappern, so wie die Schwarzen in Afrika glauben, die Orang-Outangs sprächen darum nicht, um nicht arbeiten zu dürfen. In andern Erdgegenden geht man noch weiter, in Aegypten z. B. fetirt man den Ibis, der doch auch eine Art von Storch ist und ehedem hat man ihm göttliche Ehre erwiesen. Doch damit ist es mit den Rezensenten vorbei; es geht ihnen vielmehr jetzt wie dem Arzte Menekrates, der sich für einen Gott ausgab und von Alexander dem Großen, anstatt einer guten Mahlzeit, ein Gefäß voll duftenden Weihrauchs erhielt; er mußte am Ende gestehen, daß er ein Mensch sey, weil ihn gar entsetzlich hungere.

Wollen die Kritiker Götter heißen; so müssen sie doch gestehen daß sie nichts anders sind als Gränzgötter ohne Arme und Beine auf den Gränzhügeln der Wissenschaften. Wir würden alle hinauf und hinabspatiren, gäb' es nur so viele gute Kunstrichter als

Zeitungen, für jede einen, so wie es wirklich so viele meisterhafte Schauspieler giebt als — eins in die andere übergerechnet — Truppen. Oft rezensirt die Jugend das Alter, noch öfter das Alter die Jugend, eine Rektors-Schlafhaube kämpft gegen eine Jünglings-Sturmhaube. Man will der poetischen Schönheitslinie ein Linienblatt unterlegen und, gleich den Kochbüchern für den Geschmack arbeiten, ohne einen zu haben. Der Schiffskiel des Autors soll gelenkt werden d. i. der Schreibkiel; mit dem Richterstabe will man ihn, wie Minerva mit ihrem Zauberstabe den Ulyss, in einen Bettler und Greis verkehren. Und nun die Kurzsichtigkeit dieser Herren. — Solchen Seekanten, Kosekanten, Tangenten, Kotangenten kommt alles exzentrisch vor, besonders das Zentrum. Sie denken nicht daran, daß nach Lambert der Myops den Kometenschwanz allezeit viel länger findet als der Weitsichtige.

Dazu kommt noch, daß der Skribent sich mit seinem Kritiker stets in einem Prozesse begriffen findet, um ihn zur Ausantwortung eines Legates zu vermögen, welches der Geschmack und die Gelehrsamkeit — ein paar nur selten einige Geschwister — allen ihren Verwandten und Freunden hinterlassen und bei den Rezensenten niedergelegt haben, d. h. einer Assignazion auf den Beifall des Publikums. Natürlich sperrt sich der Rezensent (wie alle böse Schuldner) und will nicht auszahlen, denn da kann er das Depositum behalten. Darum muß man es ihm, so deutlich als möglich (in der Vor- oder Nachrede) machen, in welchem Grade, in welcher Linie man mit einem der beiden Erblasser befreundet sey, sonst kann er sich geradezu mit der schlechten Aus- und Aufführung der Ansprüche des Legators entschuldigen, wenn er ihn unrechtmäßig ab und zur Ruhe verwieß. Hernach Hülfe beim Publikum durch Antikritiken suchen, heißt gar den Albernheiten die Krone aufsetzen: denn die gehen ja in's Unendliche und sowie ein Hund das Echo anbellt, so tritt der alte Zyklus von Jücken und Kratzen und von Kratzen und Jücken ein. Das sind aber, wie Jean Paul sagt, böse Historien und der Autor leidet dabei unsäg-

lich; er hat immer einen Namen zu verlieren und nur der Rezensent einen zu gewinnen. Es ist mir immer terribel gewesen, daß das deutsche Publikum von seinen Autoren, wie das englische von seinen Bären, wünscht, sie nicht nur tanzen sondern auch gehetzt zu sehen. Ein jeder Autor hat doch — oder soll's haben — soviel Stolz als irgend ein Peha oder Tezet oder Jes oder ein anderer Kapitalletter von Klopstock in dessen grammatikalischen Gesprächen, besonders da er ja der Chef dieser aufgeblasenen XXIIger Union oder dieser grande Bande des 24 Violons ou les vingt-quatre ist, die er in Glieder stellt auf dem Papier, wie er nur will. Aber, oft habe ich das gedacht, könnte nicht eine Kompagnie wackerer Autoren von einerlei Grundsätzen und Lorbeerkränzen zusammentreten und soviel aufbringen, daß sie sich ihren eignen Rezensenten hielten, ihn studieren ließen und salarirten, aber unter der Bedingung, daß der Kerl nur allein seine Brodherren öffentlich in den gangbaren Zeitungen nach den wenigen ästhetischen Grundsätzen beurtheilte, die ein solcher kamulant und valet de fantaisie haben und behalten kann? Wenn sich eine solche Ordonanz, so zu sagen, in seiner Chefs-Manier einschlösse, nichts weiter triebe und wüßte; sollte sie sich nicht niedersetzen und hinschreiben können: „da und da, so und so ist die Sache; und wer's läugnet ist so gewiß ein Vieh als ein Affe.

Obgleich ich übrigens nun wenig auf das Geschrei der Raben achte, die sich bisweilen Rezensenten nennen und in Gedanken die gelehrten Harlequinaden mit Vater Horaz abfertige:

Non recito cuiquam nisi amicis: — —

Non ubivis, coramve quibuslibet. In mellio qui
Scripta foro recitent sunt multi, quique lavantes;

so pflege ich doch allezeit die Buchrichter zu bitten, es mit meiner Wenigkeit nicht genauer zu nehmen, als Gott es mit uns allen nimmt. Keine Seele würde ja selig, wenn im Himmel eine Literaturzeitung, kritische Bibliothek und Schmeckerei über unser Erdenleben gehalten würde.

Was mir immer auch aufgefallen ist, ist die Judelitatesse, womit unsere Kritiker auch sogar diejenigen Personen behandeln, die κατ' ἐξοχὴν die Schönen

genannt werden, ob es gleich unter ihnen eben so gute gartige Individuen giebt als unter der unschönen Hälfte des Menschengeschlechts. So hatte ich eine Freundin, die von dem Autorfieber, das unter den schönen Kindern immer weiter wie das Scharlachfieber einreißt, befallen worden war. Anch' io sono pittore! hatte sie bei einem Dutzend Taschenbücher, in welchem glaub' ich ein halbes Schock neue Dichterinnen auftraten, ausgerufen, und sich von Stund an in Sonetten über antike Götter und Geniebilder, in Balladen über altromantische Selbstmorde, in Stanzen über katholische Legenden, in Hexametern über Parke und Landschaften, in Charaden und Logogryphen, in poetischen und prosaischpoetischen Xenien, Gedankenspänen und Blumenblättern versucht, nicht minder in kleinen liebeseligen Romanen. Sie schrieb in der That recht anmuthige Sachen, ihre Hexameter abgerechnet, in welchen sie wie eine Grazie in Kurierstiefeln dahinsoltpferte; aber gern hätte ich alle ihre Federn zertreten, die mir Blitzableiter ihrer Empfindungen zu seyn schienen! denn ich habe es immer bedauert, wenn Damen ihre Empfindungen lieber dem ganzen Publikum als einem liebenden Herzen preisgeben, da die Schönen doch eigentlich da sind, um uns Männer zu Dichtern (und Narren) zu machen, nicht aber, um es selbst zu werden. Diese meine Freundin gerieth nun dergestalt in die Klauen der modernen Kritiker, daß sie und jedermann nicht anders denken konnte, als daß sie von Wolfs oder Hyänentazzen gepackt worden wäre.

Und doch sind die Schriftsteller übler daran, als irgend ein anderer: denn man reiche dem Leser etwas in einer Nuß, so verlangt er's noch enger als Nußbi; man breche für ihn aus der steindgen Schaale eine köstliche Mandel, so will er um diese wieder eine Hülse von Zucker haben. Auf der andern Seite aber ist es mit den Büchern wie mit dem Pökelfleisch, von welchem Hunham darthat, daß es zwar durch mäßiges Salz sich lange halte, aber auch durch zu vieles faule und stinke. Mannichmal will einer sein Buch zu gut machen und macht es schlecht. Giebt ein Autor vollends lauter Nüsse aufzubeißen,

welche dem Gehirne gleichen, das nach Le Camus ihnen gleicht und die also drei Häute haben; so findet sich häufig keiner, der sie abschält.

Manche Schriftsteller verdienen es indessen, daß die Wunden, die ihnen die Kritiker schlagen, noch mit Pfeffer bestreuet werden. Viele machen gleich gespannten Saiten — welche oben und unten, Anfangs und Endes sehr hoch klingen und nur in der Mitte ordentlich — eben so im Eingange und nachher im Ausgange eines Werks die weitesten und höchsten Sprünge, um sich theils zu zeigen, theils zu empfehlen, in der Mitte aber geht es ganz piano. Es giebt wieder andere, die nur wissen, mehrere Europe zu einem Livius zu verschmelzen und diesen noch dadurch auszuglätten, daß sie ihm Patavinitäten aus- und etwas Glanzstyl anstreichen.

Wenn der Gott Aeolus nun auch nicht immer zu Hülfe zu rufen ist und viele eine stille, warme Luft lieber leiden als den Wind, käme er auch aus unserer aller gemeinschaftlichen Wiege Asien; so kommt doch bei der allzugroßen Bescheidenheit eines Autors auch nichts heraus. Denn niemand weiß, wie bescheiden man ist, da man von sich nicht sprechen und es sagen kann. Man könnte seinem Stiefelknecht 100 Livreefarben anstreichen, man könnte den Eisenfaß seines Windofens zu seinem brennenden Namenszug verschweifen und ringeln lassen; aber niemand weiß es, daß man's nicht thut. So ist gleich mein Nachbar ein Autor, der wol die Bescheidenheit selbst genannt werden könnte; aber eben darum wirft ihm sein Marquisat de Quinet, wie Starron seinen Ehrenfold vom Buchhändler Quinet nannte, so wenig ab, daß er kaum kümmerlich leben kann und doch braucht er so viele erregende Potenzen, wenn er selber eine seyn will und Weinberge müssen bei ihm allezeit die Terrassentreppe zu seinem Musenberge seyn.

So ging es nun in einem fort; unser gelehrter Stubenhöcker ließ uns gar nicht zum Worte kommen. Endlich war ich doch des ewigen Rezensentengeschwätzes satt und müde, und da mir meine Uhr anzeigte, daß die Stunde, wo ich in die Assemblee mußte, nicht

unsern sey, so machte ich, inclusive meinem Freunde, ein tiefes Bücklein und empfahl mich seiner Huld und gelehrten Gnade. Ueber meine Abendbeschauungen thun in meinem Nächsten ein Langes und Breites.

* * *

Eine Menge Menschenbeobachtungen habe ich gestern Abend gemacht, und die Bemerkungen, womit sie Freund Spaßvogel begleitete, verdienten, gleich den feurigsten, wasserschönsten Brillanten, Rubinen und Smaragden in Gold eingefaßt zu werden. Hier nur einige Züge aus dem bunten Gemälde und vorerst eine Schilderei von meinem sarkastischen Begleiter selbst. Er wimmelte unaufhörlich von Einfällen; scherzhaft zu reden hatte er so viele Windungen und Köpfe, wie die lernäische Schlange. Der grämliche Gott, der über alles krittelt und kunstrichtet, und der selbst bei der höchsten aller Unsterblichen, der Göttin von Paphos, wenigstens am niedlichen Pantöffelchen noch etwas auszusetzen fand, mit einem Wort Gott Momus, mit der grünen Brille auf der Nase, schien leibhaftig in ihn gefahren zu seyn. Und heute begnügte er sich nicht, sentenziöse Sarkasmen um sich herzuwerfen: er zerließ das Gift, das er sonst in einzelnen ätzenden Tropfen von sich gab, in längere Reden.

Wie er in die Gesellschaft trat, verklärte sich sein ganzes Gesicht zum freundlichen Lächeln; man durfte es aber nur etwas genau betrachten, um den Ausdruck der höchsten Ironie in ihm zu entdecken. Er ging dann rund im Zirkel umher, sprach mit jedem in einem ruhigen, gefälligen Tone und sagte nichts als versteckte, zweideutige Bitterkeiten. Sehr oft klangen diese sogar wie verbindliche Höflichkeiten; aber mancher, der ihm für ein freundliches Wort die Hand gedrückt hatte, wurde, wenn er einen Augenblick über das Gesagte nachgedacht hatte, feuerroth und vermied, ihm wieder nahe zu kommen.

Zuerst machte er mich auf einen kleinen sehr dicken Mann aufmerksam, dessen stattlicher Wanst Bürgschaft

leistete, er habe seit vielen Jahren seine Füße nicht gesehen, es sey dann im Spiegel. Siehe, sagte er, ob die Miene dieses kurzen Fettkegels etwas anders ist als lauter unvergleichliche Vergnügslichkeit über seine schwere Fülle. Seine Seele besteht aus dem einen Gedanken: „Gottlob, mir ist's wohlgeblieben, und ich scheere mich den Henker um alle arme Schlucker, die sich's in der Welt sauer werden lassen.“ Es ist nicht möglich, daß Gott selbst sich über einen so wohlgediehenen in seinem Geist und Fette vergnügten Erdenkloß des Lächelns erwehren kann, obgleich das darin steckende Seelchen sehr zu bedauern ist; denn es muß nach dem Verlust seines geliebten Talgklumpens darnach so jämmerlich zurückschreien, wie ein Säugling nach seiner Mutter Brust, und ohne ihn gar nicht selig werden können. Sicher stirbt das arme Ding aus Gram, seinen Körper verloren zu haben, wie eine Hamadryade ihren Baum nicht überlebt. Im Leben muß die Seele auch Mühe haben, das Mundstückchen an dem ungeheuren Blaseninstrument seiner ungeheuren Fleischmasse zu finden, und wenn sie es findet, so kann sie unmöglich mit etwas anderm als einem Dissantstimmchen herauspipen. Das rothe aufgedunsene Gesicht, aus dem sich zwei freundliche Augen hervorarbeiten, ist es nicht der leibhaftige Baron Rostbeef? Und wie zierlich ist nicht in ihm das allerliebste Mündchen mit harmlosen Lächeln eingehöhlt! Dieser Mastmensch ist übrigens, trotz seines Hängebauchs kerngesund und von unverwüstlichem Humor; übrigens eine gute Haut, die das Herz auf der Zunge trägt.

Aber versäume nicht, dicht neben seiner Korpulenz jene lange hagere Figur, mit brennendschwarzen Augen zu bemerken. Die Farbe seines Gesichts gleicht gewissen Büchern, die viel gebraucht und deswegen in Pergament, Bocks- oder Schweinsleder gebunden werden; über der Stirn wallen einige Büschel Haare von dem dunkeln Kolorit des Ebenholzes hinab, die von dem nächtlichen Reif kandirt zu seyn scheinen. Macht er nicht dessen ungeachtet hier eine Miene, wie sie der Wucherer zu schneiden pflegt, wenn man ihn seiner Uneigennüz-

zigkeit wegen rühmt: denn die Ehre, hier eingeladen zu seyn, thut ihm wohl.

Doch jetzt blicke einmal nach dem Sopha hin. Es steht da ein Individuum, einem Faun so ähnlich, daß man kaum das Lachen verbeißen kann. Dieser kleine, untersetzte, blinzende Mann mit grauen Katzenaugen, gebogener Schelmennase und freundlichen Mienen ist ein wahrer St. Ivo, den Pabst Klemens der siebente kanonisirte, um zu beweisen, daß nicht alle dergleichen Leute des Teufels wären. Er hält dafür, man müsse recht viel Artiges in's Gesicht legen: weil denn doch dieses nichts ausdrückliches versprecht, aber anzieht, ohne zu kompromittiren und dem klugen Geschäftsmanne ungefähr dieselben Dienste leistet wie der Sirene die Stimme. Er weiß nämlich so gut, wie manche hübsche Weiber es wissen, daß viele Menschen die Dupe ihrer Augen sind, bis ihnen die blaue Nase den Verstand wieder zurecht setzt. Im Rücken hat er nicht minder große Geschmeidigkeit als im Gesichte: Bücken kann er sich, als wäre er im Orient geboren, wo die Sklaven die Stirne auf den Boden schlagen, um sich zu erinnern, daß sie noch Köpfe haben, und den Sultan oder Pascha, daß er sie ihnen abschlagen lassen kann. Er kriecht wie ein Schooshund, und man will sogar wissen, er habe sich von der Maitresse des vorigen Fürsten mit Füßen treten lassen, um ihr einen kleinen Spaß und sich zum Rath und Direktor zu machen. Was man aber mit Gewißheit behaupten kann, ist der glorreiche Umstand, daß er mehr als hundertmal dem Minister in das Schlafzimmer der verstorbenen Frau Räthin und Direktorin vorgeleuchtet hat.

Kaum einen Schritt von ihm steht sein Herr Kollege in doppelter Bedeutung des Worts. Siehe er hat nur Ein Auge, aber aus diesem einen guckt der Schalk so leibhaftig, wie Hanswurst aus einem Dachfensterchen, wenn er seiner Colombine einen guten Abend sagen will. Auf seinem glatten, höhnischen Gesichte geräth keine einzige Muskel in Bewegung, außer nur beim Harmonikaklang der groben Silbermünze und der vollwichtigen Goldstücke. Seine feste Leidenschaft ist Geld, dieser Talisman des Guten und Bösen — die zweite Gewalt, die dritte Mißvnach-

Eine wahre Freude wird es ihm, wahliche Menschen zu verfolgen, zu necken, zu überlisten. Schon der bloße Beinahme: gut, brav, rechtschaffen, bringt ihn auf, wie die rothe Farbe und das Pfeifen den Truthahn und das Feuer den Löwen und die Hyäne. Das verdammte ehrliche Gesindel, murmelte er oft zwischen den Zähnen, die knirschend durch die blauen Lippen hervorfletschten; könnte ich es nur auf einmal in Pech sieden! — Diese Anspielung auf das Pech beweist, wie nahe er dem Teufel angehört, der sich bekanntlich mit dem Zweige der Industrie stark abgiebt. Diese ihm, wie seinem Herrn Vetter Satan so verhaßte Menschenklasse sieht er als ein gefährliches Unkraut an, welches man mit Stumpf und Stiel vertilgen müsse. Wenn er auf keine Pflicht hält, so gilt ihm doch diese über alles; jedoch nur als Art von Pflicht. Denn Menschen seines Zeichens erkennen solche nur so wie eigentlich an: weil ihr Hauptaxiom fordert, sich alles zu erlauben; die Auswahl der Mittel ist die Pantomime von Herz und Kopf. Ach! warum fallen nicht jedem Schurken, der einen Biedermann zu Grunde richtet, die Augen aus dem Kopfe, wie dem Nachrichter des heiligen Alban! Seinem Herrn Kollegen pflegt er sich immer anzuschmiegen; die Sympathie der Nichtswürdigkeit hat ihren eignen Zauber und Kitt.

Ein naher Verwandter mit diesen beiden Herren in Absicht auf Gesinnung und Handlungsweise ist jener dort am Eckfenster, der eben mit einem stolzen Auge sich bartstreichelnd in der Stube umsieht. Es ist ein rechter Weltluchs, der sich auch gegen das kleinste Wetterleuchten des Zufalls einbauet, das den Menschen oft mitten in seiner besten Dunkelheit vom Scheitel bis zur Sohle aufrecht erhellet. Welchen angenehmen Kontrast bildet dagegen nicht jenen links neben ihm sitzende gerade einfache Mann: Unverdorbene Menschengesichter machen dem Kenner gerade so viel Vergnügen, wie unverdorbener Wein — durch ihre Reinheit. In Physiognomie und Faß weiß er das Falsche zu finden, und wenn er's gleich nennen kann, als hätte er es selbst hineingegossen, so thut ihm doch schon dessen Dasein wehe.

Mein Freund führte mich nun weiter in den Saal hinauf. Ich stieß da zuerst auf einen Offizier von gesetzten Jahren, dem Entschlossenheit und Festigkeit der Seele aus den Augen blitzte und unwillkührlich nahm ich meine werthe Person ein wenig zusammen, wie ein junger Fähndrich oder Kornett sein Pferd, wenn er vor dem Fenster seiner Amasia voräberreitet. Er hatte eins von jenen Gesichtern, die man nicht ansehen kann, ohne ganz unwillkührlich eine finstere Miene zu machen. Die Entschlossenheit, mit der er unter seinen tief herabhängenden, buschigten Augenbraunen, die sich unter einer fast gleichseitigen, viereckigten Stirn hinzogen, hervorblickte, flößte eine Art von Scheu ein. Die Nase bog sich, wie ein starker Adlerschnabel, auf einen großen Mund herab und jeder Blick der weitgeöffneten braunen Augen schien nach einem Feinde zu spähen und ihm zu drohen. Alle Züge seines breiten Kopfs voll wilden Offenheit, den eine hohe muskulöse Gestalt trug, lagen in großen Parthien fast gesondert da, so ehern, daß man fühlte, sie waren in Pulverdampf gehärtet und ihr Besitzer habe manche Batterie erstürmt; gleichwohl herrschte in ihnen eine Art Gutmüthigkeit, die an Größe gränzte.

Wir gingen nun an einem breiten Prediger vorüber, der mit großer Würde und einer verständig aussehenden Miene auf einem Lehn- und Sorgenstuhl da saß. Laß uns ausbiegen! flüsterte mein Begleiter: der Mensch ist ein faules Ey: so lange man es auf seinen Werth beruhen läßt, sieht es aus, wie jedes andere; aber man hüte sich es anzubrechen! Beschaue lieber den gleich neben ihm. Siehe, wie bei diesem eine purpurrothe Nase über zwei Reihen klappernder Zähne glühet und hirschblaue Hände schlottern neben der nicht weniger schlotternden Weste; aber in seinen weitaufgerißnen Augen blitzt das unverkennbare Feuer des Kunstgenies. Mich fror gleichwohl, wie ich ihn ansah. Dieser Mensch, setzte mein Freund hinzu, gleicht übrigens, wie so manche Andere und Professoren auf Akademien, nichts weniger als einem Klavier, das nur einsam zu spielen ist, sondern es ist ein Flügel, der in ein Konzert gehört. Nur vor vielen kann er reden, im Duett, wo

er mit einem reden soll, wirs gar nicht fort mit ihm.

Spaßvogel fuhr fort, seine Glossen noch über mehrere andere Glieder der Gesellschaft zu machen und wenn es auch schien, daß der Brunnen seines Witzes erschöpft sey, so wußte er ihn doch immer gleich wieder aufzulaufen zu lassen. Um des Himmels willen, rief er, blicke nur einmal Rechts und sammle deine ganze Aufmerksamkeit! welch ein merkwürdiges Exemplar ist nicht dort jene zusammengeholzelte Mumie, mit den schwarzen, noch immer spitzbübischen Augen, die da eben an der Wand herumkriecht! Manche der eben gesehenen Individuen zeigten uns Flachheit und Niederträchtigkeit auf der Jagd nach Ansehen und Stücke; dies Wesen hier präsentirt uns Seichtheit und Schurkerei im Besitz jener Güter. Ach! traue nicht seinem Antlitze: seine Gesichtsmienen gleichen oft den Pulvermienen; sie verbergen Gefahr und Verderben unter sanfter und gleichgültiger Oberfläche.

Und jener junge Hofmann dort, der eben aus der Residenz kommt, ist ein nicht minder merkwürdiges Subjekt: er spielt wie ein Cavalier, rabotirt wie ein Windbeutel, urtheilt häufig wie ein Philosoph, prahlt mit Grundsätzen, wo man sie haben will, und ist Libertin, wo sie ennüyiren; so spielt er eine große Rolle bei den Damen und wird darum natürlich auch den Herren wichtig. Er weiß so gut wie wir, daß der Hof nichts ist, als eine launige Kokette, die von allen venerirt wird, ob sie gleich nur durch erkünstelte Reize an ihren Triumphbogen attachirt; er weiß, daß da niemand untersucht, was man ist, sondern nur, was man scheint; so changirt er das Ausländgeschild seiner Handlungsmaximen nach der Konvenienz der Umstände stündlich und beschämt mit seiner Biegsamkeit manches graue Charakterchamäleon. Seinen eigenthümlichen Charakter trägt er nur in Staatskleidern in der Residenz zur Schau und darum ist es schwer kennen zu lernen; auch strebt er nach nichts mehr als darnach, es zu verhindern, daß man nicht sehen könne, ob das Kleid natürlich passe oder gezwungen sitze. Bei Hofe hatte er mit seiner Figur, seinem Vermögen und einem air degagé gefallen. Er schmeis

chelte den Damen und spielte mit den Herren; jenen war er ein aimable étourdi, diesen ein chevalier de considération und so allenthalben willkommen.

Allein wenden wir uns jetzt noch zu einer Dame, sagte Spaßvogel eine Minute später. Fällt dir nicht die kleine, fettleibige Frau da in's Auge, die auf ihrem unförmlichen Halse einen so schönen Kopf herum trägt. Dies Gesicht ist die ärgste Lüge, die mir in meinem Leben vorgekommen ist. Es ist ein Titel auf Velin zu einem Buche auf Löschpapier; dann Löschpapier ist ihre Seele. Der schönste Gedanke, die reinste Empfindung, die sie aus ihren Dichtern auffaßt — sie ist eine eifrige Bellettristin — wird zum Klecks in ihr. Sie setzt dir die Reize der Musarion beredter aus einander als irgend ein Professor der Aesthetik, aber ich schwöre es dir, alles, was sie interessant an dem Gedichte findet, ist, daß Held und Heldin endlich mit einander zu Bette gehen; und weil sie sich einen Pedanten mit verwirrtem Haare zum Nachtgespielen besoldet, glaubt sie Musarion die zweite zu seyn. Und der neben ihr stehende Laffe da — findest du nicht, daß er einem Nadelkissen gleicht, wie unbeschreiblich ist nicht sein Gesicht voll Einfalt und Neugier.

Aber es sind uns noch einige Menschenexemplare dort in dem Kabinette zu besichtigen übrig. Bemerkst du nicht das kirschbraune, mit allerlei Knospen und Blüthen aus Bachus Lauben geschmückte Gesicht, was der Britte ein carbunckled face nennen würde und neben diesem Karbunkel-Gesicht den jungen reichen Mann da, den ein Gesindel von Falstaffs und Pistols umgiebt, gleich einem giftigen Nebel, der der Morgensonne vorangeht. Allein versäume auch nicht, jene kleine runde Gestalt da anzublicken; hätte man Säcke mit Füßen: sollte man nicht schwören, das wäre einer. Wie rüstig das Ding von einem Damenzirkel zum andern schwänzelt! Wie geschäftig ihm im Laufen die Arme vor dem Bauche hin- und herbammeln. Glaubst du es wohl, daß dieses Wesen ein Glücksritter ist, der seine Carriere fast schon gemacht hat? Er ist ein junger jüdischer Arzt; gelernt hat er nicht viel, aber er weiß sich mit der Unverschämtheit und der List, die vorzüglich

die jungen Viertheilwiſſer ſeines Volks auszeichnet, wichtig zu machen. Siehe wie er mit einem Niederzug ſeiner ſchwarzwaldigen Augen braunen antwortet und ſeine Hände in der Luft flankiren gleich Sonnenfächern!

Unſere Unterhaltung in dieſer Quasi-Aſſemblee wurde noch mit einem Nachſpiele gewürzt, indem alles, Manns- und Frauenzimmer, die Karten ergriff und die Spieltiſche beſetzte. Ich könnte dieſes, wenn ich mich fliegen laſſen wollte, mit poetiſchem Schwunge beſchreiben; aber wenn ich auch manches ſchreibe, was dich nicht amüſirt, ſo ſollſt du ſtets bedenken, daß ich noch mehr dergleichen auslaſſe. Es wird mir oft nicht leicht, bei ſittlichen Stoffen meine Moral und bei dichteriſchen meine Poeſie an mir zu halten, oder ſie höchſtens wie einen Maikäfer, am Beine aufgenadelt, ein bischen um den Stock ſchnurren zu laſſen. Und hiermit diesmal Gott befohlen!

Konſtantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Erſter Jahrgang 1805.

II. Heft.

St. Petersburg und Penig,

bey F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 Gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zu Ergänzung verloren gegangener abgelassen und kosten 18 Gr. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezahlung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

Folgende, bei dem Verlegern dieses Journals erschienene Artikel, können wir den Lesern desselben als höchst interessant empfehlen:

H. von Reimers Reise der außerordentlichen russisch-Kaiserl. Gesandschaft an die Othomannische Pforte. 3 Bände in Quart mit 6 Kupfern in groß Royalfolio, einem Portrait und einer Charte. St. Petersburg auf kaiserliche Kosten. 16 Thlr.

Desselben St. Petersburg am Ende seines, ersten Jahrhunderts. Mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraums. 1ter Band groß Oktav mit Kupfern und Planen. Druckpapier 3 Thlr. 18 Gr. Schweiz. Pap. 5 Thlr. Der 2te Band dieses wichtigen Werks erscheint in einigen Monaten.

Gemälde von Konstantinopel von Fr. Murhard. 2 Bände mit 1 Kupfer in Royal-Folio und 2 in Quart. 2te Auflage 4 Thlr.

Konſtantinopel u. St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitſchrift

Herausgegeben

von

Friedrich Murhard

Erſter Jahrgang 1803.

Eilftes Heft.

St. Petersburg und Penig,

bey J. Dienemann und Comp.

Inhalt.

I. Fortgesetzte Briefe aus Pera. . . . Seite 271

II. St. Petersburg's Fabriken und Manufakturen . 287

III. Wiederherstellung der Schulanstalt bei der St. Katharinenkirche auf Wassili-Ostrov in St. Petersburg. . . . 305

IV. Einige Data, die immer mehr steigende Theurung von St. Petersburg betreffend. . . . 309

v. Große Feierlichkeiten bei dem Beschneidungsfeste eines osmanischen Prinzen von Geblüth. . Seite 323

vi. Der Derwisch in der Moschee zur Nachtzeit. Eine Anekdote. . . 378

Extrablatt. No. 6. . . 377

I.

Fortgesetzte Briefe aus Pera.

Einer meiner ersten Gänge war, mit einem Begleiter die schmale, lange Gasse wieder herunterzusteigen, die von Pera's Höhe nach Top-hana's Rheede führt. Die Neugierde trieb mich besonders dazu an: denn dies war ja der erste Theil der Halbinsel gewesen, den mein Fuß bei der Ankunft in Konstantinopel's Hafen betreten hatte und damals konnte das überraschte Auge nur flüchtig von Gegenstand zu Gegenstand hineilen und die mit fremdartigen Eindrücken aller Art überfüllte Seele kaum dies oder jenes bis zur völligen Klarheit bemerken. Eine desto reichere Erndte an Erfahrungen neuer Art mußte mir aber jetzt zu Theil werden, jetzt da sich der Geist nach einiger genossenen Ruhe doppelt gestärkt fühlte, zur Anschauung der neuen Welt, die vor mir ausgebreitet lag, jegliche Art von Empfänglichkeit darzubieten.

Die Skale von Top-hana (Top-hana — Iskeleſſi) liegt am Fuße dieſer Vorſtadt und iſt einer der ſicherſten und bequemſten Ankerplätze für Schiffe jeder Geſtalt und Größe. Die Geſtade wo man an's Land ſteigt, ſind geräumig, hier und da mit viereckigen Steinen befeſtigt und hängen mit einem halbrunden, ziemlich anſehnlichen Platze zuſammen. Ich ſetzte mich auf einem großen hölzernen, einer Brücke ähnlichen Vorſprunge nieder, den man weit in's Meer hinein, zur Bequemlichkeit des Ein- und Ausſteigens bei den Fahrzeugen, ſo wie zur größern Leichtigkeit des Ein- und Abladens der Waaren hier errichtet hat. Der anſehnlichſte Theil des prächtigen Hafens, die Oſtſeite des großen Sultan-Serails und mehrere Parthien der aſiatiſchen Küſte ließen ſich von dieſem Standpunkt aus überſchauen.

Ihr Reiſende aus dem fernen Abendlande oder Norden, denen es vergönnet iſt, des thraziſchen Bosporus unbeſchreibliche Schönheiten zu bewundern und die ihr Geiſt und Herz zum Genuß der Zauberreitze einer paradieſiſchen Natur habt, verſäumet nicht, oft hierher nach dieſem Plätzchen, hart an Stambul's prachtvollen Gewäſſern, zurückzukehren: denn hier werdet ihr euch einbilden, das Herz des Weltkörpers ſchlagen zu hören, ſo laut und lebendig iſt da das kraftvolle Regen und Bewegen um euch her. Das größte Volksgewimmel unſerer europäiſchen Haupt- oder Handelsſtädte läßt ſich kaum

damit verglichen. Man ſieht es ihm an, daß nur ein momentaner Impuls dieſe einförmigen Rotten zuſammengetrieben hat; aber hier — die breite, wogende Meeresfläche, die ſich mächtig um die gewaltſam auseinander geſprengten Umriſſe zweier Kontinente herandrängt — ihre ſtolzen ſchimmernden Waſſerſchlöſſer mit den glänzenden Maſten und in die Lüfte flatternden Wimpeln — die Wolkenheere, die im vollen Fluge über Wiens Gebirge herabziehen — die lauten, gebieteriſchen Stimmen der Seebewohner, kühn und trotzig, wie das Element, dem ſie in ſtetem Kampfe ihr Leben abringen — dann die hellſtrahlenden Spitzen der Tempel und Luſtſchlöſſer, und tiefer unter ihnen die voll ſchmachtender Sehnſucht aus ihren Kerkermauern hervorragenden nickenden Zypreſſen des kaiſerlichen Pallaſtes — hier das helle Farbenſpiel der bunten Gewänder der orientaliſchen Volksmenge, die blinkenden Waffen, das Wiehern der Roſſe, das Brüllen der Büffel und Ochſen, das Glockengetön der entladenen Kameele, das Geſchrei der türkiſchen Lazaroni und armeniſchen Laſtträger, die Ordnung gebietenden und ſtiftenden Janitſcharenſtimmen, das dumpfe Summen der entfernten Haufen, und mitten drein der Donner der Kanonen, mit dem die kommenden und gehenden Schiffe ſich begrüſſen: das bunte, verſchiedenartige Geſchwirr der unzähligen Ruder von den Tauſenden von Gondeln, Tſchaiken, Schalupen, die im ſtrahlenden Sonnenglanze überall goldene

Furchen in der ſchimmernden Waſſer-Ebene bahnen, das Geplätſcher der an die Ufer anſchlagenden und von den ſchaukelnden Fahrzeugen abprallenden Wellen — — — — bis zur Betäubung wird das nimmerſatte Aug' und Ohr mit Luſt erfüllt.

Meine Phantaſie iſt üppig, wie das Land, in welchem ich athme; allein welche beſchwerliche Reiſe von der Idee zur Darſtellung, und hat man ſie vollendet — was iſt's? — Götter ſtehen vor unſerer Seele und Pygmäen ſind das Werk unſerer Hände! Darum nimm vorlieb mit dem, was ich in Zukunft wagen werde, über das Erhabene und Unvergleichliche der bosporiſchen Landſchaft zu ſagen und ſtelle dir nur allezeit vor, daß jede Beſchreibung unendlich hinter der Wahrheit und Wirklichkeit zurückbleiben müſſe. Erſt dann wirſt du dich von Stambul's Majeſtät und Prachtfülle einen etwas genugthuenden Begriff zu machen im Stande ſeyn. Eine auſſerordentliche Menge merkwürdiger Gegenſtände liegt vor mir, möchte es mir doch nur gelingen, einen kleinen Theil derſelben ganz nach Würden zu ſchildern!

Ich will mich nun näher umſehen und blicke hinter mich. Ein weiter Marktplatz öffnet ſich mir mit mannigfaltigen Gegenſtänden, einer genauern Beſchauung werth. Die Mitte des von Menſchen wimmelnden Seebaſars ziert ein ſchöner, anſehnlicher Brunnen, an welchem Marmor, Gold und Azur mit gefälliger Hand verſchwendet ſind und um wel-

ihen Müßiggang, Streben nach labender Kühlung und Bedürfniß ſtets einen großen Volkshaufen verſammelt. Mehrere Gaſſen laufen zugleich auf dieſen Punkt zuſammen und vermehren noch die Lebhaftigkeit, die durch die vielen hier anlegenden Schiffe ſchon groß genug wird. Im Hintergrund erhebt ſich Top-hana oder die Gebäude der Stückgießerei, von denen das ganze Quartier den Namen hat. Dem großen Serail gerade gegenüber bezeichnen zwei auf dem Altan eines Hauſes aufgepflanzten Kanonen die von dem Baron Tott — zuerſt eingerichtete Kanonengießerei. Man bemerkt beſonders hier ein großes langes Gebäude mit verſchiedenen Kuppeln, und die vielen auf dem Platz bis an's Ufer des Meeres aufgeſtellten Kanonen von mannigfaltigem Kaliber ohne Lafetten, bezeichnen bald dieſen Hauptort der türkiſchen Artillerie.

Die von dem jetzigen Großherrn für die Topſchi's oder Kanoniers erbauten Kaſernen liegen nicht weit von dem großen Top-hana Kay und der eben erwähnten zierlichen Fontaine die, mehr als die übrigen hieſigen Springbrunnen, nach griechiſchen Styl errichtet iſt und auf Koſten der Sultanin Mutter vor eben noch nicht gar langer Zeit neu bemalt und vergoldet ward. Die Stückgießereien ſelbſt ſollen ſehr gut ſeyn. Man ſagt, die Miſchung der Metalle wäre hier zu einer großen Vollkommenheit gebracht und die Güße würden mit Genauigkeit und Geſchwindigkeit vollführt. Indeſ-

sen will man häufig den Fehler bemerkt haben, daß gar kein Verhältniß in Ansehung der Lage beobachtet wird, wo die Orillons angebracht werden. Bei einigen sind sie wirklich so weit hinten, daß sie vorne ein allzugroßes Uebergewicht haben. Das vordere Uebergewicht muß demnach die Wirkung hervorbringen, daß die Kanonen zum Schaden der Lafetten selbst überschlagen, wodurch die Schüsse natürlicherweise sehr ungewiß werden. Das Zinn zu der Fabrik kommt meistens aus England. Die Mörser sind auch viel kürzer als die europäischen; die Türken bedienen sich derselben auf Kriegsschiffen und in den Seekastellen, wo sie auf Blöcken aufgepflanzt werden und auf solche Weise gestellt sind, daß sie immer unbeweglich stehen und horizontal mit dem Wasser treffen. Die Lafetten werden von Eichenholz sehr grob gearbeitet.

Auf dem großen Platze von Top-hana befindet sich eine lange Reihe von Kaffeehäusern, eins dicht neben dem andern, und diesen gegenüber erhebt sich die Dschamie des Kilidsch-Ali-Pascha; ein reich verziertes Gebäude, das sehr gut in's Auge fällt. Eine Menge herrlicher Früchte aller Art, besonders Zucker- und Wassermelonen, lagen hier in der schönsten Ordnung und Reinlichkeit auf dem Boden aufgeschichtet, von welchen die Absegelnden große Vorräthe mitzunehmen pflegen, und alle andere Bedürfnisse für den Magen waren in Ueberfluß in der Nähe zu haben. Die Hunde, die

hier eben so bös auf die Franken zu sprechen sind, wie aller Orten, fehlen auch nicht, und gleich links an ist der Marktplatz der Pferdeverleiher, da man sich der Reitpferde in den großen Städten der Türkei statt der Fiaker bedient.

Einen sonderbaren Eindruck macht es auf den ankommenden und hier meistens zuerst an's Land steigenden Europäer, sich von lauter Menschen umringt zu sehen, die von denen, an die er gewohnt ist, so gewaltig abstechen. Die ersten Augenblicke findet man sich gleichsam versucht, diese zufällige Verschiedenheit für wesentlich anzusehen und wenn körperliche Umrisse und Gebärden etwas Wunderbares haben, dies auf den ganzen Menschen auszudehnen; aber freilich darf diese Empfindung nicht lange währen: sie muß sich bald in ruhige Betrachtungen über die Ursachen dieser Verschiedenheit und über ihren blos relativen Werth auflösen, für welchen Vorurtheile, Gewohnheit und eingeschränkte Bekanntschaft mit der menschlichen Natur uns keinen ächten Maaßstab finden lassen. Desto größer pflegt alsdann für den Fremden gemeiniglich die Ueberraschung zu seyn, wenn er gleich darauf den Boden von Pera betritt; denn da ist auf einmal die ganze Staffirung wieder anders. Statt der düsteren, bösartigen Physiognomien und gravitätischen Gestalten, die mit träg verschränkten Beinen, ein paar hundert Schritte weiter unten, so steif und ehrbar hinter den offenen Läden ihrer Buden hoch-

ten — ſtatt der zwei oder drei in den Thoren der Häuſer hinwackelnden weiblichen Figuren, die, von Kopf bis zu Fuß eingemummet, den Laminet und Empuſen ähnlicher ſehen, als jemand anderem — und erblickt man da unſere lieben Landsmänninnen, die zierlichen Töchter der Mode in den Boutiken, und die Straßen auf und ab ſchmirren Puderbeutel und Badine, Chapeau-bas und Kapuze. Mit welcher innigen Freude man alsdann, nach einer ziemlich langen Trennung ſein theures transdanubiſches Vaterland mit allen ſeinen Liebenswürdigkeiten und Thorheiten ſo in einem beiſammen findet? Bei jeder Marchande, wo man vorbeigeht, möchte man etwas einkaufen, von jedem freundlich geſchäftigen Friſeur ſich die Haare zerzauſen laſſen, mit jedem ſchwarzen Hute Landsmannſchaft trinken. Genug, mit einemmahle iſt man wieder in der lieben Chriſtenheit, ohne daß man zu beſtimmen vermag, in welchem Theile derſelben.

So wie indeßen bei'm Menſchen leicht Alles zur Gewohnheit wird und auch die ſtärkſten Eindrücke, wenn ſie allmählig den Reiz der Neuheit verlieren, keine Wirkung mehr auf die Seele machen; ſo gehts auch mit den Europäern, wenn ſie einige Zeit in Pera gelebt haben. Nach und nach kommt es ihnen vor, daß in Allem gar nichts beſonders auffallendes ſey, alles vielmehr ſo ſeyn müſſe, wie es iſt, nach und nach lernt man, mit den Menſchen in morgenländiſchen Gewändern eben ſo umzugehen,

wie mit denen in abendländischen und endlich gar keinen Unterschied zwischen beiden zu machen.

* * *

Heute (den 26ten Februar) war ein rechtes Frühlingswetter und die Landschaft am Bosporus im wahren Feierkleide. Die immergrünenden Zypreßen erinnerten an keinen Winter und die milde Luft ließ für diese Jahrszeit nichts zu wünschen übrig. Der Olymp erschien uns in bläulichem Dufte und am westsüdlichen Himmel war Alles wie von einer Goldtinktur gefärbt. Silberwolken schwebten, wie verklärte Gestalten, theils am saphirnen Horizont umher, theils lagerten sie sich als glänzende Kronen auf die beschneiten Spitzen des erwähnten, im hehren Alterthume bereits berühmten Gebürges. Der Sonne Glanzstrahlen rötheten die blendend weiße Umsäumung, die schimmernd auf der Bergkette lag, aus der mancherlei Wäldchen und Landschaften sich üppig emporhoben. Alles lud den europäischen Stubenhocker zum Wandern in's Freie ein und, den schönen Tag benutzend, bestieg ich eine Tschaike, die durch nervigte Ruderer beflügelt, mich bald an Asien's Gestaden absetzte.

Einsam wandelte ich hier am Ufer hin — doch wie kann man das — einsam nennen? Die Gestalten der Vorwelt umschwebten mich zu Tausenden.

— Diese Hügel lehren die Geschichte der Völkerumwandlung durch stille melancholische Worte. Nichts ist mehr fast, was war. Nur die Natur bleibt dieselbe. An den kahlen, ausgewitterten Felsen stehen ihre Annalen geschrieben; auf den blühenden Fluren dieses Paradieses lese ich die Begebenheiten vergangener Tage und die Sonne der Zukunft steht über den eingesunkenen Gräbern der alten Heroen.

Die Natur hat ihre Göttlichkeit vor meinen Augen entschleiert — und ich sollte einsam seyn? — Sie steht vor den trauernden Ruinen und lächelt wie sonst: nur Leben vermag sie ihnen nicht, auf gleiche Art wie weiland, einzuhauchen: sie sollten nun einmal — so wollte es des Verhängnisses ewige Macht — bis zur ödesten Wildniß vertrauert. Hier wo griechischer Kunstsinn und römische Kraft sich vermählten, regiert jetzt der stolze Türk, der Wissenschaften und Künste verachtend, nur an Trümmern Gefallen zu finden scheint. Hier in diesen schönen Ländern unter diesem Zauberhimmel, wo einst Leben und Thätigkeit kräftig durch einander wogten, schleicht, vom osmanischen Halbmonde herbeigeführt und befördert, wie eine Auszehrung, die Entvölkerung. Wohl mir denn, daß ich der Gegenwart traurige Szenen vergessend, mich an der Betrachtung von der Zeiten glänzendem Vorgrund erholen und durch die Hoffnung einer bessern Zukunft erfreuen kann! Wohl mir, daß ich, mit Ver

Wanderung von der Natur Erhabenheit erfüllt, mit einer großen Seele in ihre Fülle hineintreten kann, ohne daß mich ein kleiner Empfindler, der mit dem Zephyr spricht und beim Gemurmel der Quelle seufzt, in der Andacht meiner Beschäftigung stört!

Weg mit den einzelnen Gruppen; des Ganzen erhabene Größe soll lebendig vor mir stehen! Mich entzückt das Einzelne nur in der Verschlingung des Ganzen, in jedem Funken ahne ich die Flamme, in jedem Tropfen das Meer, und wenn ich denn sehe, wie das Verschiedene zu Einem schönen Ganzen zusammenwirkt, wie der ewige Streit der Kräfte die ewige Ruhe nie unterbricht, wie die Unendlichkeit über dem Endlichen schwebt — dann erhebt sich mein Geist von dem ganzen All, das vor ihm da liegt, zu der unbekannten Sonne, die es hervorrief. Wahrlich so wie die Natur unter steten Revoluzionen ihren großen Gang unaufhaltbar fortschreitet, so bedarf auch der allgewaltige Genius der Menschheit mancher Erschütterungen, um sie ihrem Ziele näher zu rücken.

Doch ich vertiefe mich ja ganz in philosophisch-klingenden Betrachtungen; allein ist dies auf dem Standpunkte, worauf ich mich befinde, ein Wunder? Wo könnte die Seele auch so von der Außenwelt umfaßt werden als eben hier? Wo treten Gegenwart und Vergangenheit in solchen Kontrasten

gegen einander als hier? Konstantinopel, das noch immer so prachtvolle Konstantinopel scheint einen sterbenden geschmückten Greise gleich: man sieht die Spur vormaliger Größe und Majestät, fast verwischt von dem Prunk des Morgenlandes; aber man fürchtet den ganzen Verfall der herrlich glänzenden Gestalt, die selbst das hohe Alter nicht entstellt, weil sie zum Theil in der Natur selbst begründet ist.

Unbeschreiblich ist der gemischte Eindruck, den das jetzige Stambul auf die Seele des Beschauers macht; und nun der Gedanke an die großen, in der Welt- und Menschengeschichte ewig denkwürdigen Begebenheiten, deren Zeuge diese prächtigen Gestade waren: an des ersten christlichen Kaisers schimmernde Regierung, und den zu spät bedauerten Sturz des Throns, unter dem sein Namensgenosse begraben wurde: der Gedanke an Julian, Theodos und Justinian, ohne welche jener Thron wenig Ruhm erworben haben würde; an Rufin's und Eutropius Verschmitztheit, an Belisar's Tapferkeit und Tugend, Tribonian's Arbeitsamkeit und Kallinikus Erfindsamkeit, die Byzanz zweimal rettete, (das von ihm erfundene griechische Feuer trieb die Avaren und Türken allein zurück): der Gedanke endlich an alle die heillosen Auftritte, mit denen religiöse und politische Streitsucht den Zirkus und Pallast der Hauptstadt des Orients erfüllten, während dem sie abwechselnd von

Russen und Persern, von dem Khagan und der Khalifen Macht bedroht, von Seuchen und Kreuzfahrern heimgesucht, und endlich von dem Sohne Amurats II. unterjocht wurde!

Wen hier nicht ein grosses Gefühl ergreift, wer sich hier nicht geneigt fühlt zu ernsten Betrachtungen über die Katastrophen des Erdballs, den unhaltbaren Strom, der Sieger und Besiegte, Dummköpfe und Genie's mit sich fortreißt, und nur zuweilen des Andenkens ächter Tugend schont: wer dann — nicht ernst und feierlich gestimmt wird, der ist dieses Anblicks nicht werth, der ist nicht weit entfernt von der Indolenz und Stumpfheit der hier wohnenden und herrschenden Barbaren, die, ehedem der Schrecken unsers Welttheils, ihn jetzt vielleicht schon verlassen haben würden, hätte nicht vor einigen Jahren ein brittischer Offizier (Sir Sidney Smith) die nämliche Feste Syrien's gegen ein französisches von einem zweiten Cäsar zum Kampf und zu Eroberungen geführtes Heer vertheidigt, welche achthundert Jahre vorher eben diese Nazionen unter gemeinschaftlicher Fahne den Muselmännern entriß. (Denn bei wem ist das Andenken an den dritten berühmten Kreuzzug unter Anführung Philipp August's und Richard's Löwenherz, der einzigen Könige Frankreich's und England's, die so vereinigt waren!) Im siebenten Kreuzzuge starb Ludwig der heilige, König von Frankreich, vor Tunis; „So sagt Volt

taire, blieb ein christlicher Monarch unweit den Ruinen von Karthago (das einst, wie jetzt London, die erste Handelstadt der Welt war und mehr als achtmal hundert tausend Einwohner zählte,) indem er Muhamed's Anhänger in einem Lande bekriegte, welchen Dido Syriens und Phöniziens Götter zugeführt hatte. So ist der ewige Wechsel der Dinge auf diesem runden Erdballe und der Bosporus hat abwechselnd den altpersischen Kaisern, dem mazedonischen großen Alexander, dem berühmten Mithridates von Pontus, den Römern und Griechen gehorchen müssen, um zuletzt von asiatischen Nomadenhorden und wilden Türken unterjocht und so lange besessen zu werden, bis vielleicht von des Nordens Höhe herab eine schönere Morgenröthe ihm einen neuen Tag verkündigen wird.

Konstantinopel in den neuern Zeiten unter Osmanen, gleich Rom in den alten, unter Römern, einst ein weitleuchtender Vulkan der seine Alles vor sich niederstürzenden Lavaströme kriegerischer Unternehmungen mit einem übermüthigen Stolze über Europa, Asien und Afrika hingoß: er ist ausgebrannt; er schreckt niemand mehr, verstummt ist sein Krater. Aber was ist darum eben hier nicht Alles höchst interessant! Der klassische Boden selbst, auf dem jeder Schritt und Tritt an das hehre Alterthum erinnert und was auf ihm und über ihm ist. Diese kolossalen Trümmer der Vorzeit, die Zisternen und

Wasserleitungen unter der Erde, die zerstreuten prachtvollen Paläste der neuern Zeit, die Ueberbleibsel von Kunstwerken aus der ägyptischen, griechischen und römischen Welt, die mit Barraken gefüllten Strassen und einzelnem Hütten an manchen geräumigen Plätzen — welche sonderbare Mischung von Eindrücken gewähren sie nicht; und ist ein Ort auf der ganzen Erde, das neue Rom etwa ausgenommen, der es hierin dem neuen Konstantinopel zuvorthut? —

Einsam wandelte ich so zwar, doch das Gemüth in Gesellschaft mannigfacher Empfindungen und die Seele reich an der Eindrücke Fülle, in den Krümmungen der alten Haine, bis der Mond mit sanften Schimmer durch die Bäume dunkel blickte. Ohne Beimischung trüber Gefühle erfreuten mich die vortrefflichen Springbrunnen, die die morgenländische Wohlthätigkeit so häufig an allen Orten am Bosporus angebracht hat. In mannigfaltigen Gestalten sieht man überall aus zierlich gearbeiteten Marmorbecken und mit vergoldeten oder buntfarbigen Schnitzwerk gezierten Fontainen den Silberstaub emporsteigender und herunterstürzender Wasserstrahlen und man denkt dabei an die liebliche Kühlung, die diese in der heißen Jahrszeit gewähren müssen. Froh spazierte ich noch eine gute Weile auf dem sanften Grün der bemalten Wiesen, beschauete die azurne Decke des Himmels, die bereits

auf ihr tanzenden, aus der Tiefe des Aethers herumschimmernden Sterne und lehrte mein Ohr dem vollstimmigen Chor der Gewässer, der Luft und der Erde. Dann bestieg ich meine mit Arabesken geschmückte Gondel und begrüßte im magischen Dunkel einer morgenländischen Nacht die durch tausend, durch die Fenster und Gardinen flimmernden Lichter zauberisch fast erleuchtete hohe Frankenstadt wieder.

II.

St. Petersburg's Fabriken und Manufakturen.

St. Petersburg ist zwar die erste Handelsstadt des Reichs: denn die ganze Summe der im verflossenen Jahre 1804 aus dem Hafen derselben ausgeschifften russischen Waaren beträgt am Werth, nach der geringen Schätzung am Zoll, 29,255,333 Rubel; aber es ist nicht der vorzüglichste Sitz des verarbeitenden Fleißes, der seiner Natur nach lieber in dem Innern des Landes Wurzel faßt. Dort sind der niedrigere Preiß der Lebensmittel, eine größere weniger beschäftigte Volksmenge und die Vortheile der Lage für die Herbeischaffung der ersten Materien seinem schnellern Wachsthum förderlich. Auf der andern Seite aber ist die reiche Residenz der empfänglichste Boden für alle Verarbeitungen denen der Luxus zu Hülfe kommen muß, die des Beistandes der bildenden Künste bedürfen, oder deren Existenz

nicht ohne den Schutz und die Unterstützung der Regierung bestehen kann.

Unter den Manufakturen und Fabriken, die der Pracht und dem Luxus gewidmet sind, zeichnen sich jetzt besonders die kaiserlichen Etablissements, die Tapetenmanufaktur, die Kron-Glasfabrik oder Spiegelhütte und die Porzellainfabrik, so wie auch die Alexandrowskische Manufaktur oder kaiserliche Baumwollenspinnerei durch Größe der Anlage und Reichthum und Vollkommenheit der Produktionen so vortheilhaft aus, daß sie schon die Vergleichung mit den berühmtesten Anstalten ihrer Gattung in andern Ländern wagen dürfen. Eine fünfte, die bisherige Kron-Fayencefabrik, die leider! vergebliche Versuche machte, das englische Steingut zu verdrängen, ist vor zwei Jahren eingegangen, weil das kaiserliche Kabinet, unter welchem jetzt die Kronetablissements in Petersburg stehen, seine Rechnung bei der längern Fortdauer derselben nicht fand.

In der Gobelins oder der kaiserl. Tapetenmanufaktur, die jetzt von dem Etats-Rath und Ritter Akimor dirigirt wird und die Herrn Tupileff und Umanov zu Inspektoren hat, arbeiten gegenwärtig 133 Personen, Meisterleute und Lehrlinge mitgerechnet. Drei Meister sind bei der Hautelisse, einer bei der Basselisse, einer bei der Savonnerie, einer bei der Färberei

und einer als Maler angestellt. Die jährliche Unterhaltung dieser Manufaktur kostet 33,210 Rubel. Daß selbige von Peter dem Großen während der letzten Jahre seiner Regierung in Rußland zuerst eingeführt und zwar in Petersburg etablirt und unter der Kaiserin Elisabeth aus der Gegend der Kalinkeschen Brücke nach dem Stückhofs-Stadttheile, wo sie noch gegenwärtig befindlich ist, überführt worden ist, ist bekannt. Unter Katharina der Großen fingen sich die in dieser Manufaktur verfertigten Produkte so sehr zu vervollkommnen an, daß alle Foderungen, die die Kunst an den Künstler thun kann, schon damals größtentheils befriedigt wurden. Von Jahr zu Jahr liefert sie immer vollkommnere Arbeiten und nimmt auch Privatbestellungen an. Für den Hof wird indessen am meisten gearbeitet und, was dieser nicht braucht, verkauft.

Die Geschichte der Kron-Glas- und Spiegelfabrik ist folgende: Unter Peter dem Großen legte ein Privatmann eine Glasfabrik in der Kreisstadt Jamburg an, wo sie bis zum Jahr 1725 blieb. Alsdann führte sie selbiger nach Petersburg herüber, wo sie 1735 unter die Direktion der Krone kam. Diese verlegte sie 1755 nach dem, im Schlüsselburgischen Kreise am Ladogaischen Kanal gelegenen Dorfe Nasia und nun stand die Fabrik unter der Direktion des vormaligen kaiserlichen Baukomtoirs. Im J. 1777 ward

ſelbige nach Grundlage und mit der geſetzlichen Einrichtung der übrigen Kronfabriken dem Fürſten Potemkim dem Taurier verliehen. Damals ward hier nur ganz gewöhnliche Arbeit geliefert und es konnten auf ſelbiger nur 2 Arſchinen große Spiegel verfertigt werden. Der Fürſt gab ihr eine ganz neue Einrichtung und verbeſſerte ihre bisherige Verfaſſung. Im J. 1779 ward die Glasfabrike und 1783 die Spiegelhütte aus Naſia nach Petersburg und zwar nach Oſerki unweit des Newskiſchen Kloſters am linken Newaufer, am Schlüſſelburgſchen Wege nach der Stelle verlegt, wo ſie beide noch jetzt befindlich ſind. Nachdem der Fürſt einen bei der Fabrik Angeſtellten, um die Verfertigung einer guten Maſſe und die Fabrikeinrichtung zu erlernen, in's Ausland geſandt hatte und dieſer wieder zurückgekommen war, ward die Anzahl der Meiſterleute anſehnlich vermehrt und zur Verfertigung ſehr großer Spiegel eine große metallene Platte gemacht und nun wurden hier 7 Arſchinen lange und vier Arſchinen breite Spiegel gegoſſen. Die gewöhnlichen in der Fabrik verfertigten Spiegel ſind 5 Arſchinen 4 Werſchok*) lang und 2 Arſchinen 12 Werſchok breit. Obgleich zwar damals dieſe Anſtalt den Grad der Vollkommenheit noch nicht er-

*) Die ruſſiſche Elle heißt Arſchin. Ihre Länge beträgt 28 engliſche oder $\frac{3}{4}$ franz. Zoll. Man theilt ſie in 16 Werſchok, deren jeder alſo 1 $\frac{5}{8}$ engliſche Zoll lang iſt.

halten hatte, den ſie jetzt erreicht hat; ſo bahnte die damalige Einrichtung doch den Weg zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit, ſo daß die jetzt hieſelbſt verfertigten Spiegel den ausländiſchen an Güte und Richtigkeit nichts nachgeben. In Hinſicht der Größe übertreffen ſie alles, was in der Art im übrigen Europa verfertigt wird.

Der im Jahr 1790 gegoſſene und im großen Thronſaal im kaiſerlichen Winterpalais aufgeſtellte Spiegel hält 158 engliſche Zoll in der Länge und 87 engl. Zoll in der Breite und hatte bei ſeiner bewunderungswürdigen Größe keinen Fehler. Im J. 1800 ward ein anderer zu dem großen Thronſaal im Michailovſchen Schloß gemacht (derſelbe, der ſich jetzt in den Apartements der regierenden Kaiſerin im tauriſchen Palais befindet) und dieſer iſt 165 engl. Zoll lang und 89 engl. Zoll breit. Die Fabrik kann ſolche und ſelbſt noch größere ohne die mindeſte Beſchwerde verfertigen.

Nach dem Tode des Fürſten Potemkim kam die Fabrik im J. 1792 wieder unter die Direktion der Krone. Jetzt ſind alle Theile derſelben vervollkommnet, beſonders durch das von dem Monarchen im J. 1804 verliehene neue Reglement, ſo daß alle kryſtallene, vorzüglich geſchliffene Sachen an Weiße, Durchſichtigkeit und Beendigung der Arbeit faſt den engliſchen an die Seite geſetzt werden können. Bunte geſchliffene Sachen werden ebenfalls hier von allen Farben und zwar nach allen Abſtufungen, ganz

den natürlichen Steinen gleich, verfertigt und zu Plateaus, Vasen und andern Verzierungen gebraucht. Die Fabrik hat jetzt 8 Meisterleute, 16 Gesellen und 258 Handlanger oder Arbeiter außer den jungen Lehrlingen, die bei den verschiedenen Gewerken vertheilt sind. Den abgelebten und zur Arbeit untauglichen Arbeitsleuten und ihren Witwen sind Pensionen bestimmt, wozu von dem Gewinn der Fabrik (die sich aus ihren eignen Mitteln und aus dem was jährlich durch den Verkauf an das Publikum gewonnen wird, erhält) jährlich 3000 Rubel angewiesen sind. Der Herr Kollegienrath Kamaroff ist Inspektor des ökonomischen Theils der Glasfabrik.

Die unweit der Kron-Glasfabrik ebenfalls am Schlüsselburgischen Wege am linken Newaufer gelegene kaiserliche Porzellainfabrik ward unter Elisabeth's Regierung begründet. Sie ist nach und nach erweitert worden, hat sich allmählig vervollkommnet und liefert gegenwärtig aus Porzellain und Bisquit, Tisch-, Kaffee- und Theeservicen, Vasen und dergleichen von aller Art und von vorzüglicher Größe, die an Güte und Kunstwerth den ausländischen nichts nachgeben.

Die Meister für die chemische Bearbeitung sind sämmtlich Russen und alle erforderlichen Materialien liefert das Reich. Die Fabrik arbeitet theils für den Hof theils für den öffentlichen Verkauf in St. Petersburg, wo sie in der Newskischen Perspektive

eine eigene Niederlage hat und Bestellungen annimmt. Die Verwaltung der Fabrik theilt sich in den ökonomischen und in den fabrikmäßigen Theil oder in denjenigen, der mit den Gewerken zu thun hat. Letzterer hat zwei Unterabtheilungen: die Verfertigung der Gegenstände (Töpferei) und die Malerei. Jeder dieser Theile hat einen Inspektor zum Vorgesetzten. Die Direkzion der Fabrik steht unter dem Hrn. Hofrath Hattenberger (aus der Schweiz gebürtig), einem, besonders im chemischen Fache sehr kenntnißvollen und von der Krone sehr gut besoldeten Manne. Die Oberdirekzion dieser Fabrik sowohl als der beiden vorhin gedachten hat, wie schon oben erwähnt ist, das kaiserliche Kabinet. Die Meister und Gewerksleute gehören größtentheis unmittelbar zur Fabrik. Unter den Malern sind mehrere in der hiesigen Akademie der Künste gebildet und einige sind Ausländer. Sie werden insgesammt nach der Taxation der Gewerkinspektoren und nach dem festgesetzten Preiße jedes von ihnen gelieferten Produkts bezahlt. Von den Meisterleuten erhalten einige Besoldung.

Bei der Verfertigung der Porzellainmasse sind angestellt: Ein Meister, dessen Gehülfe und zwölf Meisterleute. Bei der Verarbeitung oder dem Modelliren Ein Inspektor, Ein Modellmeister 4 Bildhauer, 10 Graveurs, 12 Drechsler, 3 Formenschneider, 3 Schleifer oder Polirer, 4 Glasurer und 7 Kapselmacher. Bei dem Brennen der Porzellain-

Cairo, blieb ein christlicher Monarch unweit den Ruinen von Karthago (das einst, wie jetzt London, die erste Handelsstadt der Welt war, und mehr als achtmal hundert tausend Einwohner zählte,) ins dem er Muhamed's Anhänger in einem Lande bekriegte, welchem Dido Cyrene und Phönizien Götter zugeführt hatte. So ist der ewige Wechsel der Dinge auf diesem runden Erdballe und das Schicksal hat abwechselnd den altpersischen Kais ser, den mazedonischen großen Alexander, den berühmten Mithridates von Pontus, den Römern und Griechen gehorchen müssen, und zuletzt von asiatischen Nomadenhorden und wilden Türken unterjocht und so lange besessen zu werden, bis vielleicht von des Nordens Höhe herab eine schönere Morgenröthe ihm einen neuen Tag verkündigen wird.

Konstantinopel in den neuern Zeiten und Ostpanien, gleich Rom in den alten, unter Römern, einst ein weitleuchtender Vulkan der seine Alles vor sich niederstürzenden Lavaströme kriegerischer Unternehmungen mit einem übermüthigen Stolze über Europa, Asien und Afrika hingoß: er ist ausgebrannt; er schreckt niemand mehr, verstummt ist sein Krater. Aber was ist darum eben hier nicht Alles höchst interessant! Der klassische Boden selbst, auf dem jeder Schritt und Tritt an das hehre Alterthum erinnert und was auf ihm und über ihm ist. Diese kolossalen Trümmer der Vorzeit, die Ziffern und

Wasserleitungen unter der Erde, die zerstreuten prachtvollen Anlagen der neuern Zeit, die Ueberbleibsel von Kunstwerken aus der ägyptischen, griechischen und römischen Welt, die mit Baracken gefüllten Strassen und einzelnen Hütten an manchen anmuthigen Plätzen — welche sonderbare Mischung von Eindrücken gewähren sie nicht; und ist ein Ort auf der ganzen Erde, das neue Rom etwa ausgenommen, der es hierin dem neuen Konstantinopel zuvorthut? —

Einsam wandelte ich so zwar, doch das Gemüth in Gesellschaft mannigfacher Empfindungen und die Seele reich an der Eindrücke Fülle, in den Krümmungen der alten Haine, bis der Mond mit sanften Schimmer durch die Bäume dunkel blickte. Ohne Beimischung trüber Gefühle erfreuten mich die vortrefflichen Springbrunnen, die die morgenländische Wohlthätigkeit so häufig an allen Orten am Bosporus angebracht hat. In mannigfaltigen Gestalten sieht man überall aus zierlich gearbeiteten Marmorbecken und mit vergoldeten oder buntfarbigen Schnitzwerk gezierten Fontainen den Silberstaub emporsteigender und herunterstürzender Wasserstrahlen und man denkt dabei an die liebliche Kühlung, die diese in der heißen Jahrszeit gewähren müssen. Froh spazierte ich noch eine gute Weile auf dem sanften Grün der bemalten Wiesen, beschauete die azurne Decke des Himmels, die bereits

auf ihr tanzenden, aus der Tiefe des Aethers hervorschimmernden Sterne und leihte mein Ohr dem vollstimmigen Chor der Gewässer, der Luft und der Erde. Dann bestieg ich meine mit Arabesken geschmückte Gondel und begrüßte im magischen Dunkel einer morgenländischen Nacht die durch tausend, durch die Fenster und Gardinen flimmernden Lichter zauberisch fast erleuchtete hohe Frankenstadt wieder.

II.

St. Petersburg's Fabriken und Manufakturen.

St. Petersburg ist zwar die erste Handelsstadt des Reichs: denn die ganze Summe der im verflossenen Jahre 1804 aus dem Hafen derselben ausgeschifften russischen Waaren beträgt am Werth, nach der geringen Schätzung am Zoll, 29,255,333 Rubel; aber es ist nicht der vorzüglichste Sitz des verarbeitenden Fleißes, der seiner Natur nach lieber in dem Innern des Landes Wurzel faßt. Dort sind der niedrigere Preiß der Lebensmittel, eine größere wenigere beschäftigte Volksmenge und die Vortheile der Lage für die Herbeischaffung der ersten Materien seinem schnellern Wachsthum förderlich. Auf der andern Seite aber ist die reiche Residenz der empfänglichste Boden für alle Verarbeitungen denen der Luxus zu Hülfe kommen muß, die des Beistandes der bildenden Künste bedürfen, oder deren Existenz

nicht ohne den Schutz und die Unterstützung der Regierung bestehen kann.

Unter den Manufakturen und Fabriken, die der Pracht und dem Luxus gewidmet sind, zeichnen sich jetzt besonders die kaiserlichen Etablissements, die Tapetenmanufaktur, die Kron-Glasfabrik oder Spiegelhütte und die Porzellainfabrik, so wie auch die Alexandrowskische Manufaktur oder kaiserliche Baumwollenspinnerei durch Größe der Anlage und Reichthum und Vollkommenheit der Produktionen so vortheilhaft aus, daß sie schon die Vergleichung mit den berühmtesten Anstalten ihrer Gattung in andern Ländern wagen dürfen. Eine fünfte, die bisherige Kron-Fayencefabrik, die leider! vergebliche Versuche machte, das englische Steingut zu verdrängen, ist vor zwei Jahren eingegangen, weil das kaiserliche Kabinet, unter welchem jetzt die Kronetablissements in Petersburg stehen, seine Rechnung bei der längern Fortdauer derselben nicht fand.

In der Gobelins oder der kaiserl. Tapetenmanufaktur, die jetzt von dem Etats-Rath und Ritter Akimor dirigirt wird und die Herrn Tupileff und Umanov zu Inspektoren hat, arbeiten gegenwärtig 133 Personen, Meisterleute und Lehrlinge mitgerechnet. Drei Meister sind bei der Hautelisse, einer bei der Basselisse, einer bei der Savonnerie, einer bei der Färberei

und einer als Maler angestellt. Die jährliche Unterhaltung dieser Manufaktur kostet 33,210 Rubel. Daß selbige von Peter dem Großen während der letzten Jahre seiner Regierung in Rußland zuerst eingeführt und zwar in Petersburg etablirt und unter der Kaiserin Elisabeth aus der Gegend der Kalinkeschen Brücke nach dem Stückhofs-Stadttheile, wo sie noch gegenwärtig befindlich ist, überführt worden ist, ist bekannt. Unter Katharina der Großen fingen sich die in dieser Manufaktur verfertigten Produkte so sehr zu vervollkommnen an, daß alle Foderungen, die die Kunst an den Künstler thun kann, schon damals größtentheils befriedigt wurden. Von Jahr zu Jahr liefert sie immer vollkommnere Arbeiten und nimmt auch Privatbestellungen an. Für den Hof wird indessen am meisten gearbeitet und, was dieser nicht braucht, verkauft.

Die Geschichte der Kron-Glas- und Spiegelfabrik ist folgende: Unter Peter dem Großen legte ein Privatmann eine Glasfabrik in der Kreisstadt Jamburg an, wo sie bis zum Jahr 1725 blieb. Alsdann führte sie selbiger nach Petersburg herüber, wo sie 1735 unter die Direktion der Krone kam. Diese verlegte sie 1755 nach dem, im Schlüsselburgischen Kreise am Ladogaischen Kanal gelegenen Dorfe Nasia und nun stand die Fabrik unter der Direktion des vormaligen kaiserlichen Baukomtoirs. Im J. 1777 ward

ſelbige nach Grundlage und mit der geſetzlichen Einrichtung der übrigen Kronfabriken dem Fürſten Potemkim dem Taurier verliehen. Damals ward hier nur ganz gewöhnliche Arbeit geliefert und es konnten auf ſelbiger nur 2 Arſchinen große Spiegel verfertigt werden. Der Fürſt gab ihr eine ganz neue Einrichtung und verbeſſerte ihre bisherige Verfaſſung. Im J. 1779 ward die Glasfabrike und 1783 die Spiegelhütte aus Naſa nach Petersburg und zwar nach Oſerki unweit des Newskiſchen Kloſters am linken Newaufer, am Schlüſſelburgſchen Wege nach der Stelle verlegt, wo ſie beide noch jetzt befindlich ſind. Nachdem der Fürſt einen bei der Fabrik Angeſtellten, um die Verfertigung einer guten Maſſe und die Fabrikeinrichtung zu erlernen, in's Ausland geſandt hatte und dieſer wieder zurückgekommen war, ward die Anzahl der Meiſterleute anſehnlich vermehrt und zur Verfertigung ſehr großer Spiegel eine große metallene Platte gemacht und nun wurden hier 7 Arſchinen lange und vier Arſchinen breite Spiegel gegoſſen. Die gewöhnlichen in der Fabrik verfertigten Spiegel ſind 5 Arſchinen 4 Werſchok*) lang und 2 Arſchinen 12 Werſchok breit. Obgleich zwar damals dieſe Anſtalt den Grad der Vollkommenheit noch nicht er-

*) Die ruſſiſche Elle heißt Arſchin. Ihre Länge beträgt 28 engliſche oder $\frac{3}{4}$ franz. Zoll. Man theilt ſie in 16 Werſchok, deren jeder alſo 1 $\frac{5}{8}$ engliſche Zoll lang iſt.

halten hatte, den ſie jetzt erreicht hat; ſo bahnte die damalige Einrichtung doch den Weg zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit, ſo daß die jetzt hieſelbſt verfertigten Spiegel den ausländiſchen an Güte und Richtigkeit nichts nachgeben. In Hinſicht der Größe übertreffen ſie alles, was in der Art im übrigen Europa verfertigt wird.

Der im Jahr 1790 gegoſſene und im großen Thronſaal im kaiſerlichen Winterpalais aufgeſtellte Spiegel hält 158 engliſche Zoll in der Länge und 87 engl. Zoll in der Breite und hatte bei ſeiner bewunderungswürdigen Größe keinen Fehler. Im J. 1800 ward ein anderer zu dem großen Thronſaal im Michailovſchen Schloß gemacht (derſelbe, der ſich jetzt in den Apartements der regierenden Kaiſerin im tauriſchen Palais befindet) und dieſer iſt 165 engl. Zoll lang und 89 engl. Zoll breit. Die Fabrik kann ſolche und ſelbſt noch größere ohne die mindeſte Beſchwerde verfertigen.

Nach dem Tode des Fürſten Potemkim kam die Fabrik im J. 1792 wieder unter die Direktion der Krone. Jetzt ſind alle Theile derſelben vervollkommnet, beſonders durch das von dem Monarchen im J. 1804 verliehene neue Reglement, ſo daß alle kryſtallene, vorzüglich geſchliffene Sachen an Weiße, Durchſichtigkeit und Beendigung der Arbeit faſt den engliſchen an die Seite geſetzt werden können. Bunte geſchliffene Sachen werden ebenfalls hier von allen Farben und zwar nach allen Abſtufungen, ganz

den natürlichen Steinen gleich, verfertigt und zu Plateaus, Vasen und andern Verzierungen gebraucht. Die Fabrik hat jetzt 8 Meisterleute, 16 Gesellen und 258 Handlanger oder Arbeiter außer den jungen Lehrlingen, die bei den verschiedenen Gewerken vertheilt sind. Den abgelebten und zur Arbeit untauglichen Arbeitsleuten und ihren Witwen sind Pensionen bestimmt, wozu von dem Gewinn der Fabrik (die sich aus ihren eignen Mitteln und aus dem was jährlich durch den Verkauf an das Publikum gewonnen wird, erhält) jährlich 3000 Rubel angewiesen sind. Der Herr Kollegienrath Kamaroff ist Inspektor des ökonomischen Theils der Glasfabrik.

Die unweit der Kron-Glasfabrik ebenfalls am Schlüsselburgischen Wege am linken Newaufer gelegene kaiserliche Porzellainfabrik ward unter Elisabeth's Regierung begründet. Sie ist nach und nach erweitert worden, hat sich allmählig vervollkommnet und liefert gegenwärtig aus Porzellain und Bisquit, Tisch-, Kaffee- und Theeservicen, Vasen und dergleichen von aller Art und von vorzüglicher Größe, die an Güte und Kunstwerth den ausländischen nichts nachgeben.

Die Meister für die chemische Bearbeitung sind sämmtlich Russen und alle erforderlichen Materialien liefert das Reich. Die Fabrik arbeitet theils für den Hof theils für den öffentlichen Verkauf in St. Petersburg, wo sie in der Newskischen Perspektive

eine eigene Niederlage hat und Bestellungen annimmt. Die Verwaltung der Fabrik theilt sich in den ökonomischen und in den fabrikmäßigen Theil oder in denjenigen, der mit den Gewerken zu thun hat. Letzterer hat zwei Unterabtheilungen: die Verfertigung der Gegenstände (Töpferei) und die Malerei. Jeder dieser Theile hat einen Inspektor zum Vorgesetzten. Die Direkzion der Fabrik steht unter dem Hrn. Hofrath Hattenberger (aus der Schweiz gebürtig), einem, besonders im chemischen Fache sehr kenntnißvollen und von der Krone sehr gut besoldeten Mann. Die Oberdirekzion dieser Fabrik sowohl als der beiden vorhin gedachten hat, wie schon oben erwähnt ist, das kaiserliche Kabinet. Die Meister und Gewerksleute gehören größtentheis unmittelbar zur Fabrik. — Unter den Malern sind mehrere in der hiesigen Akademie der Künste gebildet und einige sind Ausländer. Sie werden insgesammt nach der Taxation der Gewerkinspektoren und nach dem festgesetzten Preise jedes von ihnen gelieferten Produkts bezahlt. Von den Meisterleuten erhalten einige Besoldung.

Bei der Verfertigung der Porzellainmasse sind angestellt: Ein Meister, dessen Gehülfe und zwölf Meisterleute. Bei der Verarbeitung oder dem Modelliren Ein Inspektor, Ein Modellmeister 4 Bildhauer, 10 Graveurs, 12 Drechsler, 3 Formenschneider, 3 Schleifer oder Polirer, 4 Glasurer und 7 Kapselmacher. Bei dem Brennen der Porzellain-

masse sind angeordnet: Ein Meister nebst 25 Untermeistern, Lehrlingen und Arbeitsleuten; für die Bereitung der Farben, Ein Meister, 2 Gehülfen und Lehrlinge und 8 Arbeitsleute; für Malerei ein Inspektor, 5 Meisterleute und 54 Maler und bei der ökonomischen Verwaltung der Fabrik, Ein Inspektor und 26 Beamte von verschiedenem Rang, die theils zum Komtoir gehören, theils als Kommissaire beim Lazareth und Militairkommando angestellt sind. Das sämmtliche Personale der bei der Porzellainfabrik jetzt angestellten Beamten beträgt folglich 183 Personen. Um noch die Zahl der Arbeiter bei der Fabrik zu vermehren, ist bei derselben eine Schule für die Kinder der Meisterleute errichtet, in welcher sie in allen zu ihrer Bestimmung nöthigen Kenntnissen Unterricht erhalten; desgleichen lernen sie auch modelliren und zeichnen. Die Anzahl dieser Schüler belauft sich jetzt auf 60. Außerdem was die Porzellainfabrik jährlich durch ihren Absatz an das Publikum gewinnt, giebt das kaiserl. Kabinet zur Unterhaltung derselben noch 15000 Rubel.

Die Baumwollspinnerei in Alexandrowsk ist zwar eine kaiserliche Manufaktur, steht aber nicht unter dem kaiserl. Kabinet, sondern unter der Direkzion des kaiserlichen Erziehungshauses. Die Entstehung derselben ist folgende: Im Jahr 1798 überreichte der polnische Exjesuit Abbé Assowsky das Projekt, in dem 10 Werst von Petersburg

hart am linken Newaufer gelegenen, vormals dem Generalprokureur und Krongroßschatzmeister Fürsten Wäsemskoi gehörigen, und von dessen Erben von der Krone gekauften Landhause Alexandrowsk eine Baumwollenspinnerei anzulegen und erboth sich den Zöglingen des kaiserlichen Erziehungshauses hierin den gehörigen Unterricht zu ertheilen. Kaiser Paul bewilligte den Vorschlag und ließ dem Abbé zur Ausführung seines Projekts 100000 Rubel aus dem Lombard vorschießen. Zu diesem Assovsky gesellte sich nachmals ein Engländer, Namens Edwards. Ersterer starb aber bald darauf und nun ward dem Engländer die Einrichtung der Anlage überlassen. Der thätigen Theilnahme der Kaiserin Mutter, die keine Kosten sparte, die dem Anscheine nach künstlichen und dabei doch so einfachen sogenannten Water's Maschinen, vermittelst welcher zugleich 60 Faden gesponnen werden und deren man sich in England zur Baumwollenspinnerei mit so vielem Vortheil bedient, welche man aber dort so geheim hält, in's Land kommen zu lassen; und Ihren klugen Maaßregeln verdankt die Manufaktur ihre baldige Existenz. Zum bessern Fortgang derselben schenkte Kaiser Paul das ebenfalls am linken Newaufer unweit Alexandrowsk an dem Wege nach Schlüsselburg gelegene ansehnliche Krondorf Groß-Ribatscha, das 16000 Rubel einträgt. Maria Feodorowna errichtete nunmehr eine Direktion, die aus

masse sind angeordnet: Ein Meister nebst 25 Untermeistern, Lehrlingen und Arbeitsleuten; für die Bereitung der Farben, Ein Meister, 2 Gehülfen und Lehrlinge und 8 Arbeitsleute; für Malerei ein Inspektor, 5 Meisterleute und 54 Maler und bei der ökonomischen Verwaltung der Fabrik, Ein Inspektor und 26 Beamte von verschiedenem Rang, die theils zum Komtoir gehören, theils als Kommissaire beim Lazareth und Militairkommando angestellt sind. Das sämmtliche Personale der bei der Porzellainfabrik jetzt angestellten Beamten beträgt folglich 183 Personen. Um noch die Zahl der Arbeiter bei der Fabrik zu vermehren, ist bei derselben eine Schule für die Kinder der Meisterleute errichtet, in welcher sie in allen zu ihrer Bestimmung nöthigen Kenntnissen Unterricht erhalten; desgleichen lernen sie auch modelliren und zeichnen. Die Anzahl dieser Schüler belauft sich jetzt auf 60. Außerdem was die Porzellainfabrik jährlich durch ihren Absatz an das Publikum gewinnt; giebt das kaiserl. Kabinet zur Unterhaltung derselben noch 15000 Rubel.

Die Baumwollspinnerei in Alexandrowsk ist zwar eine kaiserliche Manufaktur, steht aber nicht unter dem kaiserl. Kabinet, sondern unter der Direkzion des kaiserlichen Erziehungshauses. Die Entstehung derselben ist folgende: Im Jahr 1798 überreichte der polnische Exjesuit Abbé Assovsky das Projekt, in dem 10 Werst von Petersburg

hart am linken Newaufer gelegenen, vormals dem Generalprokureur und Krongroßschatzmeister Fürsten Wäsemskoi gehörigen, und von dessen Erben von der Krone gekauften Landhause Alexandrowsk eine Baumwollenspinnerei anzulegen und erboth sich den Zöglingen des kaiserlichen Erziehungshauses hierin den gehörigen Unterricht zu ertheilen. Kaiser Paul bewilligte den Vorschlag und ließ dem Abbé zur Ausführung seines Projekts 100000 Rubel aus dem Lombard vorschießen. Zu diesem Assovsky gesellte sich nachmals ein Engländer, Namens Edwards. Ersterer starb aber bald darauf und nun ward dem Engländer die Einrichtung der Anlage überlassen. Der thätigen Theilnahme der Kaiserin Mutter, die keine Kosten sparte, die dem Anscheine nach künstlichen und dabei doch so einfachen sogenannten Water's Maschinen, vermittelst welcher zugleich 60 Faden gesponnen werden und deren man sich in England zur Baumwollenspinnerei mit so vielem Vortheil bedient, welche man aber dort so geheim hält, in's Land kommen zu lassen; und Ihren klugen Maaßregeln verdankt die Manufaktur ihre baldige Existenz. Zum bessern Fortgang derselben schenkte Kaiser Paul das ebenfalls am linken Newaufer unweit Alexandrowsk an dem Wege nach Schlüsselburg gelegene ansehnliche Krondorf Groß-Ribatscha, das 16000 Rubel einträgt. Maria Feodorowna errichtete nunmehr eine Direktion, die aus

dem Fürſten Wäſemskoi, einem Mitgliede des Konſeils des St. Petersburgiſchen Erziehungshauſes und den Kaufleuten Baron Rogowikoff, Livio und Tſchetkin beſtand. Das ganze Werk ward hierauf vergrößert und 120 Water's wurden für die Manufaktur beſtimmt. Jedes dieſer Water's ſoll jährlich 110 Pfund Baumwolle ſpinnen.

Im Sommer 1800 war alles vollendet und die Kaiſerin ſetzte Prämien darauf, die Maſchinen ebenfalls auf Zwirn- und Wollſpinnerei anwendbar zu machen. Ein Franzos, Namens Beaudebard unternahm es, durch einen ganz einfachen Mechanismus das ganze Maſchinenwerk durch alle drei Stockwerke des Gebäudes in Bewegung zu ſetzen. Dieſes geſchah vermittelſt eines großen 2½ Faden im Durchſchnitt habenden und in die Newa halbgeſenkten Rades mit zwei ſich abwechſelnd öffnenden Schleuſſen; es wurde durch den Lauf des Waſſers in horizontaler Richtung getrieben und erhielt vermöge eines Kammrades die Water's in beſtändiger Bewegung; acht Pferde unterſtützten und vermehrten noch die Kraft des Räderwerks. Weil aber die ſtärkſte Kraft des Waſſerſtroms zum Umlauf des Rades nöthig war, und dieſes deswegen faſt in der Mitte des Fluſſes angebracht werden mußte, ſo konnte unerachtet aller gnugſam getroffenen Maasregeln dennoch die Zerſtörung des Waſſerrades durch den Eisgang im Frühjahr nicht verhindert werden, und im März 1802 ward daſſelbe durch die

Gewalt des losbrechenden Eises und die Schnelligkeit des Stroms aus seinen Angeln gerissen, und die Maschine fortgetrieben. Dieses machte indessen die Kaiserin nicht muthlos. Sie ertheilte bald darauf dem Olonetzschen Kaufmann Koschkin die Erlaubniß, mit seinem neuerfundenen Wasserrade bei Alexandrowsk einen Versuch zu machen, der nachmals der Erwartung glücklich entsprach. Koschkin versenkte sein großes Rad mit 12 Flügeln in die Newa, deren schneller Lauf, indem man hier den Fluß ein wenig gedämmt hat, ein anderes großes Rad über dem Wasser, vermittelst des in den Fluß gesenkten und sich drehenden Wasserrades, in Bewegung erhält, wodurch die Water's in gleichförmige beständige Wirksamkeit gesetzt werden. Dieses ganze Maschinenwerk ist in einem absichtlich hierzu erbauten großen Fahrzeuge angelegt, das bei dem Eisgange im Frühling und Herbst in einen Kanal am Ufer geleitet und auf diese Weise vor aller Beschädigung gesichert werden kann. Ist die Gefahr vorüber, so wird die Maschine, die von großer Wirkung ist, wieder an ihre alte Stelle hingesetzt; weil aber durch die beständige Abwechselung des Zu- und Abnehmens des Flusses das Wasserrad nicht immer in einer gleichförmigen Bewegung ist, so wird der Mechanismus noch durch ein, von Pferden in Umlauf gesetztes, Triebwerk unterstützt.

Außer den 597 Zöglingen des St. Petersburgischen Erziehungshauses, befinden sich in Alexan-

drowsk gegenwärtig über 900 Arbeiter, ſo daß man die Anzahl aller daſelbſt in der Manufaktur arbeitenden Subjekte auf 1500 Perſonen rechnen kann. Die weiblichen Zöglinge ſind von den männlichen abgeſondert und bewohnen unter der Direkzion einer verwittweten Majorin ein, nahe bei Alexandrowsk gelegenes, dem Fürſten Alexei Borisſowitſch Kurákin gehörig geweſenes Landhaus. Unter den übrigen dortigen Arbeitern giebt es mehrere deshalb verſchriebene Ausländer; einige derſelben ſind Handwerker, als Tiſchler, Schmiede und Inſtrumentenmacher. Der bei weitem größere Theil der Arbeiter aber ſind Ruſſen und zwar Invaliden aus den kaiſerlichen Garden. Dieſe melden ſich freiwillig zu dieſem Etabliſſement und werden für ihre Arbeit beſonders bezahlt. Gleich andern Invaliden genieſſen ſie übrigens daſelbſt die verdiente Ruhe und werden nur zu leichten Arbeiten für die Manufaktur nach ihren Kräften und Fähigkeiten gebraucht. Man pflegt ſie noch vor dem Verlaufstermin ihrer beſtimmten Dienſtjahre dahin zu verſetzen, um etwas rüſtige und nicht ganz abgelebte Menſchen zu haben; auch wird in Anſehung ihrer Führung eine ſtrenge Auswahl getroffen. Sie wohnen daſelbſt in einem großen im Viereck gebauten und ſeit drei Jahren aufgeführten ſteinernen Gebäude. Außer den Invaliden ſind annoch hundert unverheirathete Rekruten an die Manufaktur abgegeben. Dieſe erhalten den Lohn und die Beköſtigung, als wenn ſie in

Dienſten wären und ihr dortiger Aufenthalt wird als Dienſtzeit berechnet. Man ſieht es gern, wenn ſich die weiblichen Zöglinge des Erziehungshauſes ſowohl mit den Zöglingen als auch mit den Invaliden oder Rekruten nach ihrer freien Wahl verheirathen; ihre Haushaltung wird alsdann auf Koſten der Manufaktur eingerichtet. Die Abſicht geht dahin, auf dieſe Weiſe eine Art von Kolonie zu bilden. Für die Invaliden iſt ein eignes Hoſpital für 1000 Mann gebaut, zu welchem 800000 Rubel aſſignirt ſind. Die vielen ſteinernen Gebäude in Alexandrowsk geben demſelben das Anſehen eines kleinen Fleckens.

Vormals hatte die Aufſicht über das ganze Weſen und die daſelbſt verfertigte Arbeit der Hofrath Ritter Luitprandi, ein Turiner. Dieſer hatte dort eine freie ſehr hübſche Wohnung und 2000 Rubel jährliches Gehalt. Der Oberdirektor der Anſtalt war der Geheime Rath, Kammerherr und Ritter Sergei Sergeiitſch Lanskoi. Beide haben vor kurzem ihre Stellen niedergelegt; erſtere wird nunmehr von dem Kollegien-Aſſeſſor Tſchetkin und letztere von dem Mitglied des Konſeils des St. Petersburgiſchen Erziehungshauſes, dem Geheimen Rath Teplov bekleidet. Die übrigen Mitglieder bei der Manufaktur ſind jetzt die Kaufleute Livio, Groten und Roſtovzov.

Der Hauptgegenſtand der Manufaktur iſt die Baumwollſpinnerei; übrigens wird aber auch die dort geſponnene Baumwolle verwebt und alles dar-

aus verfertigt, was ſich nur aus dieſem Material machen läßt, als Mitkal, Piks, Lanevas, Baſin u. ſ. w. Man ermangelt nicht, daſelbſt alles bis zur gröſten Vollkommenheit bringen zu laſſen und jedes Subjekt, das ſich zur Vervollkommnung dieſer Arbeiten in Alexandrowsk meldet und das leiſtet, was es verſpricht, wird belohnt und gut bezahlt, ſo daß man in wenigen Jahren mit den vorzüglichſten Produkten dieſer Gattung von Waaren und dem Auslande zu wetteifern, und ſie um vieles wolfeiler als dieſes zu liefern hofft. Zur Erzielung dieſes Zwecks werden keine Koſten geſpart.

Außerdem giebt es noch in Alexandrowsk eine vollkommen eingerichtete Strumpfmanufaktur. Auf 25 Strumpfwirkerſtühlen werden daſelbſt ſeidene, baumwollene und zwirnene Strümpfe verfertigt und man iſt mit dieſer Arbeit ſchon bis zu einer großen Vollkommenheit gekommen.

Zum Verkauf aller in der Alexandrowskiſchen Manufaktur verfertigten Waaren iſt zur Niederlage dieſer Artikel in dem St. Petersburgiſchen Erziehungshauſe ein eigenes Magazin eingerichtet. Links iſt daſelbſt das Waarenlager und rechts das Kontoir, in welchem die obenbenannten Mitglieder der Alexandrowskiſchen Manufaktur ihre Zuſammenkünfte halten. Zur Deckung des, bei einer jeden ſo großen Einrichtung anfänglich erwachſenden gepingen Vortheils im Handelsverkehr hat das Lombard der Manufaktur ein Kapital von 600000 Rub

bel zugestanden. Der beispiellosen Betriebsamkeit der Kaiserin-Mutter und deren weisen Vorschlägen zur Verbesserung und zum Emporbringen der Manufaktur, diesen vortheilhaften von Maria Feodorowna gemachten und von dem Monarchen bewilligten und bestätigten Vorschlägen verdankt dieselbe ihren Flor und der Staat eine Pflanzschule für künftige, in seinem Schooße gebildete Manufakturisten.

Außer diesen vier kaiserlichen großen Manufakturen und Fabriken befinden sich jetzt in der Residenz und in dem St. Petersburgischen Gouvernement, zu folge eines vor mir liegenden sehr authentischen Verzeichnisses, (das Einsender der freundschaftlichen Gefälligkeit Sr. Exzellenz, des Hrn. Geheimen Raths und Ritters von Hablitzl, des rühmlichst bekannten Chefs der ersten Expedizion (der Reichs-Oekonomieexpedizion) des Departements des Innern, so wie die Nachrichten über die drei unter dem kaiserlichen Kabinet stehenden Fabriken der gefälligen Mittheilung Sr. Exzellenz des Hrn. wirkl. Geheimen Raths, Kammerherrn und Ritters von Guriev, Präsidenten des kaiserl. Kabinets, verdankt,) überhaupt 58 Fabriken, welche Privatpersonen gehören. Es wird zwar nach den in der dem Minister des Innern untergeordneten Reichs-Oekonomieexpedizion, in welche außer den Sachen in Hinsicht des Feldbaues, der Ansiedelung und der Salzversorgung, auch die der Manu-

fakturen und Fabriken gehören, vorhandenen Nachrichten über die Fabriken, eine größere Anzahl als 58 gerechnet; allein da man schon seit langer Zeit keine weitere Rapporte von selbigen erhalten hat, so läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, ob sie noch existiren.

Die jetzt vorhandenen sind folgende: 4 Schreibpapierfabriken. Mit diesen mache ich den Anfang weil sich unter selbigen die älteste hiesige Fabrik, eine im Sophiischen Kreise in J. 1720 etablirte Schreibpapierfabrik befindet. Es ist notorisch bekannt, daß man in keinem Lande zu gerichtlichen Gesuchen und Angelegenheiten mehr Papier verbraucht als in Rußland. Diese oftmals unnütze Papierverschwendung und das ewige Schriftenwechseln muß wahrscheinlich eine alte Nazionalsitte seyn. Ferner

13 Tuchfabriken, von denen die mehrsten 10, andere nur 5 Räder haben.

11 Lederfabriken, von denen die größte 350 und die kleinste 24 Kufen hat.

6 Glasfabriken, wovon fünf mit 2 Oefen und eine mit Einem Ofen.

4 Baumwollen-Zeug-Manufakturen, von denen die größte 10 und die kleinste 5 Stühle hat.

3 Hutfabriken, wovon eine 24, die andere 16 und die dritte im Jahr 1787 angelegte nur 6 Formen hat.

1 Zitzfabrik, die Limannsche in Schlüsselburg.

1 Seidenfabrik der Kaufleute Jakowlev und Milov in Petersburg, mit 12 Stühlen.

2 Zuckersiedereien, jede mit 4 Kesseln.

3 Puder-, Stärke-, Seife- und Lichtfabriken.

1 Farben-, 1 Lakier-, 1 Tabaks-, 1 Pfeifen- und 1 Potaschfabrik.

2 Guß-Eisen- und Stahlfabriken und 3 Gold- und Silberfabriken.

Endlich verdient noch die am ersten Mai 1804 auf der Petersburgischen Seite an der großen Newka unweit der Samsonskischen Brücke angelegte Vitriol-Oel-Fabrik eine etwas umständliche Erörterung. Zur Erbauung und Einrichtung derselben streckte, nach erhaltener obrigkeitlichen Erlaubniß, der Unternehmer derselben, Hr. Karl Heinrich Petersen, ein bemittelter Privatmann, seinem Associe, Hrn. Friedrich Bauer, einem ausgelernten, geschickten und unter des berühmten französischen Chemikers Lavoisier Leitung in Paris gebildeten Apotheker, der der Angeber der ganzen Fabrikeinrichtung ist, 25000 Rubel vor. Da diese die erste in Rußland errichtete Fabrik von dieser Art ist, so möchte vielleicht für manchen Leser folgende kurze Beschreibung einiges Interesse haben: Das Innere der Fabrik ist nach den neuern, von Choptal gemachten Vorschlägen eingerichtet. Sie

besteht aus vier großen Bleikammern (chambres concentratoires) und zwei Galeerenöfen, auf welchen Sandkapellen angebracht sind, in welchen die Retorten gelegt werden. Hr. Bauer, nebst einem Meister und fünf Arbeitern, betreiben hier jetzt die Arbeit oder die Verfertigung des Vitriolöls (acidum sulphuricum), welches durch folgende Prozedur entsteht: 42 Pfund Schwefel werden mit 4 Pfund Salpeter gemischt in den Schwefelofen gelegt, dessen Boden aus einem einzigen Granitblock besteht; hierauf wird die gemischte Masse angezündet und der Ofen verwacht. Das sich entwickelnde Schwefelgas geht durch verschiedene, aus dem Ofen nach den Bleikammern gehende Röhren in die Bleikammern. Es säuert sich schon zum Theil mit dem Sauerstoffe (gas hydrogenium) des Salpeters, nachher aber noch mehr mit dem Sauerstoffe der Atmosphäre; durch andere, an den Bleikammern angebrachte Röhren werden Wasserdämpfe hineingetrieben, die sich mit den Schwefeldämpfen verbinden, selbige zu Boden drücken und verdünnte Vitriolsäure bilden. Diese wird alsdann auf den Galeerenöfen in Retorten konzentrirt. Besagte Fabrik liefert jetzt jährlich 5000 Pud Vitriol-Oel.

III.

Wiederherstellung der Schulanstalt bei der St. Katharinenkirche auf Wasili-Ostrov in St. Petersburg.

Die bei der St. Katharinenkirche in frühern Zeiten existirende Kirchenschule war im Jahr 1756., wegen daß damals ereignenden widrigen Umstände, und besonders wegen des großen Kostenaufwandes, den sich die Kirche verursacht hatte, eingegangen. Kaum hatte der jetzige Prediger an gedachter Kirche, der Konsistorialrath Busse, sein Amt angetreten, so war er darauf bedacht, für die Jugend beederlei Geschlechts in Wasili-Ostrov und zwar auf einen Fuß, welcher den Bedürfnissen des Orts und der Lage entspräche und zugleich die Aussicht eröffnete, daß die Kirche nach der ersten Auslage zur Einrichtung derselben, weiter nichts zu selbiger beizutragen genöthigt seyn möchte, eine Schule einzurichten, in welcher die Jugend in den Anfangsgründen der

deutſchen, ruſſiſchen und franzöſiſchen Sprache unterrichtet werden könne.

Dieſe ſeine Wünſche trug er dem Kirchen-Konvente in mehrern Sitzungen des Jahres 1800 vor. Das alte verfallene hölzerne Kirchenhaus in der zweiten Linie, wurde hierauf abgetragen und auf derſelben Stelle zu einem neuen ſteinernen, drei Stock hohen Gebäude am 17ten Mai 1801 der Grundſtein gelegt. Gegen das Ende des folgenden Jahrs war es in einem völlig bewohnbaren Stande. Zur Beſtreitung der Koſten hatte die Kirche theils ihr eigenes vorräthiges Kapital von etwa 10000 Rubeln verwendet, theils war ſie von dem erhabenen Kaiſerhaus mit 3400 Rubeln und durch ein glückliches Ereigniß von dem Hrn. Julius Angerſtein zu London mit 2000 Rubeln unterſtützt worden. Der ganze Bau aber und die Anſchaffung der erſten Schulbedürfniſſe von Bänken, Tiſchen, Schränken, Tafeln u. ſ. w. kam auf 22000 Rubel zu ſtehen, ſo daß ſich der Konvent genöthigt ſah, während des Baues mehrere Kapitalien auf Zinſen zu 5 Prozent aufzunehmen, die der Kirche dann eine Schuldenlaſt von etwa 15000 Rubeln zugezogen haben. Doch dafür hat dieſelbe jetzt ein ſchönes ſteinernes Haus von drei Stockwerken, einen Flügel von Stein mit den nöthigen Hofgebäuden zur Stellung und Wagenremiſen. Die obere Etage von 12 Zimmern wird von dem Prediger bewohnt und die untere von 7 Zimmern und einem Saal von ſinf

Fenſtern dient zur Schulanſtalt. Das Kellergeſchoß wird größtentheils vermiethet und bringt der Kirche eine jährliche Revenue von 425 Rubeln ein.

Nach Erhaltung der allerhöchſt Kaiſerlichen Erlaubniß zur Wiedereröffnung der St. Katharinenſchule ward ſelbige durch die Annahme der ſich bis dahin gemeldeten 41 Kinder am 16ten Februar 1803 durch den Prediger der St. Katharinen-Kirche eröffnet, der auch die Aufſicht über ſelbige übernommen hat. Nach und nach vermehrte ſich die Anzahl der Schüler und Schülerinnen und gegen das Ende des Jahrs 1803 belief ſich dieſelbe auf 137, am Ende des J. 1804 aber auf faſt 200.

Jedes Kind zahlt 5 Rubel monatliches Schulgeld. Nach dem Konventsſitzungen vom 5ten Januar und 2ten Februar 1803 iſt beſtimmt, daß ſich die Anzahl der anzunehmenden Freiſchüler nach der Zahl der Bezahlenden richten ſolle, ſo daß nämlich, wenn die beſtimmte Anzahl von 180 Schülern vollzählig ſeyn würde, die Kirche 600 Rubel für zehn Freiſchüler zahlen wolle. Für das erlegte Schulgeld werden auch die beſtimmten Schulbedürfniſſe aus der Schulkaſſe beſtritten und den Kindern gegeben. Sechszehn Lehrer und Lehrerinnen, die ein ſehr gutes Gehalt und von welchen einige freie Wohnung im Kirchenhauſe haben, ertheilen den Schülern und Schülerinnen dieſer Schule Unterricht.

Die Schüler ſelbſt ſind in vier Klaſſen getheilt

und werden, außer in den Sprachen und denen Kallegraphie, in der Religion, in der Geographie und Geschichte, im Rechnen und Zeichnen unterrichtet. Die Schülerinnen, die in 3 Klassen getheilt sind, erhalten, außer in den benannten Sachen, auch Unterricht im Nähen und Stricken. Statt des Cursus der ganzen Geschichte, wird neue Geschichte als Lehrung im Styl gelehrt. Der Unterricht im Tanzen wird mit 5 Rubeln quartaliter außerdem bezahlt. Wegen Enge des Platzes soll noch ein neuer Flügel angebaut und so diese heilsame Anstalt vergrößert werden.

IV.

Einige Data, die immer mehr steigende Theurung von St. Petersburg betreffend.

Mit dem jährlichen Zuwachs von Bevölkerung hat natürlich die Theurung in Rußland's neuer Residenz verhältnißmäßig zugenommen, besonders hat sie sich aber in dem letzten Dezennium sehr vergrößert. Wenn Adam Smith mit Recht behauptet, daß in allen Ländern, die sich dem Reichthum nähern, die Theurung unumgänglich seyn so muß sich Petersburg und ganz besonders seit den letzten zehn bis vierzehn Jahren immer mehr dem Reichthum genähert haben. Eine Familie, die vor diesem Zeitpunkt z. B. im J. 1794 mit 2950 Rubeln (S. Gemälde von Petersb. v. Heinr. Storch. Th. II. S. 408) sehr anständig leben konnte, braucht jetzt wenigstens doppelt so viel, um mit eben dem oder vielleicht gar niederm Anstande hier zu leben. Vorzüglich ist der Preis der Quar-

tiere unterdeß unverhältnißmäßig gestiegen. Unerachtet beständig gebaut wird (man zählt in den beiden letzten Jahren gegen tausend neue Häuser); so fällt der Miethpreis für Wohnungen nicht, weil der Luxus jährlich zugleich mit steigt und alles jetzt groß, bequem und elegant wohnen will.

Die Preise der Lebensmittel und gemeinen Bedürfnisse waren hier noch, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, gegen die Preise in andern europäischen Residenzen sehr geringe. Von manchem Artikel ist der Preis seitdem zehnfach und drüber gestiegen. Der Vergleichung wegen will ich in folgender Tabelle die Preise der gangbarsten Lebensmittel und Bedürfnisse, so viel es sich thun läßt, von den Jahren 1770, 1790 (S. Georgi's Versuch eine Beschr. v. St. Petersb. B. II. S. 352) und 1804 neben einander hinstellen.

Es kostete	1770.		1790.		1804.	
	Rub.	Kop.	Rub.	Kop.	Rub.	Kop.
1 Kul oder 9 Pud Roggenmehl .	3	20	6	40	8	80
1 Pud gebeutelt Waizenmehl .	1	—	2	30	2	40
Das Tschetwert — — Gerste .	—	—	—	—	6	50
— — Roggen .	—	—	—	—	7	75
— — Waizen .	—	—	—	—	11	50
— — Erbsen .	—	—	—	—	13	—
— — Malz .	—	—	—	—	8	—
— — Haser .	1	20	3	50	5	50
Ein Pud Mannagrütze . . .	—	60	—	80	3	20
Ein Tscherwert Hafergrütze .	—	—	—	—	11	50

Es koſtete	1770.		1790.		1804.	
	Rub.	Kop.	Rub.	Kop.	Rub.	Kop.
Ein Tſchetwert Buchweizengrütze	—	—	—	—	12	—
Ein Pfund Rindfleiſch	—	3	—	8	—	10
Das beſte Kalb	—	—	—	—	25	—
Ein gewöhnliches Kalb	1	60	3	—	10	—
Ein Schaaf	1	—	2	60	4	80
Ein Pud Butter	2	80	8	—	13	—
Honig von der beſten Art 1 Pud	—	—	—	—	16	—
Ein Pud geſottenes Oel	—	—	—	—	9	50
Ein Pud geſottenes Hanföl	—	—	—	—	4	40
Ein Faden Birkenholz	1	10	2	60	5	50
Ein Pud Heu	—	10	—	40	—	50
Ein Bund Stroh	—	—	—	—	—	25

	Rub.	Kop.
Ein friſcher Stör koſtet jetzt	11	—
Ein friſcher Weißfiſch	8	80
Ein getrockneter Stockfiſch	3	85
Ein großer Lachs	6	60
Ein kleiner —	5	50
Das Pud friſcher Kaviar	40	—
Gepreßter Kaviar von der erſten Art	10	12
— — — — zweiten Art	7	92

So lautet es zwar in der vor mir liegenden für den Dezember-Monat 1804 feſtgeſetzten Preistaxe; doch dieſe kann feſten und wird auch nicht, ſo ſehr die Regierung auch durch Konkurrenz für einen geringen Marktpreis ſorgt, von den Fleiſch- Fiſch-

tiere unterdeß unverhältnißmäßig gestiegen. Unerachtet beständig gebaut wird (man zählt in den beiden letzten Jahren gegen tausend neue Häuser); so fällt der Miethpreis für Wohnungen nicht, weil der Luxus jährlich zugleich mit steigt und alles jetzt groß, bequem und elegant wohnen will.

Die Preise der Lebensmittel und gemeinen Bedürfnisse waren hier noch, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, gegen die Preise in andern europäischen Residenzen sehr geringe. Von manchem Artikel ist der Preis seitdem zehnfach und drüber gestiegen. Der Vergleichung wegen will ich in folgender Tabelle die Preise der gangbarsten Lebensmittel und Bedürfnisse, so viel es sich thun läßt, von den Jahren 1770, 1790 (S. Georgi's Versuch eine Beschr. v. St. Petersb. B. II. S. 352) und 1804 neben einander hinstellen.

Es kostete	1770.		1790.		1804.	
	Rub.	Kop.	Rub.	Kop.	Rub.	Kop.
1 Kul oder 9 Pud Roggenmehl	3	20	6	40	8	80
1 Pud gebeutelt Waizenmehl	1	—	2	30	2	40
Das Tschetwert — — Gerste	—	—	—	—	6	50
— — — Roggen	—	—	—	—	7	75
— — — Waizen	—	—	—	—	11	50
— — — Erbsen	—	—	—	—	13	—
— — — Malz	—	—	—	—	8	—
— — — Hafer	1	20	3	50	5	50
Ein Pud Mannagrütze	—	60	—	80	3	20
Ein Tschetwert Hafergrütze	—	—	—	—	11	50

Es koſtete	1770.		1790.		1804.	
	Rub.	Kop.	Rub.	Kop.	Rub.	Kop.
Ein Tſchetwert Buchweizengrütze	—	—	—	—	12	—
Ein Pfund Rindfleiſch	—	3	—	8	—	10
Das beſte Kalb	—	—	—	—	25	—
Ein gewöhnliches Kalb	1	60	3	—	10	—
Ein Schaaf	1	—	2	60	4	80
Ein Pud Butter	2	80	8	—	13	—
Honig von der beſten Art 1 Pud	—	—	—	—	16	—
Ein Pud geſottenes Oel	—	—	—	—	9	50
Ein Pud geſottenes Hanföl	—	—	—	—	4	40
Ein Faden Birkenholz	1	10	2	60	5	50
Ein Pud Heu	—	10	—	40	—	50
Ein Bund Stroh	—	—	—	—	—	25

	Rub.	Kop.
Ein friſcher Stör koſtet jetzt	11	—
Ein friſcher Weißfiſch	8	80
Ein getrockneter Stockfiſch	3	85
Ein groſſer Lachs	6	60
Ein kleiner —	5	50
Das Pud friſcher Kaviar	40	—
Gepreßter Kaviar von der erſten Art	10	12
— — — — zweiten Art	7	92

So lautet es zwar in der vor mir liegenden für den Dezember-Monat 1804 feſtgeſetzten Preistaxe; doch dieſe kann feſten und wird auch nicht, ſo ſehr die Regierung auch durch Konkurrenz für einen geringen Marktpreis ſorgt, von den Fleiſch- Fiſch-

Mehl-, Butterverkäufern u. s. w. [illegible] Es gilt z. B. das Kul oder 9 Pud Roggenmehl gewöhnlich 10 Rubel, das Pud Waizenmehl 2 Rub. 80 Kop. das Pfund Rindfleisch 12 - 14 Kop. u. s. w.

Bei manchen Ständen und besonders bei denen die blos von ihrem Gehalte leben, übersteigt die Theurung, selbst bei der strengsten Sparsamkeit im Innern, im Ganzen die Kräfte der Individuen und es ist unbegreiflich, wie bei manchem Schreiber in den Gerichtsbehörden, der nur 180 — 200 Rubel jährliches Gehalt hat und dafür sich mit Frau und Kindern unterhalten muß, nicht alle Moralität zu Schanden wird. Zwischen den, fast bei allen hiesigen Behörden Dienenden, bestimmten Gehalten und der gegenwärtigen Theurung ist durchaus kein Verhältniß, obgleich, welches hier bemerkt zu werden verdient, die unter der jetzigen Regierung kreirten Beamten gut besoldet und die Gehalten mehrerer Dienenden, bei Behörden, deren Chefs darum nachgesucht und Vorstellungen darüber gemacht haben, vermehrt worden sind. Bei dem Militair erfolgte die erste allgemeine Gagenerhöhung im Jahr 1764, eine zweite im Jahr 1786; 1795. wurden die Gagen der Oberoffiziere erhöht, im J. 1798 erfolgte bei der ganzen Armee eine Gehaltserhöhung, und 1801 wurden die Gagen der Staats-Ober- und Subalternoffiziere erhöht.

V.

Große Feierlichkeiten bei dem Beschneidungsfeste eines osmanischen Prinzen von Geblüth.

Die Festivitäten, wodurch ein türkischer Sultans-Sohn zum Muselmann gestempelt wird, sind, so merkwürdig sie auch seyn mögen, doch noch wenig unter uns bekannt; wir werden darum in diesen Blättern eine ziemlich vollständige Schilderung derselben unsern Lesern mitzutheilen suchen. Solche Zeremonien pflegen in allen Ländern und vorzüglich dem Charakter des Orients gemäß, stets unter gleichen Umständen dieselben zu seyn und zu bleiben, und daher mag es uns erlaubt seyn, zu der Regierungsgeschichte Amurat's herunterzusteigen und dem feierlichen Beschneidungsakt seines Sohns Muhamed beizuwohnen, da Sultan Selim, der gegenwärtige Herrscher der Osmanen, bei seiner Kinderlosigkeit nie Gelegenheit gehabt hat, ein sol-

ches großes Freudenfest dieser Art veranstalten zu lassen.

Hat der Prinz die Jahre erreicht, in welchen er nach muselmännischen Gesetzen beschnitten werden muß; so zeigt der Kislar-Aga, als Oberchef des Kaiserlichen Harems, in einer feierlichen Prozession, umgeben von den vornehmsten Schwarzen in prunkenden Zeremonien-Kleidern, dem Großherrn diese freudige Begebenheit an, und erhält dafür sogleich nebst seiner ganzen Begleitung ansehnliche Geschenke. Der Sultan kündigt zugleich den Oberverschnittenen einen feierlichen Besuch im Harem an, um die Zeit der Festtage zu bestimmen. Alles wird nun hier zu seinem Empfang vorbereitet, die Basche-Kadunen und Odaliken, alle Frauenzimmer des Pallastes werfen sich in goldene und silberne Gewänder, die Schwarzen prangen in Seide und Brokat, die Sultane Hasseki aber, die Mutter des Prinzen, strahlt gewöhnlich in einem mit Edelsteinen und Perlen gestickten Goldstoffe, das Haupt mit Blumenkränzen umwunden. Der junge Prinz, mit einer hohen Feder von Brillanten auf dem Turban, schimmert nicht minder von des Goldes und Silbers reichem Glanze.

Die Zimmer des Harems werden schnell von den Eunuchen mit allerhand kostbaren Zierrathen geschmückt, in den Gärten hat man Triumphbogen von Blumen aufgerichtet, die Sklavinnen ergreifen die Instrumente, um durch eine helltönende

Musik Fröhlichkeit in alle Herzen zu zaubern: die schwarzen Musiker erfüllen die Räume des innern Pallastes mit freudigen Stanzen. Alles nimmt den Charakter der Munterkeit und Heiterkeit an und Neid und Eifersucht, gekränkter Stolz und beleidigte Eigenliebe scheinen auf eine Weile dem Harem des Sultans der Osmanen entflohen zu seyn.

Unter dem rauschenden Schall der sich durchkreuzenden Töne von hundert Instrumenten kommt indessen die längst erwartete Nachricht an: „Der Padi-schah ist im Anzuge!" Sogleich eilen alle Frauenzimmer in das große Audienzzimmer und stellen sich in Reihen, die Sultane-Haseki mit dem Sohne an der rechten Hand, nimmt die mittelste Stelle im Hintergrunde des Saales ein und sieht kaiserlich geschmückt der Ankunft des Kaisers entgegen, die Schwarzen haben indessen eine doppelte Hecke von dem Thor des Audienzsaales bis zum Eingangsthore des Harems gebildet. Der Kislar-Aga nebst mehrern Großen von dem Korps der schwarzen Eunuchen, stehen bereits zum Empfang des Großherrschers daselbst bereit.

Inzwischen hat sich der Sultan von dem Divan seines Wohnzimmers erhoben und ein Haufe weißer Verschnittener, zwei lange ununterbrochene Glieder von dem Ausgange desselben bis zum Haremsthor formirt. Der Kapi-Aga nebst dem Chasmadar-Baschi, dem Kilargi-Baschi, dem Serai-Agasi und mehrern andern Großen der

Moscheen zu reiten belieben, den Großherrn unterstützen zwei Leibvezire unter den Armen, zur Seite erscheinen der Silihdar-Aga, der Tschokadar-Aga und mehrere andere, welche die obersten Hofchargen im Serail bekleiden, und zunächst folgt das Korps der Leibpagen mit dem Has Oda-Baschi. Sobald man an der Mauer angelangt ist, die den äußern Theil des Pallastes von dem innern trennt, treten alle Weiße zurück, der Kapi-Aga nebst den andern weißen Oberverschnittenen küssen den Zipfel von dem Pelze des Großherrn und in dem Augenblick wirft sich auch der Kislar-Aga, der ihn am Thore erwartet, zu Füßen, indem alle übrige Schwarze laut den Sultan begrüßen und ehrfurchtsvoll sich niederbeugen. Während dem die beiden Leibvezire, die den Kaiser unter die Arme gefaßt hielten, ehrerbietig zurückweichen, treten zwei schwarze Große hervor und lösen sie in diesem Ehrenamte ab und in demselben Momente neigen alle weiße Eunuchen und Ichoglans den Kopf und geben dadurch den Abschiedsgruß in tiefster Unterwürfigkeit.

Nun beginnt der Zug durch die doppelte Hecke der Schwarzen in den Harem; die vornehmsten Verschnittenen eröffnen denselben, die Zeremonienmeister tragen große Marschallsstäbe mit dicken silbernen und vergoldeten Knöpfen in der Hand und der Kislar-Aga, schreitet unmittelbar vor der kaiserlichen Majestät her. Hinter dem Sultan geht

die übrige Truppe von schwarzen Leibdienern, Leibpagen und Tschohadars, die alle verschiedene kleine Hofdienste theils bei der Person des Monarchen theils bei dem kaiserlichen Frauenzimmer zu verrichten haben, einher. Je näher der Zug dem großen Audienzsaal kommt, in welchem der ganze Harem versammelt ist, desto fröhlicher tönt die Musik; aber auf einmal schweigt sie und unter einem wilden Lärm eine Menge Pauken und Trompeten gebildeten Dolb- und Vivatlärm werden die Flügelthüren aufgerissen und der Kaiser zieht wie im Triumph durch sie ein.

Indem der Großherr die Schwelle des Audienzsaales betritt, neigt sich das ganze Korps der Frauenzimmer tief zur Erde herab, die Sultane Hasseki aber geht ihm entgegen und wirft sich ihm zu Füßen: zu gleicher Zeit küßt der Prinz den untern Theil seines Kaftans. Hierauf nimmt er auf einem erhabenen Divan in der Ecke des Sallons unter einem Thronhimmel Platz; auf die eine Seite, die rechte, stellen sich die Ersten der schwarzen Verschnittenen, auf die andere linke, die Sultanin mit ihrem Sohne. Die Baschi Kadunen nehmen ihre Plätze vor den Odalisken ein und hinter diese zeigen sich die Sklavinnen, die Stummen und Eunuchen.

In goldenen Gefäßen und Trinkschaalen werden hierauf von den Schwarzen dem Kaiser Gefrorenes Wasser, Kaffe und Scherbet servirt, während dem andere in prächtigen Pfannen die köstlichsten Wohl-

gerüche zu verbreiten bemüht sind. Nachher begiebt er sich in den Pavillon des Throns, um den Einzelnen Audienz zu ertheilen. Kaum aber hat der Kaiser den Saal verlassen; so wird den Frauenzimmern gleich ihm mit Süssigkeiten, Kaffee und Scherbet aufgewartet.

Nachdem der Großherr den Throndivan bestiegen hat, stellen sich die vornehmen Schwarzen, ihren verschiedenen Rangordnungen nach, an den Wänden des Zimmers in einen Halbkreis hin, dergestalt daß der Kislar-Aga zunächst links neben dem Monarchen seinen Platz einnimmt. Der Divan ist hier zwei Stuffen über den Fußboden erhaben und auf der untern knieen alle diejenigen Frauenzimmer nieder, welche dem Kaiser ihre Ehrerbietung bezeigen und den Saum seines Gewands mit dem Munde berühren wollen. Gefällt es dem Sultan; so befiehlt er auch wohl dieser oder jener Kadune oder Odalike, sich auf eine Weile bei ihm niederzulassen, und diese setzt sich dann auf der untern Stuffe des Divans, die zu diesem Behuf mit einem kostbaren weichen Polster belegt ist. Zuerst erscheinen gewöhnlich die Sultaninnen und Basche-Kadunen, nachher die Odaliken, eine nach der andern. Der Sultan redet mit jedem dieser Frauenzimmer so viel ihm beliebt, mit vielen auch gar nichts. Diese Feierlichkeit dauert meistens bis spät zum Abend und die Nacht bringt der Kaiser in seinen Zimmern innerhalb des Harems zu, wo

er von den schwarzen Idsch-Oglans bedient wird.

Den folgenden Tag versammelt sich früh Morgens der schwarze Divan d. h. der hohe Rath, der aus schwarzen Eunuchen gebildet wird, und in demselben läßt der Sultan durch den Kislar-Aga den Tag, an welchem die Feier der Beschneidung vor sich gehen soll, feierlich verkündigen. Einer der vornehmsten Schwarzen hat diese Nachricht hierauf der Oberhofmeisterin des Harems und den Sultaninnen zu überbringen, durch welche sie dann auch den Odalisken bekannt gemacht wird. Ein anderer eilt damit in das äußere Serail und ist der Botschafter derselben beim Kapi-Aga, Vezir-Assem und Divan der hohen Pforte.

Im ganzen Serail beginnen nun Heiterkeit und Fröhlichkeit. Der Kapi-Aga und die ersten Verschnittenen lassen Geschenke unter ihre Untergebenen austheilen, die vornehmsten Hofleute bekommen Pelze und Kaftane, die Idsch-Oglans und selbst die Azamoglans und Bostandschi's werden neu gekleidet. Durch die Besitzer des Divans wird die Kunde von dem bevorstehenden Feste in die Hauptstadt gebracht, und bald nehmen alle Bewohner von Konstantinopel an der Freude Theil, die den Pallast erfüllt. Der Mittelpunkt der ersten Festivitäten aber ist der Harem.

Der Sultan pflegt dann gewöhnlich in Begleitung eines großen Theils der Frauenzimmer einen

Spatziergänge die Gärten zu machen. Die Blumenparterre sind vorher fleißig ausgeputzt, die Bäume und Boskets beschnitten, die Wiesen gemähet. Eine prächtvolle Orangerie in ihrem vollen Flor verbreitet Wohlgerüche nach allen Himmelsgegenden. Die Gruppen der Schönen genießen alsdann die größten Freiheiten; die Aufseherinnen haben ihre Gewalt über sie verloren. Alle streben, dem Glückherrscher ihre angenehmsten Seiten zu entfalten, alle seine Aufmerksamkeit zu reizen, seinen Beifall zu erhalten. Sie winden Blumengewinden, sie bestreuen die Rasenplätze mit bunten Blüthen, sie flechten Myrten- Oleander- und Jasmingänze, sie bedecken den Weg, den er zu wandeln hat mit Bouketts von vielsinniger Bedeutung.

Die Wasserfälle werden angelassen, die Fontainen springen, hersprudelnde Krystallstrahlen erheben sich aus bemoosten Hügeln. An den lieblichsten Orten, neben den reinsten nach allen Seiten Kühlung verbreitenden, Quellen läßt der Kaiser sich nieder, und rund herum dürfen die Odalisken ihre Plätze nehmen. Die Verschnittenen Stummen und Zwerge machen vor ihren Augen die possierlichsten Grimassen; sie führen ganze kleine Komödien vor ihnen auf. Die Sklavinnen erscheinen in mannigfaltigen Verkleidungen, in den barockten Gewändern, als Derwische, Janitscharen, Bostandschi's ꝛc. machen belustigende Tänze und Musik, lassen ihre Stimmen bald mit diesem bald mit jenem Akcent hören, al-

men halb alte Männer noch in den Thonen, halb Kinder, bald verschiedene Thiere, stellen Possenreißer nur und komisch-tragische Schauspieler.

Als nun der Abend dieses Tages herangerückt war, hatte Sultan Amurat ein prächtiges Nachtfest veranstalten lassen. Auf allen Kays längs den Gestaden des Serails hin wurden die glänzendsten Feuerwerke abgebrannt. Ein geschickter französischer Ingenieur d'Arnaud hatte die Anordnung nebst mehrern andern Franken über sich genommen, und gegen hundert Bostandschi waren dabei in Thätigkeit. Zuerst erschien die Sonne nebst dem Monde, den Planeten und mehr als tausend Fixsternen, anfänglich in kupferrother Farbe, nachher aber karmoisin, hochgelb, blau, grün und zuletzt silberfärbig. Die Nacht war sehr dunkel und Alles machte darum die reizendste Wirkung.

Eine andere nicht minder anziehende Scene begann darauf. Die vornehmsten wilden Thiere Asiens und Afrika's zeigten sich hoch in der Luft von glühendem Feuer. Man sah da Elephanten, Löwen, Tiger, Panther, Wölfe und alle zerstoben zuletzt in fast unzähligen Sternen, welche zur Erde herabfielen.

Dann sah man zehn Feuerpferde, die allerhand Bewegungen zu machen schienen, sich darauf in feurige Büffel und zuletzt in Elephanten verwandelten, endlich aber alle gleich einem Feuerregen,

wie er in den Dichtungen aus der griechischen Fabelwelt bisweilen vorkommt, herabstürzten.

Eine Art von Panorama, das Serail mit seinen Gebäuden und Gärten sehr natürlich vorstellend, folgte nun. Es war so künstlich gearbeitet, daß mitten im Feuer Schatten und Licht, ganz den Regeln der Perspektive gemäß, sichtbar wurden.

Ein von sechs Löwen gezogener Wagen und neben ihm ein anderer, den zwei Tauben fliegend mit sich fortzubringen schienen, kam hierauf. Ueber dem ersten brannte mit großen arabischen Buchstaben der Name Amurat, über dem zweiten der des Prinzen Muhammed.

Nachher bildete sich ein Lorbeerbaum von majestätischen Ansehn, an dessen Rinde der Name des Sultans gleichfalls zu lesen war, an einem der schönsten Zweige desselben war der Name: Muhammed eingeschrieben.

Eine große Feuerkugel erhöb sich zum Himmel mit furchtbarem Getöß, und zerplatzte in einer unermeßlichen Höhe in eine Menge breite Streifen, auf welchen sich mancherlei mit dem zu feiernden Feste in Beziehung stehende Stellen aus dem Koran darstellten.

Zunächst nach diesem Phänomen zeigte sich ein feuriger Springbrunnen, aus dem ein dicker Wasserstrahl emporzusteigen schien.

Ein Linienschiff erster Größe wurde sichtbar, dessen Segel und Flaggen sich zu bewegen schienen.

Indem es plötzlich in Nebel zersprang, flogen viele hundert Pfeile von Feuer empor.

Ferner wurde ein künstliches Gewitter mit heftigen Blitzen und Zikzackerscheinungen den Blicken vorgestellt, während dem auf einer andern Seite ein durch Sturm bewegtes und Hügel und Berge bildendes Feuermeer den prachtvollsten Augenschmauß gewährte.

Ein ungeheuer großes Feuerrad mit den größten Farbenspiel entfaltete alle mögliche Nüanzen von Schatten und Licht und zersprang zulezt in Millionen Stücke, welche mit tausendfältigen Geknall herabfielen.

Eine Pyramide und zwei Obelisken zerfielen allmählig in Trümmer, und auf einmal ward aus ihnen ein feuriger Riese erzeugt, der einen mächtigen Wurfspieß in der Hand trug.

Den Schluß dieser Belustigung machten mehr als hundert starke Raketten, die alle auf einmal in die Luft stiegen, daselbst insgesammt zersprangen und solch ein Getöß verursachten, daß alle Zuschauer weit und breit betäubt wurden.

An den dem Serail gegenüber liegenden Gestaden von Galata und Tophana hatte sich eine unzählige Menge Menschen versammelt, um das prachtvolle Schauspiel dieser glänzenden Feuerwerke mit anzuschauen. Eine große Anzahl Personen hatte auch Tschaiken bestiegen und sah auf dem Meere im Hafen sowohl wie im Kanal und im weißen

Meere denselben zu. Aber der Bostandschi-Baschi hatte einen starken Haufen seiner Leute auf kleinen Fahrzeugen in einiger Entfernung rund um das Serail herum detaschirt, um die Neugierigen abzuhalten, sich mehr zu nähern als erlaubt seyn konnte. Daher konnte ungeachtet der starken Helligkeit, die bisweilen verbreitet war, niemand sehen, was im Serail selbst vorging.

Sobald das grosse Feuerwerk zu Ende war, erfolgte eine neue nächtliche Lustbarkeit. Durch viele hundert tausend Lampen waren plötzlich die Gärten des Harems erleuchtet und der Grosherr sowohl als alle Frauenzimmer speisten zu Abend mitten in grünen einzelnen Gruppen. Der Kislar-Aga hatte dafür sorgen müssen, daß die köstlichsten Gerichte und Getränke zum Vorschein kamen. Die Illumination dauerte fast vier Stunden und gewährte selbst von Skutari aus einen herrlichen Anblick. Freudetrunken begaben sich dann alle Bewohner des Harems in ihre Gemächer zurück.

Den andern Tag wurden die Geschenke, welche der Grosherr bei dieser Gelegenheit für die Frauenzimmer bestimmt hatte, durch die Schwarzen in den Harem gebracht. Sie bestunden theils in Bündeln und Büscheln von Gold- und Silberblech, theils in indischen Shawls, Aigretten von kostbaren Steinen und Perlenschnüren. Der Obereunuchenmeister des Harems stellte jeder Odalike das ihnen für sie nach des Kaisers Willen durch den

Kislar-Aga bestimmt war, zu. Die Sultane Haseki aber bekam eine Krone von Edelsteinen mehr als 100000 Piaster an Werth, und ihr junger Sohn einen Dolch mit einem Griff von Brillanten seltener Größe. Nachher sahen sich die Frauenzimmer noch durch eine andere seltsamere Art von Geschenken überrascht. Mehr als hundert Gattungen von Thieren aller Art, aus Zuckerwerk in natürlicher Größe verfertigt, wurden zum Vorschein gebracht. Man sah da zuckerne Kameele, Löwen, Elephanten, Leoparden, Tiger, die schönsten Vögel... alle in natürlichen Farben und höchst täuschend. Diese ganze Menagerie aus Zuckergebackenem ward in einem der Haremsgärten aufgestellt und die Frauenzimmer konnten sich nicht satt sehen an den vielen fremdartigen Gestalten. Jedes derselben erhielt nachher einen Theil davon.

Eine große Anzahl solcher künstlichen Zuckerthiere ward durch den Kapi-Aga im Namen des Kaisers zu gleicher Zeit nach der Stadt und den Vorstädten geschickt um, sie als Geschenke den vornehmsten Männern des Reichs und den Gesandten fremder Höfe zu überbringen und zugleich ihnen, den Tag des Anfangs der Feierlichkeiten zu verkündigen. Die Tschauschi und Kapidschi hatten darum an diesem Tage alle Hände voll zu thun. Im äussern Serail wurden viele dergleichen Geschenke durch den Kilargi-Baschi unter die Eunuchen und Idsch-Oglans ausgetheilt, und jeder

Boſtandſchi bekam ſogar einen Fiſch, jeder Aſa-moglan einen Vogel von Zucker.

Die Sultaninnen und Odaliken brachten indeſſen im Harem die Zeit mit Spielen und Feſten aller Art zu, bei welchen ſie der Kaiſer mit ſeiner Gegenwart beehrte und ihnen mancherlei Vergünſtigungen und Bitten zugeſtand. Man hatte in den Alkoven und Laubengängen bunte Zelte und Buden aufgeſchlagen, die Eunuchen hatten dafür ſorgen müſſen, daß dieſelben mit Waaren aller Art gefüllt wurden und die Frauenzimmer, in Armenier verkleidet, ſtellten nun die Kauf- und Handelsleute vor, buten laut ihre Waaren feil und ſpielten dabei allerlei Farçen. Der Großherr beſuchte eine Boutike nach der andern, gab ihnen große Loſung und ließ dann das theuer Eingekaufte unter die Bewohner des Harems als Geſchenke vertheilen.

Den Abend wurde in den weitläuftigen Gärten ein Laternenfeſt veranſtaltet, bei dem man ſich ganz in eine chineſiſche Welt verſetzt zu ſeyn glaubte. In einer Allee erblickte das Auge nur Reihen von grünen Laternen, in einer andern rothe, in einer dritten blaue, in einer vierten gelbe, in einer fünften weiße; auf einem großen Platze war der Namenszug des Sultans und ſeines Prinzen von auffevordentlicher Größe durch Laternen von allen Farben gebildet; in den Laubengängen brannten noch unzählige andere Laternen, die das bunteſte Farbenſpiel zeigten. Aus der Ferne angeſehn ſchien es,

als wären alle Umgebungen des Harems in Brand; so groß war die Anzahl und der weite Umfang der Feuer.

Den Tag vor dem Beginnen der öffentlichen Feste endlich hatte der Kislar-Aga den Befehl ertheilt, die geschicktesten Tänzerinnen der Hauptstadt und der umliegenden Gegend in den Harem einzulassen. Diese mußten nun die kaiserlichen Frauenzimmer durch die mannigfaltigsten Kunststücke belustigen. Es erschienen die gewandtesten Stelzengängerinnen und Drahtänzerinnen und Mädchen in Mannskleidern, gaben die halsbrechendsten Proben ihrer vielfachen körperlichen Geschmeidigkeit und Gliedergelenksamkeit. Den Abend war der Garten durch unzählige Transparens erleuchtet, die das Feuer unter allen Farbennüanzen darstellten und mannigfaltige Emblème zeigten, welche auf das bevorstehende Fest Beziehung hatten.

Während dieser Zeit war man in der Stadt eben so wenig wie im Serail müssig gewesen. Der große Hippodromus war wie gewöhnlich zu dem Platze ausersehen, auf welchem die Feierlichkeiten vor sich gehen sollten, und während alle Muselmänner der freudenvollen Begebenheit entgegensahen, die hier öffentlich gefeiert werden sollte, und in ihren Häusern dem jungen Prinzen zu Ehren Feten, so glänzend, wie ihre Umstände es erlaubten, gaben, sah man tausend Hände beschäftigt Gerüste aufzuschlagen, Amphitheater zu errichten, Logen

Boſtandſchi bekam ſogar einen Fiſch, jeder Aſa-moglan einen Vogel von Zucker.

Die Sultaninnen und Odaliken brachten indeſſen im Harem die Zeit mit Spielen und Feſten aller Art zu, bei welchen ſie der Kaiſer mit ſeiner Gegenwart beehrte und ihnen manchmal Vergünſtigungen und Bitten zugeſtand. Man hatte in den Alleen und Laubengängen bunte Zelte und Buden aufgeſchlagen, die Eunuchen hatten dafür ſorgen müſſen, daß dieſelben mit Waaren aller Art gefüllt wurden und die Frauenzimmer, in Armenier verkleidet, ſtellten nun die Kauf- und Handelsleute vor, buten laut ihre Waaren feil und ſpielten dabei allerlei Farçen. Der Grosherr beſuchte eine Boutike nach der andern, gab ihnen groſſe Loſung und ließ dann das theuer Eingekaufte unter die Bewohner des Harems als Geſchenke vertheilen.

Den Abend wurde in den weitläuftigen Gärten ein Laternenfeſt veranſtaltet, bei dem man ſich ganz in eine chineſiſche Welt verſetzt zu ſeyn glaubte. In einer Allee erblickte das Auge nur Reihen von grünen Laternen, in einer andern rothe, in einer dritten blaue, in einer vierten gelbe, in einer fünften weiße; auf einem groſſen Platze war der Namenszug des Sultans und ſeines Prinzen von auſſerordentlicher Größe durch Laternen von allen Farben gebildet; in den Laubengängen brannten noch unzählige andere Laternen, die das bunteſte Farbenſpiel zeigten. Aus der Ferne angeſehn ſchien es,

als wären alle Umgebungen des Harems in Brand; so groß war die Anzahl und der weite Umfang der Feuer.

Den Tag vor dem Beginnen der öffentlichen Feste endlich hatte der Kislar-Aga den Befehl ertheilt, die geschicktesten Tänzerinnen der Hauptstadt und der umliegenden Gegend in den Harem einzulassen. Diese mußten nun die kaiserlichen Frauenzimmer durch die mannigfaltigsten Kunststücke belustigen. Es erschienen die gewandtesten Stelzengängerinnen und Drehtänzerinnen und Mädchen in Mannskleidern, gaben die halsbrechendsten Proben ihrer vielfachen körperlichen Geschmeidigkeit und Gliedergelenkſamkeit. Den Abend war der Garten durch unzählige Transparens erleuchtet, die das Feuer unter allen Farbennüanzen darstellten und mannigfaltige Emblème zeigten, welche auf das bevorstehende Fest Beziehung hatten.

Während dieser Zeit war man in der Stadt eben so wenig wie im Serail müssig gewesen. Der große Hippodromus war wie gewöhnlich zu dem Platze ausersehen, auf welchem die Feierlichkeiten vor sich gehen sollten, und während alle Muselmänner der freudenvollen Begebenheit entgegensahen, die hier öffentlich gefeiert werden sollte, und in ihren Häusern dem jungen Prinzen zu Ehren Feten, so glänzend, wie ihre Umstände es erlaubten, gaben, sah man tausend Hände beschäftigt Gerüste aufzuschlagen, Amphitheater zu errichten, Logen

einzurichten, und hundert andere Anordnungen zu treffen, um dem Volke Gelegenheit darzureichen, Zeuge des wichtigen Schritts zu seyn, den der Sultanssohn in wenigen Tagen thun sollte.

Der Pallast von Ibrahim-Pascha, der auf dem Atmeidan steht, wurde schleunig zum Empfang des Gastherrn und seines zahlreichen Gefolges zurecht gemacht. Man bedeckte den Fußboden des Hofraums mit goldstückenen Teppichen, mit reichste Ehrenpforten von seltener Pracht, Guirlanden, Blumen, Lorbeerzweige und wohlriechende Blätter aus den Orangerien in der Vorhalle umher. Der Pavillon, der für den regierenden Sultan zugerichtet war, prangte voll orientalischen Schimmers. Der Chasnadar-Baschi hatte auf Befehl des Kapi-Aga's die kostbarsten, und am reichsten mit Perlen und Edelsteinen verzierten Teppiche und Polster aus der Schatzkammer des Serails hierher bringen müssen; goldene Kugeln blitzend vom Glanze der Brillanten hingen von der Bühne herab, und mitten war in der Höhe eine Art von Portikus angebracht, zu welchem sich eine Menge Malereien à l'arabesque befanden. Der Gastherr konnte von seinem erhabenen und mit einem Baldachin von unschätzbarem Werthe versehenen Sitze Alles mit anschauen, was auf dem großen Platze vor sich ging.

Zur Seite des kaiserlichen Zimmers war links ein Kabinet für den Prinzen eingerichtet, denn alle diese Zubereitungen galten. Es war darin Alles

von nicht minderer Pracht als in dem Pavillon seines Vaters, und das Auge ward durch die Menge der funkelnden Steine, durch das angebrachte Gold und die Kostbarkeit der sammten und atlasenen Stoffe dergestalt geblendet, daß der Beschauer sich beinahe in Zauberkönig zu befinden einbilden konnte. Der Sitz für den Sultanssohn war in der linken Ecke und über demselben hing eine Art von Krone von Gold und reich mit Perlen verziert.

Zunächst an den Pavillon des Sultans war in einem Saale den Sultaninnen und ersten Frauen des kaiserlichen Harems der Platz bestimmt. Die obersten Sitze hatten die Mutter des jungen Prinzen und seine Schwester. Den Damen, die zu dem Gefolge dieser beiden hohen Personen gehörten, hatte man die Seitenplätze auf den Divans eingeräumt. Außerdem hatte man eine Menge Stellen für die übrigen Frauenzimmer des kaiserlichen Harems leer gelassen, die etwa sich einfinden möchten, die Feier der kommenden Tage durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Am Ende des Saales hatte die Sultanne Walideh, die Großmutter des jungen Sultanssohnes mit mehrern Prinzessinnen des osmannischen Kaiserhauses Platz. Die Divane waren hier von scharlachrothem feinem Tuche mit goldenen und silbernen Blumen gestickt.

Mit diesem Saal war ein Korridor verbunden, in welchem die Obersten des Korps der schwarzen Verschnittenen sich aufhalten sollten, um die feier-

lichen Aufzüge auf dem Platze mit anzusehen. Die vornehmsten weißen Eunuchen hingegen, sollten nebst den Idsch-Oglans, dem Bostanschi-Baschi und den Oberchefen der kaiserlichen Leibwachen in einem geräumigen Vorsaale auf der rechten Seite des Pavillons, worin der Sultan sich aufhielt, ihr Standquartier haben.

Nahe dabei war in einer langen Gallerie den vornehmsten Aga's, Effendi's und Baschi's des sultanischen Hofstaates die Stelle angewiesen; und am Ende dieser Gallerie befand sich noch eine andere mit drei amphitheatralisch sich übereinander erhebenden Stockwerken. Diese waren außerdem durch Bretterwände in eine Menge kleinere Logen abgetheilt. Im ersten und obersten Stockwerke waren die Plätze für den Großvezir und die übrigen Vezire der hohen Pforte, so wie für alle Mitglieder des Divans, besonders die Beglerbegs und Kadiles-Kire von Asien und Europa, dem Tefterdar, dem Reis-Effendi, dem Kihaja-Bey, dem Kapudan-Pascha und andere mehr. Die zweite Etage sollten viele andere Türken vom Stande, die theils zum Hofe gehörten, theils Chefs von Departements und Bureaux waren, als Zuschauer einnehmen können: und die dritte oder unterste Stufe war endlich den Gesandten der christlichen europäischen Höfe eingeräumt, für die einzelne Logen ihrem Range nach eingerichtet waren. Den ersten Platz hatte der spani-

sische Großbotschafter, dann kam die Loge des Bails der Republik Venedig, hierauf die des polnischen Ambassadeurs, des kaiserlichen oder östreichischen bevollmächtigten Ministers, des Abgeordneten von Ragusa, des spanischen, neapolitanischen und anderer abendländischen Reiche Gesandten.

Auf der andern Seite des Hippodrom waren wieder andere Amphitheater mit Reihen von Logen, Bänken und Sitzen aufgerichtet. Hier war den Gesandten der muhamedanischen Fürsten ihre Stelle angewiesen. Den ersten Rang behauptete daselbst der Ambassadeur des persischen Schah's, neben ihm befand sich der Platz des tatarischen Gesandten und nachher kamen die Sitze der Envoyé's von Fez, Marokko, Algier, Tunis, Tripolis, der Bey's von Aegypten, vieler Emire von Arabien, Syrien und Mesopotamien, der Fürsten von der Wallachei und Moldau. Außerdem waren rund um den Platz herum an allen Seiten Balustraden und Gerüste erbauet, welche eine unzählige Menge von Zuschauern fassen konnten.

Als nun der längst sehnsuchtsvoll erwartete Tag erschien, an welchem das Donatma öffentlich den Anfang nehmen sollte, strömte halb Konstantinopel nach dem At-meidan hin. Aus den nahen und fernen Gegenden der Hauptstadt war eine unbeschreibliche Menge von Menschen herbeigeeilt und in der Frühe des Morgens sah man das Meer von Tausenden von Schiffen und Fahrzeugen bedeckt, um

die Neugierigen und diejenigen, welche bei den Festen Rollen zu spielen hatten, nach dem Mittelpunkt des Reichs überzusetzen. Auf den Straßen rasselten Wagen mit Frauenzimmern ohne Ende, und die Zahl der Pferde war so groß, daß man kaum Unterkommen für sie finden konnte.

Ein Meer von Menschen wogte zugleich auf der ganzen Strecke von dem Serail bis zu dem Hauptplatze Stambul's und sah begierig dem Zuge des Sultans aus seinem Palaste entgegen, der diesmal an Pracht und Pomp Alles übertreffen sollte, was man seit jehen Aehnliches der Art hier gesehn hatte. Endlich nahete sich auch dieser Augenblick. Haufen von Wasserträgern begossen die Wege, damit der Staub dem Großherrn und seinem Gefolge keine Ungelegenheit machen möchte, dann durchzogen auch Esel mit Fässern die Straßen, aus welchen Wasserstrale sich ergossen. Andere Personen streuten darauf eine Menge Sand auf die Pfade, den sie in Körben auf Maulthieren herbeiführten. Dies waren die ersten Präliminarien zu dem großen Schauspiel, das sich nun darstellen sollte.

Um sechs Uhr Morgens stellte sich ein zahlreiches Korps von Janitscharen mit ihren Staatsfahnen in zwei unabsehbaren Reihen auf die Straßen, durch welche der Zug defiliren sollte. Nahe bei dem Serail von dem Hauptthore an, standen eine ziemliche Strecke auf gleiche Art zwei Hecken von Bostandschi's, die sich weiter hin an die Janitscha-

ren anſchloſſen. Fünfhundert Janitſcharen zogen nach dem Hippodrom, um jeder Unordnung hier vorzubeugen; mit ihnen fanden ſich zugleich hier 300 Kerle ein, die faſt das Anſehn von Harlekinen hatten und ebenfalls Ruhe- und Ordnungsſtifter abgeben ſollten. Sie waren fantaſtiſch gekleidet, mit Schellen an allen Orten behangen, die ein unaufhörliches Geklingel machten und führten in den Händen aufgeblaſene Schläuche, womit ſie alle diejenigen mit großem Geräuſche ſchlugen, die zu weit vordrangen oder zu viel Platz wegnahmen. Einen ſeltſamen Kontraſt mit dieſem Haufen von Leuten, bei denen dem Europäer unwillkührlich die Hanswürſte mit ihren Prieſchen einfallen mußten, bildete eine zahlreiche Bande von Muſikanten, 120 Mann ſtark, welche ſich mitten auf dem Platz poſtirten, und mit ihren großen Trommeln, Pfeifen, Flöten, Zymbalen, Trompeten und andern Inſtrumenten einen ſolchen Lärm machten, daß man denſelben weit und breit in der Stadt hören konnte.

Um ſieben Uhr begann endlich die große Prozeſſion, bei der man aber etwa eine Stunde auf den Großherrn ſelbſt warten mußte. Nachdem eine Zeitlang einzelne Gruppen von Leibwachen vorbei marſchiert waren, welche die Eingänge des Pallaſtes von Ibrahim-Paſcha zu beſetzen hatten, erſchien ein Regiment von Spahis, über 2000 Mann ſtark, die prächtig beritten und bewaffnet zu zwei und zwei einherzogen. Ihnen folgte auf dem Fuſſe ein Regi-

ment von gleicher Stärke zu Fuße nach, deren Meſſer, Piſtolen und Büchſen nebſt Säbeln und Säbelgehängen in den Stralen der Sonne einen blendenden Glanz den Blicken entgegenwarfen. Dann ſah man den Su-Baſchi, der den Generalkommiſſair neben ſich und ein ſtarkes Gefolge von wohl aufgeputzten Janitſcharen hatte. Hierauf kamen die Aufſeher über die Windhunde und Kraniche, nebſt einem großen Theil des großherrlichen Jagdperſonal's, wohl beritten und gekleidet. Nun eine Elite von Janitſcharen mit ihren Ichor-Baſchi's, welche Mützen trugen, die von vergoldeten Silber ſchimmerten und mit hohen Federn geſchmückt waren. Darauf der Janitſcharen-Aga, ſtrahlend von Gold, auf einem überaus ſchönen türkiſchen Hengſte, der ſich vor Muth unaufhörlich bäumte und nimmer ſtill ſtehen wollte. Vor ihm her gingen 32 Ichor-Baſchi's zu Fuß. Nicht minder ſchön fiel ein auserleſenes Korps von Spahi's in's Auge, hinter denen ihre ſechs Kapitaine und zuletzt der Spahiler-Aga, umgeben von einigen dreiſig zierlich gekleideten Trabanten, ritten. Dies war gleichſam nur der Vortrab des großen Aufzugs. Dieſer ſelbſt ging in folgender Ordnung vor ſich: Funfzig Tſchauſchi zu Pferde, mit den großen Zeremonienmützen, den Säbel an der Seite und die Streitaxt in der rechten Hand.

Der Tſchauſchi-Baſchi mit zwanzig Tſchokodaren; er ſelbſt auf einem ſchönen perſiſchen

Hengste, die letzten zu Fuß. Der Zeltwollenstab, den er in der Rechten führte, hatte einen dicken goldenen Kolben.

Zwölf schwarze Verschnittne zu Pferd, aufs reichste geschmückt.

Der Kapi-Baschi des Harems auf einem ägyptischen Hengste, dessen tief bis zur Erde herunterhängende goldgestickte Decke mit kostbarem Gestein überladen war. Sechs schwarze Sklaven begleiteten ihn zu Fuß.

Dreißig zum Theil vergoldete zweispännige Gitterwagen, mit den kaiserlichen Frauenzimmern und ihren Dienerinnen. Neben denselben gingen schwarze Eunuchen einher, deren Turbane vom weissesten Musselin, besonders zierlich mit Perlen geschmückt waren.

Der Oberzapfsohr über die beiden großen Oda's im Harem zu Pferd, nebst dem Oberthürhüter bei denselben zu Pferd.

Der Oberzeremonienmeister bei den kaiserlichen Frauenzimmern, nebst dem Oberstkindschenke des Harems, gleichfalls verschnittene Schwarze zu Pferd.

Der Kihaja oder Generallieutenant des Kislar-Aga's auf einem schneeweißen ungrischen Pferde, gegen dessen Farbe das dunkle Kolorit seines Reiters sonderbar abstach, in einem silberstoffenen Pelze mit weißem Futter und Umschlage.

Der goldene Wagen der Sultane Validè von zwei Schwarzen begleitet.

Der Oberkammerherr des Harems und der Oberschatzmeister der Kaiserin Mutter: schwarze Eunuchen zu Pferd, welche von Golde und Silberglanz schimmerten.

Der Harem-Agasi, ein schwarzer Verschnittener, auf einem karamanischen Hengste und mit einem Dolche im Gürtel, blitzend von funkelnden Brillanten.

Der prächtige Gitterwagen, worin die Mutter des Prinzen als Sultane-Haseki und dessen Schwester sassen.

Der Oberaufseher ihrer Gemächer zu Pferd, sehr reich gekleidet.

Der Oberinspektor der Haremgärten zu Pferd.

Eine Wache von schwarzen Verschnittenen nebst ihrem Chef.

Die Kapidschi's des Serails, 50 Mann stark und zwei Kapidschi-Baschi zu Pferd.

Die Muteferakas zu Pferd, prächtig gerüstet und bewaffnet.

Die Offiziere, welche des Sultans Schüsseln tragen, und sowohl die Speisen als den Kaffee und Scherbet kredenzen, wenn er außerhalb dem Serail speist; alle auf wohlgeschmückten feurigen levantischen Hengsten.

Zehn Stallknechte des Hofes zu Fuß, die die auserlesensten Pferde des kaiserlichen Marstalls, mit Schabracken und Gezäumen von unschätzbarem Werthe geziert, langsam an der Hand einherführten.

Funfzig Hofdiener zu Fuß, welche Koppeln von großen Windhunden führten.

Der Dogand-Baschi zu Pferd, nebst zwanzig Jagdpagen ebenfalls beritten.

Ein Korps weißer Verschnittener zu Pferd.

Die Stummen und Zwerge des Pallastes zu Pferd.

Ein Haufe von Idsch-Oglans zu Pferd.

Der Haz-Oda-Baschi, ein weißer Eunuch zu Pferd.

Die Leibvezire und Leibpagen zu Pferd.

Der Chasnadar-Baschi, Serai-Agasi und Kilargi-Baschi; alle drei verschnittene Weiße zu Pferd.

Der Kapi-Aga und der Kislar-Aga zu Pferd.

Die Peiks oder kaiserlichen Hofbedienten in Gewändern nach persischem Schnitt, mit ihren Prachtmützen auf den Köpfen von vergoldetem Silber; alle zu Fuß, und hinter ihnen ihr Kapitain wohl gekleidet.

Der Chokodar-Aga, das Felleisen mit den Kleidern des Sultans tragend, die zur Abwechse-

lung dienen. Der Ibrikdar-Aga mit der goldenen Trinkflasche des Kaisers, und der Tulbendar-Aga mit dem kaiserlichen Turban; alle drei zu Pferd in den reichsten Stoffen.

Wiederum sechs Stallknechte mit sechs Handpferden, deren Schabracken, Decken, ganz silberne oder vergoldete silberne, auch massiv goldene Steigbügel und die Diamanten, Rubinen und sonstige Edelsteine, womit sie wie übersäet waren, einen solchen Anblick von Pracht und Herrlichkeit gewährten, wie sich ihn auch die üppigste Phantasie nie vorher zu denken vermochte. An der rechten Seite des Sattelbogens war das große Schild des Großherrn von vergoldetem Silber, und an der andern ein ziemlich breites und einen halben Arm langes Messer mit einem Griff voll Edelsteine.

Der Chasnadar-Aga, des Kaisers Leibschatzmeister zu Pferd, der, so lange die große feierliche Prozession dauerte, rastlos beschäftigt war, neugeprägte kleine Münzen mit vollen Händen unter's Volk zu werfen; wobei denn das Getümmel und Handgemenge der Populace die Türken von etwas höhern Ständen nicht wenig zu amüsiren pflegt.

Der Selikdar-Aga zu Pferd, welcher den großen Säbel des Großherrn trug, dessen Gefäß aus nichts als Diamanten bestand.

Dann mehr als 500 Solaki oder Leibbogenschützen zu Fuß, welche einen bis an den Gürtel aufgeschlagenen Doliman mit zurück hinunter hän-

genden Aermeln, und auf den Köpfen Mützen mit Federn, wie die Ichorbadschi's trugen. Jeder hatte einen Bogen in der Hand und einen Köcher voller Pfeile hinten auf dem Rücken.

Völlig umgeben von dieser ächt morgenländischen Leibgarde, erblickte man den Sultan und ihm zur Rechten, als der bei den Türken minder ehrenvollen Seite, den jungen Prinzen, den Gegenstand und die Ursache aller dieser Feierlichkeiten, auf den schönsten Pferden, die es vielleicht in der Welt gab. Des Monarchen Turban schmückte eine Aigrette von außerordentlichem Werthe; die Diamanten, aus denen sie bestand, waren alle von seltener Größe. Ueber derselben ragten zwei Büsche von schwarzen Reiherfedern empor, die ebenfalls über zwei Finger hoch mit großen Edelsteinen besetzt waren; die eine derselben stand in die Höhe hinauf, die andere hing hingegen mit der Spitze hinab. Das Kleid des Kaisers war Goldbrokat mit grünem Grunde, durch schwarzen Fuchspelz von großem Werthe gefüttert.

Reiche goldbrokatene Gewänder schmückten ebenfalls den jungen Sultanssohn; eine unendliche Menge von Diamanten und dicken runden Perlen von einem kaum zu berechnenden Werthe, gaben auf denselben einen Schimmer, der unbeschreiblich prächtig in's Gesicht fiel. Nicht minder strahlte die Spitze seines Turbans von Edelsteinen. Die stolzen Rosse der beiden Sultane hatten den köstlichsten Schmuck

auf sich, den man im Schatze des Serails aufgefunden hatte. Das Gebiß des aus massivem Golde zierlich gearbeiteten Gezäumes enthielt mehrere große Brillanten in Einfassungen: die Steigbügel waren gleichfalls von ächtem Golde mit Türkisen besetzt. Die Schnallen und Ringe an dem Geschirre zeigten reiche Besetzungen von Rubinen und Smaragden, und die Schabracken und weit herunterhängenden Decken ein Spiel von kostbaren Steinen, wie man selten an einem Orte zusammen antreffen möchte.

Dicht hinter den Sultanen ritten der kaiserliche Oberstallmeister und die übrigen Stallmeister nebst einer großen Anzahl anderer vornehmer Hofleute. Ihnen folgte die Leibmusik des Großherrn, gegen sechzig Personen zu Pferd, die ohne Unterlaß ihre geräuschvollen Instrumente erschallen ließen; dann drei in Silberbrokaten gekleidete weiße Eunuchen und 30 Kapidschi zu Pferd. Den Beschluß des großherrlichen Zuges machte eine große Anzahl in Goldstoffen gekleidete junge Pagen von ausnehmender Schönheit und Blüthe zu Pferd, von denen man sagte, daß sich der Sultan ihrer zuweilen zur Befriedigung unnatürlicher wollüstigen Lüste bediene, wenn er den Genuß der Schönen seines Harems müde geworden sey. Eine Menge junger Leute in einfachern Kleidern, die zu ihrer Bedienung angeordnet waren, begleiteten sie.

Dieser Zug bestand aus mehr als 15000 Personen, und nach demselben kamen nun noch die prächt-

nahmen und ebenfalls sehr weitläufigen Aufzüge des Großvezir's, des Kapudân-Pascha's, der Beglerbegs von Asien und Europa, des Kaimakans, der Kadileskire, nebst einem großen Haufen Kadi's und Mollach's, vieler andern Vezire und Großen der hohen Pforte. Alle sah man mit ihren zahlreichen Dienerschaften, Offizieren und Leibwachen im größten Pomp vorbei defiliren. Alle waren mit festlichen Kleidern geschmückt und das Ganze stellte einen solchen Glanz dar, daß es einem vorkam, als wären alle Reichthümer der Welt nach dem Bosporus gebracht worden, um die Feste wegen des jungen Sultanssohnes zu verherrlichen.

Als die hohen Personen auf dem Hippodrom angelangt waren, wurden sie von einer doppelten Harmonie empfangen. Die erstere bestand aus Hautboi, Pfeifen, Trommeln und Trompeten mit einem solchen Getöse, daß Luft und Erde davon wiederhallten. Die andere ward durch den allgemeinen Ausruf der Volksmenge gebildet, welche mit lauter Stimme unaufhörlich schrie: „Es lebe Sultan Amurat! Es lebe sein Sohn, Sultan Muhamed!“ Theils um dem Pöbel seine Zuneigung zu beweisen, theils um ihm seine Dankbarkeit für die vielen Glückwünsche zu erkennen zu geben, womit sie ihn und seinen Vater beehrt hatten, zeigte er seine Freigebigkeit, indem er ganze Hände voll

Gold- und Silberstücke unter die Menschenmenge warf.

Während dem die Sultane über den Platz zogen, ließ man sehr künstlich fünf dicke Wachsbertzen, brennend, mit allerhand Zierrathen versehn und mit den verschiedensten Blumensorten umgeben, von ihnen hergehen. Sie waren von einer ausserordentlichen Größe, über 40 Fuß hoch. Die Janitscharen hatten inzwischen alle mögliche Mühe, das Volk zurückzuhalten, das sich stammweise herzudrängte, den jungen Prinzen aus dem Geschlechte Osmans in der Nähe zu sehen und vor dem Monarchen niederzufallen.

Die Leibgarden hatten indessen rings herum das Ibraim-Pascha-Serai besetzt, und sie bildeten jetzt theils zu Pferd theils zu Fuß eine doppelte Hecke, zwischen der die Sultane einherritten. Der Kapi-Aga, der Kislar-Aga, der Chasnadar-Baschi, der Chasnadar-Aga, der Kiargi-Baschi, der Serai-Agasi, der Selihdar-Aga, der Chodschadar-Aga, der Ibrikdar-Aga, der Tulbendter-Aga und alle Leibjungen waren unterdessen eilig von ihren Rossen abgesprungen und umgaben die Fürsten, um ihnen Dienste zu leisten. Einige halfen ihnen von den Pferden herabsteigen, andere faßten sie unter die Arme, um sie zu geleiten; andere gingen gravitätisch und in Zeremonie vor oder hinter ihnen her. Die Tschauschi und Kapidschi hatten bereits

die Flügelthore des Pavillons geöffnet, und den Tschauschi-Baschi führte sie nebst mehreren Kapidschi-Baschi's in denselben ein.

Vorher waren bereits die Frauenzimmer des Harems, die Sultaninnen und Prinzessinnen nebst der Sultane Haseki und Walide, unter ähnlichen Feierlichkeiten aus ihren Gitterwägen abgestiegen und zu den für sie bestimmten Zimmern geführt worden. Nur daß hier blos die schwarzen Eunuchen die Aufwartung hatten. Nach den beiden Sultanen machten auch die Großen des Reichs, die unmittelbar nach dem Aufzuge derselben mit ihren Gefolgen kamen, auf dem Hippodrom Halt, und begaben sich nach den verschiedenen Plätzen, die ihnen der Rangordnung gemäß angewiesen waren. Die Gesandten hatten sich gleichfalls in corpore eingefunden und die Tribunen bestiegen; eine Menge vornehmer Türken besondere Plätze auf Balustraden; Reihen von Frauenzimmer-Kaleschen gefüllt mit Neugierigen, eine ganze Seite fast des großen Vierecks eingenommen und eine außerordentliche Menge von Weibern gemeinem Schlags, stand gedrängt auf hohen Gerüsten.

Nachdem die Sultane ihre Plätze auf den Divanen eingenommen hatten, wurden allerhand Arten von Erfrischungen, unter andern Süßigkeiten, Kaffee und Scherbet durch die Idsch-Oglans ihnen dargereicht. Ein Gleiches geschah durch die Schwarzen im Innern des Frauenzimmersaales. Auch der

Gold- und Silberstücke unter die Menschenmenge warf.

Während dem die Sultane über den Platz zogen, ließ man sehr künstlich fünf dicke Wachsfackeln zu brennen, mit allerhand Zierrathen versehn und mit den verschiedensten Blumensorten umgeben, von ihnen hergehen. Sie waren von einer ausserordentlichen Größe, über 40 Fuß hoch. Die Janitscharen hatten inzwischen alle mögliche Mühe, das Volk zurückzuhalten, das sich stromweise herzudrängte, den jungen Prinzen aus dem Geschlechte Osmans in der Nähe zu sehen und vor dem Muneften niederzufallen.

Die Leibgarden hatten indessen rings herum das Ibraim-Pascha-Serai besetzt, und sie bildeten jetzt theils zu Pferd theils zu Fuß eine doppelte Hecke, zwischen der die Sultane einhertritten. Der Kapi-Aga, der Kislar-Aga, der Chasnadar-Baschi, der Chasnadar-Aga, der Kiargi-Baschi, der Serai-Agasi, der Selihdar-Aga, der Chokadar-Aga, der Ibrikdar-Aga, der Tulbendger-Aga und alle Leibpagen waren unterdessen eilig von ihren Rossen abgesprungen und umgaben die Fürsten, um ihnen Dienste zu leisten. Einige halfen ihnen von den Pferden herabsteigen, andere faßten sie unter die Arme, um sie zu geleiten; andere gingen gravitätisch und in Zeremonie vor oder hinter ihnen her. Die Tschauschi und Kapidschi hatten bereits

die Flügelthore des Pavillons geöffnet, und den Tschauschi-Baschi führte sie nebst mehrern Kapidschi-Baschi's in denselben ein.

Vorher waren bereits die Frauenzimmer des Harems, die Sultaninnen und Prinzessinnen nebst der Sultane Hasekj und Walide, unter ähnlichen Feierlichkeiten aus ihren Gitterwägen abgestiegen und zu den für sie bestimmten Zimmern geführt worden. Nur daß hier blos die schwarzen Eunuchen die Aufwartung hatten. Nach den beiden Sultanen machten auch die Großen des Reichs, die unmittelbar nach dem Aufzuge derselben mit ihren Gefolgen kamen, auf dem Hippodrom Halt, und begaben sich nach den verschiedenen Plätzen, die ihnen der Rangordnung gemäß angewiesen waren. Die Gesandten hatten sich gleichfalls in corpore eingefunden und die Tribunen bestiegen; eine Menge vornehmer Türken besondere Plätze auf Balustraden; Reihen von Frauenzimmer-Kaleschen gefüllt mit Neugierigen, eine ganze Seite fast des großen Vierecks eingenommen und eine außerordentliche Menge von Weibern gemeinem Schlags, stand gedrängt auf hohen Gerüsten.

Nachdem die Sultane ihre Plätze auf den Divanen eingenommen hatten, wurden allerhand Arten von Erfrischungen, unter andern Süßigkeiten, Kaffee und Scherbet durch die Idsch-Oglans ihnen dargereicht. Ein Gleiches geschah durch die Schwarzen im Innern des Frauenzimmersallons. Auch der

Vezir-Assem nebst den übrigen Divansmitgliedern und Reichs-Großen, und selbst die Gesandten erhielten ihren Theil, so wie eine Menge Personen auf dem Platze im Gedränge herumliefen, um auf kaiserliche Kosten selbst den Pöbelhaufen an diesem Frühstück Theil nehmen zu lassen.

Es war ein seltsamer und überaus merkwürdiger Anblick, den großen Atmeidan und alle zunächst daran stoßende Gassen und Gäßchen mit einer so unbeschreiblichen Menge von Menschen angefüllt zu sehen. Da war kein Räumchen, das leer geblieben wäre, kein Plätzchen unbesetzt. Alle Fenster sah man von Neugierigen eingenommen und selbst die Dächer wimmelten von Zuschauern ohne Zahl. Die Gitter am Sallon der sultanischen Frauenzimmer hinderten zwar ihr Beschauen; aber hinter ihnen konnte man doch die Menge Edelsteine und Perlen bemerken, welche auf ihren köstlichen Gewändern in's Gesicht leuchteten. Alle Türken auf den Tribunen waren in festlichen Kleidern und selbst die Dienerschaft hatte überall die besten Gewänder angelegt. Die europäischen Gesandten nebst Kavalieren prangten insgesamt vom Kopf bis zum Fuß im Goldstoff. Der persische Gesandte zeichnete sich besonders durch seine Pracht aus. Seine Kleidungsstücke bestanden aus den schönsten Fabrikaten seines Vaterlandes, aus blumigten Goldbrokaten mit Knöpfen und Schleifen von Edelsteinen und Per-

ten. Nicht minder prachtvoll waren die Pelze und Kaftane seiner Gesellschafter und Sekretaire und aller der vornehmen Perser, die sich in seinem Gefolge befanden. Die Turbane von Allen sah man mit Türkisen bedeckt, wovon es in ihrem Lande einen so großen Ueberfluß giebt; und die prächtigen Büsche, die nach persischem Kostüm über sie emportagten, zeichneten sie sehr vor den vornehmen Osmanen aus. Auch die Frauenzimmer des persischen Gesandschaftspersonals befanden sich in der Nähe. Man rühmte ihre ausnehmende Schönheit und die persische Tracht trug auch vielleicht nicht wenig dazu bei, sie noch mehr zu erheben. Um ihre Häupter hatten sie eine Menge seidene und goldene Bänder gewunden, die mit ihren Haaren eine Art dünner Zöpfe bildeten, die bis zu den Gürteln herabhingen; und vorne standen zwei Haarbüsche empor, die mit Perlen und Brillanten geschmückt waren und bis auf ihre Stirn herabreichten. Selbst die Sultaninnen und Odaliken des Großherrn sollen sie beneidet und eifersüchtig durch die Gitter ihrer Fenster ihre Anmuth bewundert haben. In einem ganz andern Kostüm erschien der tatarische Gesandte mit seinem Gefolge. Seine Leute trugen Bären- Fuchs- Wolfs- und andere Felle um die Schultern, deren Haar nach außen zu gekehrt war; auf gleiche Art waren die Mützen eingefaßt. Der Ambaßadeur selbst hatte einen prächtigen Zobelpelz umgeworfen. Strahlend von Gold erblickte man dagegen die Gesandten

von Fez, Marokko und den barbarischen Raubstaaten auf der afrikanischen Nordküste.

Hierauf fingen die Gesandten an, die Geschenke ihrer respektiven Höfe mit großen Zeremonien dem Sultan der Osmanen zu überreichen. Der französische Ambassadeur hatte sich dieses Geschäfts bereits den Tag zuvor entledigt. Er hatte unter anderm dem Kaiser eine kostbare Uhr von großer Kunst zu Füßen gelegt, welche die Stunden melodisch durch 30 silberne Glöckchen anzeigte, und 30 Stücke feines Scharlachtuch. Der Bailo von Venedig brachte ein Service von Silbergeschirr zum Geschenk, zur Hälfte vergoldet, zur Hälfte weiß: ein halb Dutzend große silberner Gefäße um Wasser zu schöpfen, zehn Stück Goldbrokate, Seidenzeuge und Damaste, zwanzig Stück Scharlachtuch. Der polnische Gesandte verehrte dem Großherrn einen Säbel, dessen Scheide und Griff mit kostbaren Steinen besetzt waren; der ragusanische 15 schöne Silbergeschirre, mehrere große Kerzen von weißem Wachs und einige Scharlachstücke; der persische zwei Alkorane und einige andere muhamedanische Religionsbücher mit massivem Golde bedeckt, und mehrere persische feine Teppiche mit goldenen, seidenen und Perlenstickereien; der tatarische mehrere Zobelfelle und Pelze von ausgezeichneter Schönheit und ausserordentlichem Werthe. Alle übrigen Gesandten überlieferten gleichfalls Geschenke nach dem Rang und der Macht ihrer Fürsten.

Die Feierlichkeiten des großen Volksfestes auf dem Hippodrom bestanden selbst in folgenden: Durch den Mufti wurden sie zuerst eröffnet. Er erschien in voller Majestät seiner hohen Würde unter einem Baldachin auf dem Rücken eines sehr großen Kameels, in den Händen ein Buch haltend, in welchem er ohne Unterlaß blätterte. Eine große Anzahl muselmännischer Geistlichen, die ebenfalls Bücher trugen, umgaben ihn zu Fuß. Viele derselben hatten sich sehr burlesk kostumirt; denn einige trugen den Kopf mit einer Kapuze bedeckt, andere mit einer Kappe, noch andere mit einer Krone; verschiedene hatten sich statt der Kleider in wilde Thierfelle eingehüllt. Kaum waren sie auf dem Platz angelangt, als sie ein seltsames Charivari erhuben, theils pfiffen, theils gleich brüllenden Löwen schrien, theils mit metallenen Becken ein Getös verursachten, theils Schellen und Glocken schallen ließen, die sie mit sich trugen, theils Luftsprünge machten, theils unaufhörlich tanzten. Mit diesen lächerlichen Zeremonien machten sie dreimal die Tour um den Platz herum; nachher machten sie vor dem Fenster des Sultans Halt, der ihren Possen durch ein Gitter zusah. Hier verrichteten sie ihr Gebet und während diesem religieusen Aktus sah man verschiedene Derwische ihre große Messer entblößen, sich an mehrern Orten das Fleisch durchstechen, daß stromweise das Blut überall hervorquoll, und mehrere andere magische Proben, als Zeichen ihrer Liebe zu ihrem

Propheten und Sultan, den Blicken der dicht gedrängten neugierigen Schaaren auszustellen.

Bald darauf stieg der Mufti von seinem priesterlichen Throne herab, begab sich in das Innere des Pallastes und brachte dem Grosherrn seine Geschenke dar. Sie bestanden in mehrern Religionsbüchern in kostbaren Einbänden. Der Kaiser erhub sich bei seinem Eintritt von seinem Sitze, ging ihm entgegen und erzeigte ihm eine ausgezeichnete Ehre. Nach einigen Augenblicken entfernte sich der Erste der muhamedanischen Religionslehrer und Geistlichen wieder und verließ in Gesellschaft seiner zahlreichen komischen Begleitung den Hippodrom.

Nach den muselmännischen Priestern und Mönchen kam die Reihe an die christlichen; auch sie waren genöthigt, ihre Freude bei diesem großen Feste öffentlich der Menge zu zeigen und selbst mit Aufopferungen dem türkischen Pöbel einen Beweiß zu geben, wie sehr sie das Glück schätzten, Unterthanen des Kaisers der Osmanen zu seyn. Die zwei Patriarchen von Konstantinopel, der griechische und armenische, erschienen, beide in langen schwarzen Talaren, im erzbischöfflichen Ornat und umgeben von einer großen Menge griechischer und armenischer Geistlichen. Sie bildeten einen langen, ehrwürdigen Zug, der seltsam gegen die Maskerade abstach, die man eben von den muhamedanischen Mönchen hatte spielen sehen. Demüthig mit gesenktem Haupte zogen die griechischen Kaluger und

armenischen Priester einher; sie hatten mehr das Ansehen, als folgten sie einer Trauerszene; als wären sie hierher gekommen, bei einem Freudenfeste thätige Rollen abzugeben. Indem sie vor dem Pallaste Ibraëm's ankamen, ließen sie laut ihr zu Gott flehendes Gebet hören, daß der Allmächtige den Sultan segnen möge. Zugleich brachten sie ihm ein großes silbernes Gefäß dar, das mit Goldstücken angefüllt war und entfernten sich dann von dem Atmeidan.

Nach dem Korps der muselmännischen und christlichen Geistlichkeit kam die Innung der Kaufleute zum Vorschein. Im Ganzen waren es ungefähr tausend Personen, Türken sowohl als Christen und Juden, alle in goldstoffenen Kleidern, aufs glänzendste geschmückt. Der Reichthum und der Wohlstand spiegelten sich in jedem derselben und alle schienen mehr Fürsten als Handelsleuten zu gleichen. Ihnen folgte eine schöne Gesellschaft von jungen Leuten, die in Mädchen verkleidet waren, mit dem Bogen in der Hand und einen mit goldenen Pfeilen gefüllten Köcher auf dem Rücken oder der Schulter. Dann erblickte man einen niedlichen Trupp schöner kleiner Knaben, die lauter Amor's glichen, in zierlichen Kleidern, mit Blumen geschmückt und in der Hand mit Wurfpfeilen ausgestattet. Sie zogen ohne Anstrengung einen Wagen, auf welchem sich eine mit Gold- und Silberstoffen und Teppichen aller Art gefüllte Bude befand. Alle diese Waaren

wurden dem Großherrn zum Geſchenk gebracht, und einſtimmig während dieſer ganzen Feierlichkeit ohne Unterlaß gerufen: „Es lebe Sultan Amurat! Es lebe Sultan Amurat! Der Prophet laſſe lange regieren den Padiſchah!“

Die Goldſchmiede betraten den Hippodrom, ſo bald die Kaufleute ihn verlaſſen hatten. Sie formirten einen nicht minder merkwürdigen Aufzug. Schon ihre Kleidungen zeigten dem Auge die Kunſt, womit ſie ſich beſchäftigten. Alle hatten ſich mit Gold und Silber faſt bedeckt, und hinter ihnen her ſah man von Einigen aus ihrer Mitte eine ganze Boutike voll Gold- und Silbergeſchirr ziehen, die dem Großherrn verehrt wurde.

Eine kleinere Anzahl anderer Goldſchmiede zog abgeſondert vorüber; es waren die reichſten unter allen, nämlich die von dem Baſar der Hauptſtadt. Alle hatten ſich dergeſtalt geſchmückt, daß viele Hunderttauſende darauf verwendet worden ſeyn müſſen und die Geſchenke, welche ſie vor dem Kaiſerlichen Throne niederlegten, waren von außerordentlichem Werthe.

Am reichſten ausſtaffirt aber gingen wohl die Juweelen- und Perlenhändler. Ihre Gewänder ſtrotzten von der Fülle koſtbarer Steine, und die Stickereien von Perlen und Schnüre aus denſelben übertrafen Alles, was man ſich in dieſer Art geſehn zu haben erinnern konnte. Man ſchätzte dieſe auf

[illegible] Kostbarkeiten allein auf mehr als eine Million Zechinen an Werth. Einige vorzügliche Meisterstücke ihrer Arbeit wurden dem Kaiser als Zeichen der Verehrung überliefert.

Darauf folgte die Zunft der Gold- Silber- und Seidenarbeiter. Sie bestand aus ungefähr 500 Personen, welche insgesammt wohlgekleidet waren und zwei Weberstühle vor sich her ziehen ließen. Indem sie dreimal um den Platz herumgingen, wußten sie ein Stück Goldstoff und ein anderes von Seide völlig zu verarbeiten und zu beendigen. Einige schön gerathene Proben ihrer Geschicklichkeit wurden von ihnen dem Kapi-Aga für den Sultan eingehändigt.

Die Bortenwirker (Passementier's) zogen bald hierauf die Aufmerksamkeit auf sich. Sie gingen zwischen mehrern Arten von Thieren einher, welche aus Seide verarbeitet waren, und künstlich sich mit ihnen fortbewegten. Ein großes Stück von Gold- und Silberband ward bei dieser Gelegenheit dem Herrscher der Gläubigen zu Theil.

Die Leinweber zogen in einem starken Haufen auf den At-meidan, so bald die Bortenwirker abgetreten waren. Sie verfertigten ein Stück feines Zeug während sie, gleich den andern Handwerkszünften, ihre drei Umgänge machten und legten dann einen großen Ballen Zeug vor dem Thore des Ibraim-Pascha-Serai nieder.

Die Baumwollenarbeiter traf nun die Reihe.

Sie hatten eine Anzahl Knaben bei sich, welche die verschiedenartigsten Stücke aus ihren Fabriken zur Schau trugen, die denn auch nachher die Menge der für den Großherrn bestimmten Geschenke noch vermehren halfen.

Die Teppichfabrikanten führten zwei Kameele mit sich, auf welchen einige vorzügliche Produkte ihrer Geschicklichkeit ausgebreitet waren. Einige Träger zeigten auch auf hohen Stangen verschiedene mit Gold und Silber durchwirkte Teppichzeuge. Der Sultan bekam auch von diesem Korps ein nicht unbeträchtliches Honorar.

Die Federschmücker reizten sehr die Neugierde der Zuschauer. Sehr erfinderisch hatten sie mehrere Vögel in Lebensgröße verfertigt, die künstlich in der Luft zu fliegen schienen, als wären es lebendige Thiere. Einige Knaben folgten ihnen, gleich den Papageno's in der Zauberflöte gekleidet, und in der Hand hohe Stöcke haltend, woran Federbüsche von allen Gattungen und Farben festgebunden waren.

Die Schneider arbeiteten an Kleidungsstücken und vollendeten sie, indem sie ihre Tour um den Platz machten. Ein Theil derselben saß mit allem Handwerkszeug auf einer Schleife, die von einer Anzahl Lastträgern gezogen wurde, so daß sie mit aller Gemächlichkeit die Scheere führen konnten.

Stattlicher fuhren die Schuster noch einher. Sie hatten 20 mit Büffeln bespannte einspännige Wagen in ihrem Gefolge, auf welchen die Meister mit

den Gestellen saßen und eifrig beschäftigt waren, Papuschen, Sandalen, Pantoffeln und Schuhen (Stiefeln) zu nähen. Mehrere Paare von dem schönsten gelben Korduan waren für den Großherrn bestimmt.

Die Kürschner ritten zum Theil auf Maulthieren einher. Sie hatten um sich Pelze von Zobel, Hermelin, Fuchs und andern wilden Thieren, und arbeiteten alle mit einer Emsigkeit, als wette man darauf. Ihnen folgte ein Büffelochse, an welchem alle mögliche Arten von Pelzwerk befestigt waren.

Die Mützenmacher folgten ihnen unmittelbar und zwar ebenfalls in voller Arbeit. Dreißig derselben gingen paarweise mit Stangen auf den Schultern, auf welchen allerlei Arten von Kaucks und Kalpacks für Muselmänner, Griechen, Armenier und Juden aufgesteckt waren. Indem sie am Kiosk des Serails anlangten, riefen sie, gleich den übrigen Genossenschaften, dem Sultan ein lautes Hurrah zu.

Einen prachtvollen Aufzug machten die Waffenschmiede. Die Säbel, Messer, Pistolen und Büchsen, die Wehrgehänge und Pulvertaschen, die zur Schau von ihnen vorübergetragen wurden, schimmerten glänzend von Gold und Silber; die Gefäße und Griffe zeigten die größte Kunst und Geschicklichkeit. Ein ungeheurer Säbel von der Länge einer Mannshöhe wurde von dieser reichen Zunft dem Großherrn zum Geschenk gemacht.

Die Zinngießer gewährten einen nicht minder prächtigen Anblick. Eine Anzahl derselben trug ein Gerüste, auf welchem sie verschiedene Arten von hell blinkenden zinnernen Gefäßen, Tellern und Schüsseln ausgestellt waren. Als ein für den Fürsten bestimmtes Geschenk wurde eine zinnerne Terrine von außerordentlicher Größe, fast zwei Fuß im Durchmesser, nachgefahren.

Die Blechschmidte machten die Runde auf dem Hippodrom, indem sie ihre lärmenden Arbeiten verrichteten. Auf einem von zwölf Männern getragenen Balken standen allerhand niedliche Arbeiten aus ihren Werkstätten. Ein großer Käfig für Papageien wurde auf einem Wägelchen als Geschenk für den Padischah nachgeführt.

Die Messerschmidte legten im Gehen auf dem Rade ihre Arbeiten ab, und führten eine Art von Pyramide auf einem Wagen mit sich, die ganz mit blanken Messern bedeckt war.

Die Eisenschmidte umgaben einen großen Rollwagen, auf welchem ein starkes Feuer brannte, in welchem ein Ambos sich befand, worauf allerhand Eisenstangen geschmiedet wurden.

Die Töpfer arbeiteten auf einem ziemlich großen von Büffelochsen gezogenen Gerüste; verschiedene ihrer Arbeiten mit farbigen Glasuren standen rund um sie herum.

Die Kupferschmidte führten drei mit ihren Gefäßen von hellstrahlendem Geschirre besetzte Wagen

auf den Platz, die eine schöne Wirkung machten. Ein Haufe von ihnen brachte auch allerhand Beschläge und Kleinigkeiten mit den Hämmern mitten auf dem Wege zu Stande.

Die Maurer und Steinmetzen zeigten nicht weniger Begierde, ihre Thätigkeit vor dem Sultan sehen zu lassen. Sie verfertigten einen schönen Turban von Marmor für einen Grabstein, und richteten einige Quadern zu, die auf einer Schleife nachgezogen wurden.

Die Sattler machten einen glänzenden Haufen aus. Die Sattel, die sie zur Schau mit sich führten, gehörten zu den niedlichsten und kostbarsten dieser Arbeiten. Eine lange von zwanzig Personen getragene Diele war mit einer unzähligen Menge von Gezäumen, Schwanz- und Bauchriemen, Sorgbügeln und Gurten behangen.

Die Glasmacher blieben verschiedene Gläser mitten auf dem At-Meidan, und überbrachten dem Großsultan eine Wasserflasche von solcher Größe, daß ein paar Ohnen Platz darin hatten.

Die Bäcker knieten öffentlich vor den Augen der ganzen versammelten Menge den Teig zum Brode, und trugen eine Menge Körbe voll Kuchenwerk, das sie mit freigebiger Hand ausspendeten.

Die Fleischer schlachteten und erwürgten so gar das Vieh mitten vor dem Anblick des Sultans und seiner Frauenzimmer, und theilten das Fleisch unter dem Pöbel.

Die Gärtner zogen mit Blumen reichlich beladen auf; auch hatten sie eine große Verschiedenheit von Obstarten in Körben, die sie mit Blumenkränzen umwunden und am Throne des Monarchen niederwarfen.

Die Zuckerbäcker zogen auf einem Rollwagen einen Mann zu Pferd mit natürlichen Farben ganz aus Zucker. In der Hand trugen sie mehrere Lorbeer- und Rasenkränze ebenfalls aus Zuckergebackenem.

Die Korbmacher trugen auf Stangen ein breites ausgespanntes Tuch, worauf sich Körbe von allen Formen und Farben befanden.

Die Maler führten ein ganzes Häuschen mit sich, dessen Wände aufs bunteste angestrichen waren. An Stangen sah man hoch in der Luft Sprüche aus dem Koran mit arabischen Buchstaben gezeichnet.

Die Tagelöhner verschmähten nicht, mit ihren Schiebkarren und Hacken auf den Hippodrom zu erscheinen, und den Sand des Platzes zu bearbeiten vor den Augen der versammelten Tausende.

Man sah die Kaffetier's und die Scherbethändler in einzelnen Abtheilungen über den At-meidan wandern. Die Kuchenverkäufer, Höcker und Trödler kamen mit ihren Gestellen; die Lastträger mit ihren Tragmaschinen.

Die Hirten trieben ihre fetten Heerden vor sich her, dreimal um den Platz herum. Die Maulthierbesitzer, Pferdevermiether, Eseltreiber und Kärner hatten ihre Maulthiere, Pferde, Esel und Rüssel

bei sich. Auch sie hielten, so gut es gehen wollte, Anreden an den Sultan und brachten, da sie nichts anders hatten, Holz, Steine und Wasser zum Geschenk, um wenigstens ihren guten Willen zu zeigen.

Die Juden waren der Ordnung und Reihe nach die letzten, welche Geschenke darbrugen. Dreihundert Jünglinge von dieser Nazion, zogen in den Trachten verschiedener Völker in drei Kohorten einher. Die erste war ganz französisch gekleidet und bewaffnet, die andere stellte einen Haufen Spanier vor, und die dritte erschien in Schweizerkostüm mit breiten Hosenschlitzen. Diesen folgte eine unzählige Menge Drachen, Schildkröten und Ungeheuer, welche künstlich über den Platz herumschirten. Den Schluß aber machten possierliche Gestalten in allerhand Verkleidungen; unter andern stellten sich Weiber dar, die ihre Spinnrocken an die Männer abgegeben hatten. Sie ritten auf den Schultern dieser letztern, um ihre Herrschaft über sie zu zeigen und das Elend der unter der schweren Last Niedergedrückten anschaulich zu machen.

Nachdem der Sultan, so von allen Klassen der Bewohner Stambuls Glückswünsche angehört und Geschenke angenommen hatte, brach er in der Stille aus dem Pallaste auf und kehrte in das große Serail wieder zurück. Ihm folgten nach und nach alle übrige Bewohner der Residenz, welche hier Zuschauer abgegeben hatten; und auch die versammelten

Grafen und Gesandten nahmen ihren Rückweg zu ihren Wohnungen. Dessen ungeachtet aber blieb der Hippodrom mit Menschen angefüllt, denen zur Abwechselung auf kaiserliche Kosten allerhand Schauspiele zum Besten gegeben wurden. Als den Abend herangerückt hielten eine Menge Marionetten- und Schattenspiele den Platz besetzt, welche das Volk bis tief in die Nacht belustigten.

Auch im kaiserlichen Serail und Harem hatten indessen die Lustbarkeiten von neuem ihren Anfang genommen. Sobald es dunkel ward, hatte man die Gärten mit Gruppen von Transparenten ausgeschmückt, und in der Nacht musste die ganze im Hafen von Stambul und zu Gallipoli liegende Flotte ein grosses Scheingefecht auf dem weissen Meere halten. Der Grosherr sah in Gesellschaft der vornehmsten seiner Frauenzimmer diesem prachtvollen Schauspiele aus einem nahe an dem Serailhof gelegenen Kiosk zu, und es wurden dabei über tausend blinde Kanonenschüsse und über 10000 Büchsenschüsse gesehen und gehört.

In der Frühe des folgenden Morgens war schon Alles wieder auf dem Hippodrom versammelt, um die Erneuerung der Lustbarkeiten abzuwarten. Man begann mit den Aufführung kriegerischer Schauspiele. Der Grosvezir wollte den Augen seines Herrn ein anschauliches Gemälde von seinen Siegen gegen die Ebeisten darstellen und hatte in dieser Hinsicht ausserordentliche Kosten angewandt. Er liess unter

andern zwei große Schlösser von Holz; das verschieden bemalt war, mit Thürmen und Batterien voll Geschütz auf Rädern auf den Platz schaffen. Das eine derselben war von Türken besetzt, die oben mehrere rothe, weiße und grüne Fahnen aufgepflanzt hatten; das andere ward von einem Haufen Bewaffneter vertheidigt, die nach fränkischer Art gekleidet und gerüstet waren und Christen vorstellen sollten. Die Fahnen dieser letztern waren mit weißen Kreuzen geziert und wahrscheinlich im Kriege von den Muselmännern erbeutet. In jedem dieser beiden Schlösser befanden sich 30 Pferde, womit verschiedene Ausfälle gegen den Feind in's Werk gerichtet wurden.

Das Manöuvre selbst bestand nun im folgenden: Die Türken schlugen die Christen scheinbar in die Flucht und nöthigten sie, sich in ihr Fort zu werfen. Hier wurden sie von ihnen eingeschlossen, und belagert. Die Mauern stürzten nach und nach ein und die Bresche kam zu Stande. Nachdem man nun die schwächsten Punkte ausgekundschaftet hatte, marschirte man allgemein zum Angriff, um die Feste mit stürmender Hand einzunehmen. Das Geschrei war dabei, wie es bei den Angriffen der Türken zu seyn pflegt. Der Widerstand von den Mauern der Festung war klein und kurz, bald sah man die Muselmänner als Sieger auf den Zinnen der Thürme. Nun überließen sie sich völlig der bei ihnen gewöhnlichen Grausamkeit; alles mußte zum

Schein über die Klinge ſpringen, und eine Menge falſcher Köpfe wurde auf Stangen über die Mauern in die Höhe gehoben und den Zuſchauern als ein Beweis der Niederlage der Feinde gezeigt. Um ihre Verachtung gegen die Chriſten noch mehr an den Tag zu legen, hatte man 80 Schweine in dem künſtlichen Fort eingeſperrt; dieſe ließ man jetzt los und rannte mit einem wüthenden Geſchrei hinter ſie drein.

Der Kapudân-Paſcha übertraf den Großvezir noch durch ſeine Induſtrie. Eine große, bewunderungswürdig aus Pappe und Holz verfertigte Inſel, welche Zypern vorſtellen ſollte, wurde auf ſeinen Wink auf den Platz gerollt. Zwei mächtige Armeen, die eine zu Waſſer, die andere zu Lande hielten ſie belagert. Man ſah die eben ausgeführte Landung der Muſelmänner auf der Inſel, die Abfahrt von Famagoſta, die Ausfälle der Chriſten, die Scharmützel und Gefechte, die Batterien und Kontrebatterien, die Minen und Kontreminen, die gemachten Breſchen, das Sturmlaufen, Feuer an allen Orten und Alles was die Wuth des Krieges hervorbringt. Bald waren die Türken Herren der Mauer, bald trieb die Tapferkeit der Zyprier ſie wieder davon zurück. Die Peſt, die Uebermacht, der Hunger, Mangel an gehörigen Munitionen und die gänzlich verſchwundene Hoffnung eines Entſatzes zwangen endlich die Chriſten zur Uebergabe. Die Muſelmänner hielten die Bedingungen nicht, un-

ter denen sie zum Besitz der Festung gelangt waren. Ein Theil der Besatzung ward niedergehauen, ein anderer in Ketten gelegt. Alles dieses wurde hier auf dem Hippodrom anschaulich dargestellt; und der Lärm der vielen Trommeln, das Trompetengeschmetter, das Feldgeschrei der Osmanen, der Donner der Kanonen versetzte den Zuschauer in der Einbildung ganz nach der Insel Zypern.

Es erschienen nachher noch einige andere künstliche Schlösser auf dem Platz, die fast einerlei mit denen des Großvezirs darstellten. Eins derselben, das kleinste von allen, trug zwei Thürme, in welchen man zwei Bewaffnete erblickte, die mit Säbeln gegen einander fochten und grüne Fahnen und Glasmaßen führten, ohne sie zu zerbrechen. Nach der Hand kamen auch die Rumelier und Albaneser beritten zum Vorschein, mit der Lanze in der Faust und unten am Sattel befestigt und dem Schilde auf der linken Seite. Mehrere ihrer Pferde blieben während dem Kampfe auf dem Platze.

Sobald diese Scharmützel beendigt waren, begannen sie das Ringespiel. Eine kleine eiserne Stange wurde in die Erde gepflanzt und auf dieselbe ein Ring gelegt. Dieser wurde nun von den geschickten Kampfspielern mit der Lanze aufgefangen und dann jedesmal dem Sultan vor's Fenster dargebracht, der ihnen dafür zur Belohnung einen goldenen Ring herunterwarf. Jeder der Reiter, der ein solches kaiserliches Geschenk von der Erde aufhub, küßte

es, legte es auf sein Haupt, neigte sich sehr ehrerbietig und zog sich alsdann wieder zu seinem Haufen zurück.

Nach dieser Szene ließ man dreißig christliche Soldaten auf den Platz kommen, die in dem letzten ungrischen Kriege zu Gefangenen gemacht worden waren. Sie folgten mit Fesseln an den Beinen, dem Triumph der türkischen Anführer, denen sie als Beute zugefallen waren. Einige Fahnen und Trommeln waren die Trophäen.

Mit einer allgemeinern Freude sah man ein schönes Korps von Bogenschützen zu Pferd ankommen. Die Stücke welche sie als Proben ihrer Geschicklichkeit zeigten, erweckten die Bewunderung aller Zuschauer. Nachdem sie ihren Lauf vollendet hatten, den Schild in der linken, und den langen Wurfspieß oder die Halbpike in der rechten Hand, während dem sie bald in Reihen und Gliedern, bald im größten Gemisch und Wirrwarr gegen einander kämpften, die Dschirids auf einander loswarfen und sie dann in größter Schnelligkeit wieder von dem Boden aufhuben, setzten sie ihre Rosse in vollem Gallopp, und mitten in diesem entsetzlichen Rennen zogen sie dreimal den Säbel aus der Scheibe und steckten ihn eben so oft wieder hinein, ohne im mindesten stille zu halten; auf gleiche Weise schossen sie dreimal den Bogen ab: das erstemal hinterwärts auf dem Rücken der Pferde, das zweitemal, indem sie einen auf einem großen Mastbaum in der Mitte

des Hippodrom aufgestellten gläsernen Kugeln durchschossen, endlich indem sie den Ring zu erreichen bemüht waren, waren die [illegible] bereits ihre Geschicklichkeit zeige hatten. Jedesmal wenn einem ein solches Kunststück gelungen war, erhob er sich auf diese Sattel, galloppirte pfeilschnell davon und hatte in einem Nu seine Waffen wieder zu einem neuen Manövre bereit.

Einer schnallte im vollen Rennen den Sattel von seinem Roß ab, legte ihn demselben auf den Hals und schnallte ihn dann wieder auf. Der nämlich legte eine Orange auf den Turban seines Sklaven und durchschoß sie mit Pfeilen im vollen Laufe, ohne ihm etwas zu Leide zu thun. Er zerschoß mit einem Pfeile einen [illegible] gegossenen Mörser, und band unter andern zwei Pferde zusammen, setzte auf jedes von beiden einen Fuß und hatte sich aufrecht haltend, einen jungen Knaben auf der Schulter sitzen, der im größten Gallop Pfeile abschoß. Ein anderer aus dem Korps der [illegible] Bogenschützen sprengte mit verhängtem Zügel, den Kopf auf den Sattel seines Pferdes stützend, die Höhe durch vier Säbel mit gegeneinander gerichteten Spitzen beschwert.

Zwei Personen von dem nämlichen Haufen sprungen zu gleicher Zeit auf den Sattel eines Pferdes, [illegible] und rückwärts im vollen Laufe des Gauls, und sprangen bald auf bald ab ohne einzuhalten. Ein Araber der sich in diesem gefällt, ver-

band mit ihrer Geschicklichkeit noch eine besondere Stärke der Backenzähne. Ein muthiges Pferd hielt er, mit gebundenen Händen, lediglich mit den Zähnen im Zaum, legte einen Korb darauf und warf seinen Knaben hinein, um ihn zu beschweren. Auch sattelte er sein Pferd mit den Zähnen und sprang dann auf dasselbe.

Den Beschluß an diesem Tage machten endlich mehrere fromme Handlungen, welche der Sultan in Person an dem Thore, durch welches die Reise nach Adrianopel geht, der alten Sitte gemäß ausübte. Indem er den Hippodrom verließ, begab er sich in Begleitung seines Prinzen, seines zahlreichen Hofstaats und aller Großen des Reichs dahin; und als er an Ort und Stelle angelangt war, ließ er 4000 Stück Lämmer und eine große Menge Ochsen feierlich opfern. Die letztern wurden ganz am Spieß gebraten, in jedem steckte man ein ganzes Lamm, in dieses ein Huhn, in dieses endlich Eier. Alles ward dem Volke preiß gegeben. Es mußte sich treffen, daß gerade zu dieser Zeit die Nachricht von der Niederlage der türkischen Armee in Persien anlangte. Man vergriff sich sogleich öffentlich an der Person des persischen Gesandten und führte ihn am hellen Tage vor den Augen der ganzen unzählbaren Menge versammelter Zuschauer in's Gefängniß. Zu gleicher Zeit ward seine Loge auf dem Hippodrom völlig zerstört.

Dessen ungeachtet wurden doch die öffentlichen

Lustbarkeiten am folgenden Tage fortgesetzt. Ein Haufe von Gauklern, deren es in der Türkei und besonders in Konstantinopel eine so große Menge giebt, zeigten zum gewöhnlichen Erstaunen aller Zuschauer folgende Stücke: Zuerst schloß einer derselben einen jungen Knaben mit 25 — 30 dicken Schlangen ganz nackt in ein Faß ein, und rollte dasselbe um den ganzen Atmeidan herum. Nachher zog er den Knaben gesund und unversehrt wieder heraus. Die nämlichen Schlangen stachen und bissen zugleich die andern, die sich ihnen näherten.

Hierauf begrub man ein junges Kind tief in einen Graben, bedeckte es mit Erde, eben so als wenn man einen Leichnam vor sich hätte; und dennoch antwortete es eben so deutlich und verständlich auf Alles, was man dasselbe fragte, auf gleiche Art, als wenn es überhalb der Erde wäre.

Ein anderer zeigte sich dem Publikum zwar ganz nackt; aber mit einer übermenschlichen Leibesstärke. Er legte sich rücklings auf die Schneide zweier starken Säbel, und in dieser Lage nahm er einen dicken eisernen Ambos auf den Bauch, worauf vier Leute große Hammerschläge thaten und dicke Holzklötze spalteten, ohne ihm den mindesten Schaden zu thun.

Kaum war dieser Simson abgetreten, als ein ganzer Haufe nackter Kerle erschien, deren Körper ganz von Wunden bedeckt waren; sie trugen zugleich die Waffen, welche sie ihnen geschlagen hatten, ei-

nige Pfeile, andere Messer und Säbel. Aber ehe diese Leute, welche sich mit Fleiß so zugerichtet hatten, noch ihre dreimalige Tour um den Platz herum vollendet hatten, fielen zwei von ihnen todt nieder auf die Erde und waren so ihre eignen Mörder gewesen.

Ein neuer Gaukler legte Proben von der Stärke seiner Kehle und Hände ab. Er hielt zwischen den Zähnen ein Eisen von einem Pferde und riß die Hälfte davon mit den Händen ab. Zu gleicher Zeit schlug er ein eisernes Pflugschar durch drei Faustschläge in Stücken, machte eins derselben im Feuer glühend, ergriff es dann mit den Händen, beleckte es mit der Zunge und rieb damit sein Gesicht, ohne sich zu verbrennen. Darauf ließ er auf eine possierliche Art einen Balken auf seinen Schultern tanzen, ohne ihn mit einer Hand zu berühren und ohne sich zu bewegen von einer Schulter zur andern springen.

Ein Anderer ließ auf seinem Kopfe einen Stein durch Hammerschläge in Stücke zerhauen, der so groß war, daß ein Mann ihn kaum von der Erde aufzuheben vermochte. Der nämliche ward mit einem Haufen von Steinen dergestalt bedeckt, daß man ihn nicht mehr sah, ohne daß dies ihm die geringste Beschwerde zu verursachen schien.

Gleich darauf zeigte sich wieder eine andere Bande von Gauklern, die so harte Füße hatten, daß sie ohne Schmerzen auf eisernen Spitzen und spitzigen

Weſſen herumſpatzieren konnten. Ihnen folgte ein Mann, der mit einem Strick, der an ſeine Haare gebunden war, ein Gewicht von 150 Pfund auf hob, ohne ſich im geringſten der Hände dabei zu bedienen.

Mehrere zu allerhand Arten von Gaukeleien abgerichtete Thiere vermehrten noch die Mannigfaltigkeit der Schauſpiele auf dem Hippodromus. Kleine Vögel apportirten Geldſtücke aus ſo weiter Ferne als man verlangte, und legten ſie ihren Herren in die Hände. Eſel mußten tanzen und Affen ſowohl als Hunde tauſend artige Touren machen. Auch Bären, Füchſe und Kameele mußten ihre Künſte darſtellen.

Die großherrlichen Fechter ließen darauf ihre Stärke und Gliedergeſchmeidigkeit ſehen. Sie hatten den Körper ganz mit Oel und Fett bedeckt, um deſto ſicherer den Angriffen ihrer Gegner auszuweichen. Man ſagt, dieſe Leute enthielten ſich ganz und gar des Genuſſes des andern Geſchlechts, weil ſie behaupten, daß ſie auf dieſe Weiſe länger ihre körperliche Stärke behalten.

Andere Leute aus dem kaiſerlichen Gefolge fanden ſich ebenfalls auf dem Platze ein, um Darſtellungen von ihrer Geſchicklichkeit, Uebung und Abhärtung zu geben. Einige von ihnen hatten die Füſſe mit Eiſen beſchlagen und liefen und ſprangen deſſenungeachtet mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit. Andere zeigten bei ihren Stücken eine ſolche Härte der Füße, daß ſie allgemeines Erſtaunen erregten. Man erzählt, dieſelben ſeyen ſo hart, daß

man kaum Nägel einzuschlagen vermöchte. Sie bedienen sich von Jugend auf mancherlei Mittel, es dahin zu bringen.

Darnach mußten die Seiltänzer ihre Künste blicken lassen. Sie hielten Tänze auf ausgespannten Stricken, sprangen von einem zum andern, hielten ordentliche Kampfspiele auf denselben, schossen im Springen Pistolen ab, machten Drehtänze und balanzirten auf die mannigfaltigste Art.

Man brachte dann auch zwei Elephanten und einen Giraffe auf den Hippodrom, um durch diese selten geschehene Gegenstände das Vergnügen des Sultans noch zu vermehren. Die Elephanten waren in der Größe sehr verschieden; es war ein großer und ein kleiner. Der erstere trug ein kleines Schloß von Holz auf dem Rücken, in welchem fünf bis sechs Soldaten bequem sich aufhalten konnten. Indem er vor das Fenster des Großherrn kam, hob er das Haupt in die Höhe und neigte es dann tief als ein Zeichen der Ehrerbietung. Man warf eine Hand voll Aspern auf die Erde, er nahm sie mit dem Rüssel auf, mit der größten Leichtigkeit. Acht der stärksten Türken hielten mit beiden Händen eine lange Stange und reichten ihm das eine Ende derselben hin. So bald er es mit dem Rüßel gefaßt hatte, drehete er die acht Männer in einen Halbkreis um sich herum und entriß ihnen dann die Stange ab, durch einen einzigen Stoß, den er mit ihr auf den Boden that. Darauf hielt er die Stange aufrecht

wie einen Säbel in dem Rüßel, mit der größten Gewandheit. Der Giraffe war so groß, daß sein Kopf bis in die Fenster reichte und machte durch seine seltsame Gestalt große Wirkung auf das Volk.

Das waren die Lustbarkeiten am Tage; aber auch in der Nacht mangelte es nicht an solchen. Sobald die Sonne völlig untergegangen und die Dämmerung eingetreten war, sah man auf dem Atmeidan einen großen Mastbaum aufrichten, der mit einem Zirkel gekrönt war, in welchem eine außerordentliche Menge von Lampen brannte. Nahe an dem Obelisk war ein Rad von ausnehmender Größe angebracht, das sich unaufhörlich umdrehete und zwölf andere kleinere in Bewegung setzte. Die vielen Lampen, die an diesen Rädern sich befanden, waren von einer solchen Art, daß sie ungeachtet des Umdrehens fort brannten, und so nur Feuerkreise zu bilden schienen. Außerdem hatte man noch mehrere andere Mastbäume auf dem Platze errichtet, die durch Seile mit einander verbunden waren, an welchen fast unzählbare Lampen hingen. Dieser auf solche Art hervorgebrachte künstliche Tag schien die Nacht zu verscheuchen und eben darum fingen auch dann nach einer Weile die Lustbarkeiten von neuem an, indem sich der Hippodrom mit Gauklern, Kunststückmachern, Possenreissern und Spielern aller Art wiederum füllte.

Nachher sah man mehrere Feuerschlösser auf den Platz bringen, wovon einige durch Satyren, ande-

re durch Drachen gezogen wurden, welche Flammen ausſpien und die Luft mit künſtlichen Blitzen und Donnern erfüllten. Das reitzendſte nächtliche Schauſpiel auf dem Atmeidan aber, gewährte indeſſen die Vorſtellung einer Seeſchlacht. Man erblickte da eine Menge Schiffe und Galeeren mit geſpannten Segeln, mit Artillerie beſetzt, und mit fliegenden Flaggen. Die Trompeten ſchmetterten, man hörte das Gefecht und ſah den Sieg über die Feinde. Nicht minder ſchön wurden auch des Nachts Darſtellungen von Schlachten auf dem Lande, von Belagerungen und Eroberungen der Städte und Feſtungen gegeben.

Als die Luſtbarkeiten ihr Ende erreicht hatten, war der Zeitpunkt, worinn ſich alle diejenigen zu melden hatten, die wünſchten, Renegaten zu werden und zum Moslemismus überzutreten. Es erſchienen zu dieſem Zwecke eine ſolche Menge Griechen, daß man nicht genug Leute finden konnte, um ſie alle zu beſchneiden. Sie warfen ſich insgeſammt vor dem Großherrn nieder und legten dann ihre Mützen ſich zu Füßen, zum Zeichen, daß ſie ihre Religion mit Füſſen träten. Ein türkiſcher Geiſtlicher ließ ſie dann den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe heben, zum Beweiß ihres Glaubens an die Einheit Gottes, und jeder mußte hierauf mit lauter Stimme rufen: La Illa Eilala Alla Muhamed Reſul Alla! Sogleich wurden ſie dann nach den Pavillons geführt, welche man am Ende des

Platzes besonders zu diesem Behufe aufgebauet hatte, wo die Beschneidung an ihnen vollzogen ward. Die Zahl dieser Abtrünnigen belief sich damals auf mehr als vier tausend.

Ist alles dieses vorbei; so wird der junge Prinz, dem die Feten insgesammt galten, in das Zimmer seines Vaters, des regierenden Kaisers geführt. Alle Großen des Hofs und alle Vezire der hohen Pforte, nebst den Häuptern des Ulema's versammeln sich zugleich hier und nun wird er mit den gewöhnlichen Zeremonien von einem der ersten Eunuchen des Serails beschnitten. Ist die Wunde nach einigen Tagen völlig wieder geheilt, so hat er den Abschiedsbesuch bei seiner Mutter abzustatten: denn er verläßt den Harem nun ganz, um die Wohnung der erwachsenen Prinzen von osmanischem Geblüth zu beziehen.

Die Sultan-Chaseki sowohl als alle Frauenzimmer von Range innerhalb des Serails überhäufen den jungen Sultanssohn nun mit Geschenken, und alle Großen des Hofs und Reichs sehen sich, der Sitte gemäß, gleichfalls dazu gezwungen. Der Kaiser, sein Vater, ordnet nun sein Haus und seinen Hofstaat an. Er giebt ihm einen besondern Lehrer und, außer mehrern Eunuchen zur Bedienung, einen Verschnittenen von Rang zum Gouverneur, der dann für jeden Schritt des Prinzen in der Zukunft verantwortlich ist.

VI.

Der Derwisch in der Moschee zur Nachtzeit.

Eine Anekdote.

Unter der großen Menge von Muselmännern, die es für ihre Pflicht hatten, tagtäglich die Gotteshäuser zu besuchen, giebt es auch manche, die, um sich einen besondern Ruf von Heiligkeit zu erwerben, sich nicht damit begnügen, zur Tageszeit ihr Gebet feierlich in den Moscheen zu verrichten, sondern auch wohl die ganze Nacht in diesen Gebäuden zubringen. Obgleich ich nun freylich nicht in Abrede seyn will, daß viele aus wahrer Frömmigkeit so handeln, so sind doch gewiß auch manche vorhanden, die, indem sie die Nacht mit Schlafen auf den Teppichen in dem Innern der Moschee zubringen, den Leuten nur glauben machen wollen, sie brächten sie blos wachend und betend zu.

Unlängst hatte ein Derwisch, den man in seinem Quartier für einen äußerst enthaltsamen und frommen Mann hielt, den Direktor einer kleinen Ma-

schee um die Erlaubniß, in derselben die Nächte zubringen zu dürfen, um ganz seiner Andacht nachzuhängen. Der Direktor war — wie das bei kleinen Kapellen nicht ungewöhnlich ist — zugleich Iman (Geistlicher oder Prediger) und Kapidschi (Thürhüter) in einer Person, da er der einzige bei diesem Gotteshaus angestellte Offizier war, und er fand darum kein Bedenken, dem Derwisch zu erlauben, so viele Nächte in der Maschee zu verweilen als er wünschen dürfte. Es war ihm dieser längst als ein Mann von besonderer Heiligkeit bekannt: denn fast niemals sah man ihn essen, und er mußte also ein sehr enthaltsames der Gottheit allein geweihtes Leben führen. Aber er wußte nicht, daß der Derwisch fast allezeit Ramazan machte, d. h. daß er den Tag über schlief und die Nächte desto lockerer lebte.

Wenn also der Derwisch bei einbrechender Nacht kam, steckte er ihm 20 Lampen an, um bei ihren Schein still und ungestört seine Andacht verrichten zu können, schlaß dann die Thüre zu und entfernte sich bis zum andern Morgen, wo der fromme Religionsdiener sich wieder nach Haus begab. Der Iman stellte aber hier zugleich auch den Muktar vor, d. h. er hatte auch die Sorge für die Unterhaltung der Moscheelampen, und bald wurde er darum gewahr, daß er jetzt weit häufiger Oel aufzugießen nöthig habe, als sonst vorher, wenn auch die Lampen die Nächte hindurch in Brand blieben. Lange mußte er nicht, an wen er sich wegen dieser neuen Ausgabe zu halten

habe; endlich aber kam es auf einmal auf den Gedanken, es möchte der Derwisch, der die nächtliche Stille innerhalb der Moschee so sehr liebte, und den er alle Abend so sorgfältig einschloß, damit er ja nicht etwa in seinen gottesfürchtigen Handlungen gestört werde, vielleicht zu der Zahl der Zetieschis (Oelesser) gehöre, deren es in der Türkei so viele giebt.

Um dahinter zu kommen, ließ er 2 seiner Freunde sich in einen Winkel der Moschee verbergen, ehe noch der Derwisch zu seiner gewöhnlichen Stunde anlangte, und gab ihnen den Auftrag, genau auf den Derwisch Acht zu haben, und im Fall sie ihn auf der That ertappten, tüchtig durchzuprügeln. Dieser glaubte sich natürlich allein zwischen den vier Wänden und zog darum gar bald eins seiner Brode, die er unter dem Rocke verborgen hielt, hervor. Hierauf näherte er sich den mit gutem Olivenöl gefüllten Lampen, löschte den größten Theil derselben aus und tunkte das Brod in dieselben. Um sich indessen von den Skrupeln zu befreien, die ihm bei einer Handlung, wodurch er den Ratten in's Handwerk griff, aufstießen, sagte er beständig laut zu sich die Worte: „Alles, was von Gott kommt, ist Gemeingut. Dieser Tempel und alles, was er in sich schließt, ist von Gott; auch dieses Oel ist so gut, wie dieses Brod, von ihm. Ich aber bin Gottes Diener und folglich kann ich mich dessen bedienen, was von ihm kommt!" —

Die beiden Wächter des Imans waren es endlich müde, den Derwisch eine Lampe nach der andern ausleeren zu sehen; sie näherten sich ihm darum ganz behutsam, ohne daß er das Geringste merkte. Noch immer wiederhohlte er sein Bu Allaktan gelur (dies kommt von Gott), indem er sein noch warmes Brod jedesmal in das Oel tunkte; aber auf einmal hörte er hinter sich rufen: Bu daha allaktan gelur (auch dies noch kommt von Gott)! und in dem nämlichen Augenblick empfingen seine beiden Schultern eine tüchtige Tracht von Stockschlägen. Die beiden Wächter hörten nicht auf, dem armen Derwisch zuzusetzen der immer rief: „Ach! nein dies kommt vom Teufel!“ bis er endlich die Thür fand, die der Iman aus Mitleiden offen gelassen hatte, und entwischen konnte. Daß er nachher niemals wieder mit der Bitte kam, die Nächte in der Moschee beten zu dürfen, ist leicht zu errathen.

* * *

Eben dieser Derwisch pflegte auch bei jeder Gelegenheit die härtesten Verwünschungen gegen diejenigen auszustoßen, die sich unterstünden, das Gesetz des Propheten zu übertreten und geistige Getränke zu genießen. Dennoch aber liebte vielleicht in ganz Stambul niemand so sehr den Wein und Liqueur als er selbst; aber bei Tage hätte er auch um des Himmels

wissen keinen Tropfen über seine Lippen gekommt. Des Nachts hingegen konnte er dieser Neigung mit ganzer Ruhe und Bequemlichkeit nachhängen. Hatte er einmal sich die Erlaubniß verschafft, die Stunden, die Andere dem Schlaf weiheten, mit Beten in dieser oder jener Moschee zubringen zu dürfen, so hatte er da in aller Sicherheit freies Spiel, und gar nicht uneigentlich war es gemeint, wenn er dann bisweilen des Morgens sagte: „Mein Prophetenmahl ist vollbracht!“ —

Gall's Organologie der Thierwelt *)

(Darstellung von einem Verehrer dieses scharfsinnigen Naturforschers.)

Die schönste, vollkommenste Blüthe der irdischen Kraftäußerung, in sofern sich dieselbe unsern Sinnen offenbart, ist die Thierwelt. So wie jedes tellurische Einzelwesen aus einer Synthesis einer gewissen Anzahl Virtualitäten besteht, die zusammen eine gewisse und bestimmte Totalität und Unität bilden, so ist auch das Thier ein solches Wesen der Erdschöpfung, dessen Individualität lediglich in dem Verein gewisser und bestimmter Virtualitäten begründet ist, und in so fern alle diese Virtualitäten, welche eine gewisse besondere Affinitäts-Sphäre formiren, unter, mit

*) Wir glauben keiner Entschuldigung zu bedürfen, indem wir einem, mit vielen neuen Gedanken durchflochtenen Aufsatz über die neue Schädellehre hier einen Platz vergönnen und dadurch auch von unserer Seite ein Schärflein dazu beitragen, eine Entdeckung, die zu den interessantesten und folgenreichsten des Zeitalters gehört und wodurch mehrern Wissenschaften eine Totalreform verkündigt wird, zur größern Kunde des denkenden Publikums zu bringen.

D. H.

und gegen einander in vollendeter Zusammenstimmung und Ineinanderwirkung stehen, nennen wir es ein organisches Wesen. Darum aber heißt das Thier ein vollkommneres organisches Wesen als die Pflanze, weil in seiner synthetischen Einheit eine Menge von Virtualitäten vereinigt sind, die dieser völlig und durchaus fehlen.

Jede Virtualität muß sich aber in der Sinnenwelt, wenn sie darin Platz finden und thätig seyn soll, durch etwas Materielles der Anschauung darstellen; und dies ist es eben, was wir mit Gall und andern Naturforschern durch den Ausdruck: Organ bezeichnen können. Wo ein solches Organ nicht da ist, kann auch die demselben entsprechende Virtualität nicht vorhanden seyn, und so wie sich unsern Sinnen Alles nur durch räumliche Ausdehnung offenbart, muß eine Virtualität nur dann in einer größern oder mindern Vollkommenheit vorhanden seyn, wenn das dieselbe in der Sinnenwelt repräsentirende Organ entweder größer oder kleiner oder mehr oder weniger intensiv im Raume sich darstellt.

Die gesammte Thätigkeit des animalischen Individuums besteht nun in den Kraftäußerungen der verschiedenen in seiner Individualität zur Einheit und Totalität konstruirten Virtualitäten und sie wird also verschieden seyn, je nachdem eine größere oder mindere Menge von Virtualitäten in seinem Wesen vereinigt sind oder die vorhandenen eine größere oder mindere Stärke haben. Der Mensch besitzt alle Organe der Thierwelt in sich vereinigt und er ist darum das vollkommenste Thier, wenn auch gleich manche einzelne Virtualitäten bei andern Thiergattungen in größerer Vollkommenheit anzutreffen sind. Er besitzt aber auch mehrere Virtualitäten, die nur ihm allein zukommen, und dadurch ist genau die Gränze zwischen den Menschen und den übrigen Thieren gezogen.

Die Vorstellung die jedes Thier von der Welt hat, richtet sich nach dem Maaßstab seiner Organe; vermöge dieser hat es nur Sinn für die Anlagen die in ihm enthalten sind und was außerhalb der ihm angewiesenen bestimmten Thätigkeitssphäre liegt, bleibt ihm immer und durchaus unbekannt. Nur wie sich die Welt dem Thiere durch seine Organe darstellt, kennt es sie also, nimmer mithin, wie sie an sich ist; und indem seiner Thätigkeitssphäre Schranken gesetzt sind, über die es nicht hinauszutreten im Stande ist, wird sich ihm auch von der für ihn erkennbaren Sinnenwelt nur immer ein kleiner Theil offenbaren.

Das Leben des Thiers in der Sinnenwelt iſt nur in der Wechſelwirkung ſeiner zu ſeiner Individualität nothwendigen Virtualitäten begründet. Wird dieſe aufgehoben oder ein Theil des Körpers, der die Bedingung zu ihrer Fortdauer enthält, zu Grunde gerichtet, ſo muß der Tod folgen. So kann der Menſch in der Sinnenwelt weder ohne Kopf, noch ohne Magen (der eigentlichen Wurzel des Thiers), noch ohne Herz oder Lunge fortdauern, und in der Kreuzung der Markſchenkel liegt die Bedingung des höhern animaliſchen Lebens bei ihm gedrängt beiſammen. In dieſem Fall hört folglich das Thier auf, in der Sinnenwelt als Individuum thätig zu ſeyn und alle Virtualitäten, die ſein Weſen und Handeln konſtituirten, können nicht mehr ihre Thätigkeit äußern, da ſie nur im organiſchen Verein wirken können.

Wir wollen nun der Reihe nach die einzelnen Virtualitäten durchgehen, deren Organe bereits in der Thierwelt aufgefunden worden ſind. Die Organe derjenigen Virtualitäten, wodurch das Thier mit der Außenwelt in Verbindung tritt müſſen hier zuerſt genannt werden und werden gemeinſchaftlich unter dem Namen der Sinne begriffen. Sie ſind:

1) Organ des Gefühl's. Es beſteht in dem Nervenſyſtem, deſſen Zweige durch die ganze Organiſation verbreitet ſind, und ſo alle Theile des Körpers in den Stand ſetzen, unter ſich ſowohl als mit fremden Weſen in Berührung zu treten. Die einzelnen Nerven, deren Anzahl und Empfänglichkeit für äußere Eindrücke bei den Thieren ſehr verſchieden iſt, bilden gleichſam wieder innerhalb der allgemeinen Affinitätsſphäre, in welcher ihre Thätigkeiten freien Spielraum haben, eine große Anzahl von Organenſyſtemen, welche indeſſen in einem jeden Individuum wieder zu einer ſynthetiſchen Einheit und Totalität vereinigt ſind, deren Band freilich bei den verſchiedenen Thiergattungen mehr oder minder feſt oder locker ſeyn mag. Selbſt in einem und demſelben Individualweſen können die einzelnen Zweige des Gefühlorgans eine verſchiedene Thätigkeit beſitzen und darum mögen die Empfindungen, welche wir in einzelnen Gliedern vermittelſt der Nerven erhalten, auch ſo ſehr von einander abweichen. Menſchen, deren Nervenbaum ſehr ausgebildet und bei denen das Gefühlsorgan eben darum ſehr thätig iſt, zeigen einen ſehr fein organiſirten Körper und verrathen ſich meiſtens durch Magerkeit in Anſehung der Muskeln und eine ſehr hohe

Reizbarkeit. Da in einem Organismus Alles mit einander in Wechselwirkung steht, so muß die größere oder mindere Thätigkeit des Nervensystems nothwendig auch einen sehr bedeutenden Einfluß auf die übrigen Organe in eben diesem Individuum haben. Alles was unmittelbar auf den Körper oder auf einzelne Theile desselben wirkt, afficirt den Gefühlsorgan, indem die Nerven, wie Aestchen eines Stammes, überall verbreitet sind, und je nachdem nun diese Eindrücke die Nerven zu einer mehr oder weniger ihrem Wesen und ihrer natürlichen Beschaffenheit und Bestimmung angemessenen und entsprechenden Thätigkeit reizen oder zwingen, entstehen in dem Individuum mehr oder minder angenehme oder unangenehme, wollüstige oder schmerzhafte Empfindungen. So ist z. B. das Streicheln oder Kitzeln lieblicher als das Kratzen oder Stechen. Das Nervensystem kann aber überdies noch durch die Rückerinnerung der andern Organe afficirt werden, auf die es selbst einen so großen Einfluß hat und daher können Nervenkrankheiten durch bloße Affecte der Gemüthsorgane erzeugt werden.

2) Organ des Gesicht's. Thiere, denen dieses Organ fehlt, haben keine Lichtwelt und können sich von ihr auch nicht die mindeste Vorstellung machen. Blindgeborne Menschen gelangen wohl durch Hörensagen, Analogie und Vergleichung dahin, sich einigermaßen einen dunklen Begriff von ihr zu bilden und ihre Möglichkeit zu erkennen; aber sollten sie das Gesicht einst erlangen können, so würden sie gestehen müssen, daß ihre Ideen sehr irrig waren. Saunderson, der bekannte von zartester Kindheit an blindgewordene brittische Mathematiker, schrieb zwar eine Optik, allein nach newtonischen Prinzipien war das gar wohl möglich. Da ist nämlich, die Theorie des Lichts und des Schalls fast gleich und Saunderson konnte darum die Lichttheilchen eben so gut geometrisch behandeln als die Lufttheilchen. Das Organ des Gesichts, hat so wie die andern Sinnenorgane, einen gewissen Apparat, durch dessen Hülfe es mit den Außendingen in Verknüpfung tritt. Wird dieser Apparat verletzt oder auch wohl gar vernichtet, so können so lange das Organ selbst noch gesund ist, Sehevorstellungen fortdauern; wird aber dieses selbst vernichtet, wie z. B. im schwarzen Staar, so hören auch alle Sehethätigkeiten auf, wenn gleich der Apparat noch völlig unverletzt ist. Das Organ des Gesichts ist übrigens verschiedenen Thiergattungen in weit größerer Vollkommen-

heit zugetheilt worden als den Menschen. Besonders scharf sehen die Raubvögel z. B. der Adler, der Geier, der Falke.

3) Organ des Gehör's. Durch dieses schließt sich die Tonwelt dem Bewußtseyn des Menschen und Thieres auf und den erstern macht es, unterstützt durch andere Seelenorgane, geschickt zur Erlernung der Sprachen. Da der Taubgeborne nie weder fremde noch seine eigne Töne hört, so kann er auch nie die feinen Nüanzen unterscheiden, mit denen die verschiedenen Worte in jeder Sprache ausgesprochen werden und bleibt eben darum auch stets Andern völlig unverständlich, die nicht an seine unartikulirte Sprache gewöhnt sind. Obgleich er darum Alles besitzt, was zur Sprache nöthig ist, so bleibt er dennoch stumm und diese Stummheit kann höchstens durch langen Unterricht in Hervorbringung einer eben nicht sehr beträchtlichen Menge von Tönen und Worten umgewandelt werden. Es könnte übrigens allerdings ein Volk existiren, das durchaus aus Taubstummen bestünde und es in Wissenschaften und Künsten dennoch sehr weit brächte. Alle Thiere, den Menschen allein ausgenommen, sind übrigens unfähig zur Erlernung einer Sprache, da ihnen die dazu nöthigen höhern Seelenorgane fehlen, obgleich einige, z. B. nach einigen Physiologen und Anatomen der Affe, Alles im Munde besitzen, was sonst dazu erfordert wird. Mehrere Vögelarten, wie die Papagaien, lassen sich zwar wohl gewöhnen, einige Worte und Phrasen vernehmlich auszusprechen; aber nimmer gelangen sie doch dahin, sich zugleich diejenigen Sachen vorzustellen, die sie durch artikulirte Töne zu bezeichnen mühsam erlernt haben. Die Sprache der Thiere beschränkt sich höchstens auf einige eigenthümliche Laute, in welche ihre Neigungen und Triebe, sie ausbrechen lassen, allein einzelne Gegenstände der Aussenwelt durch verschiedene Töne zu bezeichnen und sie dann in Verbindung zu bringen so weit hat es noch kein Thier, außer dem Menschen gebracht. Die meisten Thiere sind durchaus stumm und viele stoßen nur bei besondern Gelegenheiten einen Laut aus. Den Gesang der Vögel wird übrigens niemand für eine Sprache ansehen; auch beruhet er, wie wir weiter unten sehen werden, auf einem ganz besondern Organ.

4) Organ des Geruch's. Es kommt, so wie des des Gehörs, manchen Thierarten, z. B. dem Hunde, in einer weit vorzüglichern Stärke als dem Menschen zu; die-

Insekten besitzen es zum Theil in großer Vollkommenheit. Es dient besonders dazu, jedes Individuum von allen dem entfernt zu halten, was seinem Wesen widerstreitet. Daher macht die Ausdünstung mancher Dinge aus dem Thier- oder Pflanzenreiche eine unangenehme Wirkung auf eine Thiergattung (wie z. B. der Koth oder Mist auf den Menschen), während dem sie eine andere anzieht (wie z. B. manche Käfer- und Fliegenarten). Es giebt vielleicht Thiere, die die Außendinge einzig und allein vermittelst des Geruchs zu unterscheiden vermögen, weil ihnen alle andere Organe fehlen.

5) Organ des Geschmack's. Ein Sinn, auf den die äußere Wahrnehmung mancher Würmer und Wasserthiere fast allein beschränkt seyn mag. Er ist ebenfalls sehr verschieden in der animalischen Schöpfung und leitet jedes Thier, das zu seiner Nahrung in der Außenwelt aufzusuchen, was seiner Natur und Konstituzion am zuträglichsten ist, hat darum auch in jedem eine besondere Richtung.

Dies sind die fünf längst bekannten Sinnesorgane, durch deren Hülfe wir allein zu Begriffen und zur Erkenntniß von außer unserer Ichheit befindlichen oder vorhandenen Wesen und Dingen und ihren verschiedenen Wirkungsweisen gelangen. Durch sie wird der Stoff zu allen Thätigkeitsäußerungen uns geliefert und ein Thier, das von allen völlig entblößt, in die Sinnenwelt träte, würde kein Thier genannt werden können: es könnte wohl, wie das Vegetabil, fortdauern; aber seine höhern Kräfte die seine animalische Natur konstituiren, und die wir geistige zu nennen pflegen, würden ewig schlummern, da sie nur geweckt und gereizt in Thätigkeit ausbrechen und ohne dargebrachten Stoff nicht zu handeln vermögen.

Nur diese fünf Arten der Thätigkeit nach Außen aber existiren in der animalischen Schöpfung. Eine neue Welt würde uns sich aufthun, erhielten wir andere Sinne, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Man stelle sich nur z. B. vor, der Mensch bekäme einen besondern neuen Sinn, durch eine Art von Gefühl in die Ferne ohne Berührung und ohne die Gesichts- Gehör- und Geruchsorgane zu Hülfe zu nehmen, die Existenz und Beschaffenheit naher oder entfernter Gegenstände wahrzunehmen: würden nicht die menschlichen Verhältnisse eine Total-Reform erleiden? — Ein Individuum, das diesen Sinn in einem hohen Grade von Vollkommenheit besäße, würde

vielleicht die Konstitution des Mondes, der Planeten und der Sonne nebst den Produkten derselben zu erkennen vermögen; und wie ungeheuer müßte da nicht der Kreis unsers Wissens erweitert werden! Doch nicht einmal einen völlig deutlichen Begriff können wir uns von einem durchaus neuen Sinn machen; denn selbst der eben angeführte läßt sich doch auf ein sehr feines Gefühl reduziren oder hat wenigstens einige Analogie damit.

Nach den fünf Organen, wodurch die animalische Thätigkeit auf die Außenwelt fixirt und begründet wird, verdient zuerst dasjenige erwähnt zu werden, welches so nahe an jenem in Absicht der Art und Weise seines thätigen Strebens gränzt, daß es viele Philosophen und Naturforscher für einen 6ten Sinn haben wollen gelten lassen; ich meine das

6) Organ des Geschlechts- oder Fortpflanzungstriebes. Es befindet sich im Nacken, dem Rückenmark, diesem großen Stamme des Nervensystems, aus dem das Gehirn entspringt, am nächsten, am untern Theile des Schädels. Schon Hippokrates sagt, daß durch die Verletzung dieser Stelle der Geschlechtstrieb sehr verringert werde. Personen, welche die Virtualität in einem vollendeten Grade besitzen, zeichnen sich durch einen breiten Nacken aus. Ganze Völker sind damit mehr als andere versehen und bei ihnen muß daher die Bevölkerung, alles übrige gleich gesetzt, immer größer seyn als bei diesen. Die Morgenländer, z. B. die Türken, Perser, Araber, haben mir immer geschienen mit breitern Nacken versehn zu seyn, als die Abendländer, und wirklich ist auch der Zeugungstrieb bei ihnen weit stärker als bei uns. Wäre Kultur und Regierungsverfassung in Europa und Asien gleich, nimmer würde caeteris paribus, eine gleiche Strecke jenes Welttheils einer von diesem an Menschenmenge gleichkommen. Wie sehr sich die Neger selbst unter den ungünstigsten Umständen fortpflanzen, ist bekannt. Geschieht die Kastrazion bei einem Kinde ehe sich dieses Organ entwickelt hat, so bleibt auch der Nacken immer schmal und selbst erwachsen wird es nie eine brünstige Neigung zum andern Geschlechte haben. Geschieht die Verschneidung aber in späterer Zeit, warm das Organ sich bereits zu entwickeln angefangen hat, so kann auch der Geschlechtstrieb nie völlig unterdrückt werden, obgleich die Werkzeuge zur Befriedigung desselben fehlen. Man weiß dies im Orient sehr wohl, und daher werden Eunuchen, die in früher Kindheit

ihrer Geschlechtstheile beraubt wurden, für die Harems immer als geschickter und passender gehalten, als solche die später erst kastrirt wurden. Wem sind übrigens in den Morgenländern nicht Liebesgeschichten von Verschnittenen bekannt, die hinlänglich darthun, daß solche verstümmelte Subjekte nicht immer ohne wollüstige Regungen sind? Um sich ganz sicher zu stellen, hat man sich nicht allein damit begnügt, Knaben und Jünglinge, die zur Bewachung der Harems bestimmt waren, der Hoden und Testikeln zu berauben, sondern man ist auf die unerhörte Grausamkeit verfallen, den Schwarzen das ganze männliche Glied mit der Harnröhre wegzuschneiden — eine Grausamkeit, die Menschen an ihres Gleichen verüben und die man nicht einmal an Thieren, deren Kastrazion für nützlich befunden wird, versucht hat. Besser als alle diese blutigen Verstümmelungen würde man zu seinem Zwecke gelangen, wenn man das Organ selbst zerstören könnte. Bei den Kretinen stellt sich das Zeugungsorgan sehr entwickelt dar, und dabei ist auch der Geschlechtstrieb sehr stark bei diesen sonst so schwachen Menschen. Wird dieses Organ durch irgend einen Umstand verletzt, so wird auch der Beischlaf geschwächt und er ist darum oft unfruchtbar: wird es, wie z. B. durch die Rückenlage im Schlafe gereizt, so entstehen wohllüstige Träume, Saamenergießungen ꝛc. Bei Nervenstehern, wo es ebenfalls affizirt ist, zeigt sich darum bisweilen ein unwiderstehlicher Trieb zum Beischlaf; und das selbst bei Personen, die sonst sehr züchtig und enthaltsam waren. Bei denjenigen Thieren, wobei dieser Trieb periodisch ist, bemerkt man auch eine gleichzeitige Anschwellung des Nackens und Oberhalses. So ist z. B. das Geschlechtsorgan beim Sperling außer der Begattungszeit kaum ein Reißkorn groß, erlangt aber in derselben die Größe einer Bohne. Eben dadurch wird auch in und nach der Begattungszeit die Kehle und deswegen auch die Stimme verändert, wie das die Physiologen bei mehrern Thieren bemerkt haben. Selbst die Veränderung der Stimme bei Eunuchen schreibt sich davon her. Die Hörner und Geweihe der Thiere stehen mit dem Geschlechtsorgan in der genauesten Verbindung. Haut man daher dem Hirsch das Geweihe ab, so hat er in der Zeit des Wachsthums desselben keine fruchtbare Begattung, so wie aber dasselbe sich wieder regenerirt, ist auch diese Fähigkeit wieder hergestellt. Wird ein Hirsch kastrirt, so wirft er sein Geweihe nicht mehr ab, weil das Geschlechtsorgan dann nicht mehr mit gleicher Stärke wir-

den kann wie zuvor, und dagegen der Prozeß der vollkommnen Verknöcherung erfolgt. Die Stiere und Böcke bekommen eben daher andere Hörner als die Ochsen und Schafe. Aus gleicher Ursache ist der Nacken bei denjenigen Thieren breiter und die Muskeln erscheinen stärker, bei welchen dieser Trieb vorzüglich entwickelt ist; daher ist von jeher ein Stier oder ein Hengst mit breiten dicken Nacken von den Landleuten zur Zucht vorzüglich ausgesucht worden. Im Orient werden bisweilen zur Hebung der Unfruchtbarkeit — eines dort immer seltenen Falles, Umschläge von starken Kräutern angerathen, die man auf den Hinterhals legt. Wäre diese Virtualität nicht im Thierreiche verbreitet und zwar so allgemein, so würde dasselbe bald sein Ende erreicht haben; und sollte die Erde einmal durch irgend eine Ursache in einen solchen Zustand versetzt werden, daß der Geschlechtstrieb in der animalischen Schöpfung aufhörte, so würde sie bald ohne Menschen und Thiere sich befinden. Die kräftigste Blüthe wäre dann dem Baume, der sie so lange trug, entfallen, um vielleicht der neuen aufkeimenden Frucht Platz zu machen.

Gleich über dem Organ, das in der Sinnenwelt den Geschlechtstrieb repräsentirt, liegt am thierischen Haupte ein anderes, das

7) Organ der freundschaftlichen Anhänglichkeit. Es wird in der Thierwelt von großer Verschiedenheit angetroffen, und begründet da mehr oder weniger die Geselligkeit. Manche Menschen sind darum gleichsam zur Freundschaft geboren, manche fast unfähig, die Freuden derselben zu schmecken. Unter den Hunderacen sind vorzüglich der Pudel und Forsthund mit diesem Organ begabt; schwächer ist es schon beim Windhunde. Alle zahme Thiere besitzen es in einem gewissen Grade und selbst in diesem Falle Katzen, Löwen und Elephanten. Den Raubthieren kommt es gemeiniglich sehr wenig zu, und daher leben sie meistens auch isolirt. Menschen denen es mangelt, werden leicht zu Anachoreten und Menschenhassern. Ganze Völker scheinen es in höhern Graden als andere zu besitzen; und je stärker es bei einem oder dem andern ist, desto mehr wird das Leben bei ihm gesellig seyn. Alle Thiere, welche zusammen im Stande der Natur in Haufen leben, haben diese Eigenschaft, z. B. die Affen, Orangoutangs, Kaninchen, viele Zugvögel und selbst die Bienen und Ameisen, welche unter sich ordentliche Republiken bilden. Freundschaft, Wohlneigung, Treue, Zu-

trauen, Dankbarkeit, Liebe . . . . alle sind mehr oder weniger durch diese Thätigkeit in Verbindung mit andern begründet.

Neben diesen liegt das

8) Organ der Aeltern- und Kinderliebe. Es ist vorzüglich dem weiblichen Geschlecht, und bei den Thieren den Affen eigen. Die Mütter und Weibchen lieben darum ihre Kinder und Jungen mehr als die Väter und Männchen, und die weiblichen Dienstboten die ihnen anvertrauten Kinder weit mehr als die männlichen. Aus eben dem Grunde sehnen sich oft auch Mädchen von der besten Erziehung, ohne alle Rücksicht auf sinnlichen Genuß, doch so sehr nach Kindern; ja es zeigt sich auch schon in den Mädchen, durch ihre unaufhörliche Beschäftigung mit Puppen, dieser Trieb sehr auffallend. Es giebt viele Thierarten, bei denen dem Männchen dies Organ ganz mangelt. So fand Gall unter den Hundearten nur Eine, wo das Männchen an der Erziehung der Jungen Theil nahm; die Sorge für diese beruht dann daher ganz auf der Mutter allein. Von den Katern weiß man, daß sie sogar die von ihnen selbst erzeugten Kätzchen auffressen, wenn die Mutter nicht da ist, es zu wehren. Bei andern Thieren ist es gleichmäßig entwickelt z. B. den Grasmücken, Nachtigallen, Kanarienvögeln, Tauben u. s. w. hier wechseln auch beide Geschlechter in der Sorgfalt für die Jungen mit einander ab. In noch andern Thiergattungen mangelt es dem Männchen und Weibchen, wie z. B. beim Kukuk, der seine Eier in fremde Nester legt, und ausbrüten läßt, ohne sich weiter darum zu bekümmern. So legen ebenfalls andere Vögel ihre Eier in die Sonne und überlassen sie ihrem eigenen Schicksale. Endlich findet man auch in einigen Thieren z. B. den Grasmücken dieses Organ in höchstem Grade entwickelt und also auch den Trieb sehr heftig, so daß sie sich sogar der Wartung anderer Vögel mit Gefahr ihres eigenen Lebens unterziehen. Da wo das Organ bei Individuen fehlt, mangelt auch die Liebe zu Kindern und Aeltern. Es giebt Damen, die bei außerordentlicher Liebe zu ihren Männern und bei hoher moralischer und religiöser Kultur, doch nicht im Stande sind, ihre Kinder um sich zu leiden. In krankhaften Zuständen wird dies Organ entweder erhöht oder geschwächt. Es hat Weiber gegeben, die die sonderbare Verrückung hatten, sich einzubilden, mit einer großen Anzahl Kinder schwanger zu seyn und sich darüber sehr freueten. Andere kommten in ihrer Schwanger-

ſchaft die Kinder nicht leiden, liebten ſie aber ſogleich zärtlich, ſobald dieſer Zuſtand vorüber war. Vielleicht ließe ſich auch wohl dem eigentlichen Weſen dieſes Organs eine noch weitläuftigere Bedeutung geben. Es wäre nämlich die Frage, ob es nicht überhaupt die Neigung, und Liebe des Thiers zu ſeiner Gattung ausdrückte, und dann würde die Aeltern- und Kinderliebe nur eine einzelne Modifikazion derſelben ſeyn.

Zwiſchen dieſem leztern Organ und dem des Geſchlechtstriebes und neben dem Organ der Freundſchaft hat nun die Natur das

9) Organ der Raufgierde und des Muths geſezt. Durch daſſelbe iſt der Trieb zur Aeuſſerung ſeiner Muſkularkräfte begründet; und je nachdem nun mit dieſem Hang zur Thätigkeit der Muſkeln dieſes oder jenes Organ aufgeregt iſt, wird ſich auch die Modifikazion dieſer Virtualität offenbaren. So wird, wenn der Geſchlechtstrieb mit aufgeregt iſt, die Modifikazion dieſes Sinnes in der Tendenz zur Ausübung deſſelben ſich zeigen, ſo wie dies beim Mordſinn ebenfalls der Fall ſeyn wird. Bei dem Krieger wird dadurch die Begierde zu kühnen verſöhnlichen Thaten erzeugt, und bei Andern das Bekämpfen von Schwierigkeiten und Gefahren und ſelbſt die Sucht nach Wageſtücken und Abenteuern möglich gemacht. Wird dieſe Thätigkeit nicht durch andere in Schranken gehalten, ſo entſtehen leicht, wenn ſie in hohem Grade entfaltet iſt, Zankſüchtige, Raufhörer, Aufrührer, Widerſpenſtige, Wagehälſe. Die Raubthiere beſizen meiſtens dieſes Organ in einem hohen Grade; bei den Rothkehlichen iſt es ſehr ſichtbar entwickelt. Alle dieſe rauſichtigen Thiere haben breite Köpfe, dies charakteriſirt ſich beſonders bei einigen Hunden durch die weit aus einander ſtehenden Ohren, wohin die Fleiſcherhunde gehören; das Gegentheil ſieht man bei engliſchen Docken. So verrathen auch jederzeit breite auseinanderſtehende Ohren ein muthvolles Pferd. Die Hyäne hat ebenfalls, ſo wie der Tieger, Panther, Leopard ꝛc. einen ſehr breiten Kopf, je näher aber die Ohren bei einander ſind, je weniger hat das Thier von dieſer Eigenſchaft, wie z. B. der Haſe, die Maus. ꝛc. Der Mangel oder die Kleinheit dieſes Organs erzeugt Furcht, Scheue, Zaghaftigkeit, Muthloſigkeit, und durch verſchiedene Modifikazionen Angſt, Schrecken.

Durch das Organ der Kinderliebe war in den Thieren der Wille und Trieb, ſeine Nachkommen ſtehend zu erhalten,

begründet, um aber dieses zu können, waren Erhaltungsmittel nöthig. In den meisten Fällen wird sie das Thier zwar ohne Noth erhalten, in andern aber wird es sich doch genöthigt sehen, um ihren Besitz zu kämpfen. Darum pflanzte ihm die Natur den eben beschriebenen Trieb ein, darum mußte sie ihm auch das

10) Organ des Würge- oder Mordsinnes verleihen, das gleich neben diesem seinen Sitz hat. Die von Pflanzen lebende Thiere, haben dasselbe meistens nicht, desto mehr die fleischfressenden. Bei einigen ist es so stark entwickelt, daß sie blos aus dem Drange zu Morden morden z. B. der Wiesel, die Hyäne und selbst oft die Katze. Auch unter den Menschen giebt es Individuen die bisweilen mit einer beförderin Mordlust begabt erscheinen, und das selbst unter dem weiblichen Geschlecht. Bei manchen Kindern habe ich nicht selten bemerkt, wie sie mit Vergnügen kleine Thiere um's Leben bringen, und Mägde sieht man häufig die am Schlachten des Vieh's so vielen Gefallen finden; auch hat es Männer gegeben, die blos aus Neigung zum Morden, und um diesen Trieb unschuldig ausüben zu können, Fleischer und Abdecker wurden.

Aus dieser Thätigkeit entspringen, wenn sie nicht von andern gezügelt wird: Blutgier, Grausamkeit, unerbittliche Strenge in Bestrafungen, Unempfindlichkeit bei den Martern, die Nebengeschöpfen angethan und wodurch sie zum Tod gebracht oder gezüchtigt werden. Ganze Nazionen besitzen dieses Organ mehr als andere und daher ist es wohl zum Theil wenigstens zu erklären, wie es möglich ist, daß wir bei den Türken und Persern, die doch hier in der That so äußerst milden muhamedanischen Religion zugethan sind, dennoch so schreckliche und fürchterliche Arten die Missethäter zu bestrafen üblich sind, die in Europa allgemeines Schaudern erwecken, im Orient hingegen mit einer Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit betrachtet worden, die lediglich in der individuellen Organisazion dieser Nazionen selbst ihren Grund haben müssen.

Eben so nöthig, als Mittel zur Selbsterhaltung, fand die Natur das

11) Organ des Raub- oder Diebsinnes. Es ist dieses das materielle Bedingniß, vermittelst welcher die Anlage begründet ist, dasjenige, was uns nicht angehört, uns zueignen zu machen. Daher der so allgemeine Trieb nach fremden Eigenthum; indessen spielt der Wunsch, etwas zu

besitzen, doch nicht immer dabei seine Rolle. So stehlen z. B. Affen, Elstern, Raben ꝛc. Sachen, die sie nicht benutzen können, so auch manche Menschen. So haben reiche, wohlhabende Personen oft einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen gehabt, so hat man Beispiele, wo durch krankhafte Thätigkeit eine unwillkührliche Aeußerung dieses Organs statt fand.

Auch dieses Organ leidet außerordentlich viele Modifikationen, je nachdem andere Organe entweder gleichzeitig mitwirken oder die Ursache seiner Thätigkeit sind. Ist die Erhaltung des Lebens der Impuls zum Stehlen, so wird sich diese Thätigkeit besonders in Entwendung derjenigen Sachen äußern, welche mittel- oder unmittelbar zur Erhaltung dienen. Ist hingegen das Schlauheitsorgan gleichthätig mit ihm, so wird die Modifikation desjenigen Stehlens daraus, welches blos aus innerer Behaglichkeit entsteht und am häufigsten vorkömmt. Ist der Kunstsinn mit vorzüglich aufgereizt, so bewegt dieser den Raubsinn zu derjenigen Modifikation seiner Aeußerungen, welcher in der niedern Stufe Nachahmung und in der höhern, wenn das Induktionsvermögen mit im Spiel ist, Erfindungen bewirkt. So kann auch in Verbindung mit andern Thätigkeiten daraus Habsucht, Geiz, Egoisterei, Geldgier, Ungerechtigkeit, Unbilligkeit, Bereicherungssucht, Gewinnsucht ꝛc. entspringen. So ist die Katze weit diebischer als der Hund, dieser dagegen aber neidischer. So wie manche Thiergarten, so mögen auch die Individuen mehrerer Völker dieses Organ stärker haben als die Individuen anderer, so wie man z. B. die Mohren besonders als Diebe, charakterisirt. So nützlich dieses Organ übrigens dem Menschen im Stande der Natur seyn mag, so verderblich kann es ihm im gesellschaftlichen Verhältnisse werden, worin die Obrigkeit es übernommen hat, für die Aufrechthaltung des Mein und Dein eines jeden Individuums zu sorgen. Ist der damit stark ausgestattete Mensch ohne Erziehung, Bedächtlichkeit und Ueberlegung, und nicht zugleich mit dem Schlauheitsorgan versehen; so wird er nichts als sogenannte dumme Streiche machen, die, wenn sie hart gegen die Gesetze streiten, ihn früher oder später in's Unglück bringen müssen.

Um die beiden zuletzt genannten Virtualitäten hauptsächlich auf eine gehörige Art, zum Wohl eines jeden Individuums zu modifiziren, wurden in deren Nähe zugleich die beiden folgenden gesetzt:

12) Organ der Schlauheit, Klugheit, Verschlagenheit. Es beſteht im Weſentlichen in der Anlage, durch welche das Thier in den Stand geſetzt wird, ſich in den verſchiedenen Lagen und Verhältniſſen ſo zu benehmen, daß dadurch ſein beabſichteter Zweck verborgen bleibt d. h. auf eine gewandte Weiſe zu handeln. Vorzüglich ausgebildet findet man dieſes Organ bei raubſichtigen, diebiſchen Thieren wie z. B. beim Fuchſe, Panther, Tiger und Marder; unter den Vögeln vorzüglich bei den Tauchvögeln. Modifizirt durch andere Thätigkeiten entſpringt hieraus Ränkeſucht, Affektirtheit, Betrug, Hinterliſt, Lügenhaftigkeit, Parteigängerei, Intriguenſucht, Achſelträgerei, Schmeichelei, Verrätherei, Treuloſigkeit, Falſchheit, Doppelherzigkeit, ꝛc. Oft wird es durch die Umſtände und Leidenſchaften beſonders ſtark zur Thätigkeit gereizt, ſo wie z. B. die Liebe vorzüglich ſchlau und betrügeriſch macht. Häufig findet man es auch beim ſchönen Geſchlecht und bei Perſonen die vermöge ihres Amts und Berufs entweder oft Gelegenheit finden oder ſich genöthigt ſehen, es auszuüben z. B. bei Diplomatikern. Daher auch ſehr wahr in einem bekannten Gedicht das Wort: „denn Pfaffentrug und Weiberliſt geht über Alles, wie man weiß.“

13) Organ der Bedächtlichkeit oder Zirkumſpekzion. Perſonen, welche dieſes ſtark beſitzen, handeln überall mit außerordentlicher Vorſicht, ſo daß ſie oft kaum vermögend ſind, zu einem feſten Entſchluß zu gelangen. Unter den Thieren iſt es beſonders den Gänſen, Staaren, Gemſen, Nachteulen, Mardern, Hamſtern, Raben ꝛc. eigen. Vermöge dieſes Sinnes ſtellt die Gemſe Wachen aus, ſammelt der Hamſter Vorrath, geht die Eule des Nachts nach Beute. Dieſe Thätigkeit beſteht alſo darin, daß wir dadurch in den Stand geſetzt werden können, die Folgen unſerer Handlungen im voraus einzuſehen und dieſelben darnach zu modifiziren. Der Mangel derſelben bewirkt Leichtſinn und Unbeſonnenheit; unter den Thieren haben ihn z. B. die Schweine auffallend. Beſonders wirkſam zeigt ſich dies Organ in der Modifizirung der benachbarten Organe, nämlich der Freundſchaft, des Würgſinns, der Schlauheit und der Ruhmſucht. Der Würgſinn oder die Schlauheit werden z. B. dadurch dergeſtalt modifizirt, daß bei dem einen weniger Grauſamkeit, bei dem andern feines und wohlberechnetes Verfahren bewirkt wird. Ungeſtüme Menſchen haben dieſes Organ gewöhn-

schrin einem sehr geringen Grade und es kostet ihnen darum die Selbstüberwindung nicht unbedachtsam zu handeln.

Es kommen nun noch zwei andere Organe zur Selbsterhaltung, häufig eben so nothwendig als die beiden vorgehenden, die sich darum auch in ihrer Nähe befinden.

14) Organ der Festigkeit und Behutsamkeit. Es ist die Thätigkeit, vermittelst der wir, überzeugt von unserer innern Kraft, das, was wir uns vorgesetzt haben, auszuführen fest entschlossen sind, und zeigt sich durch Ausdauer in Bekämpfung von Hindernissen. Modifizirt durch das Schlauheitsorgan stellt es uns Subjekte dar, denen etwas feilist und die sich zu allem brauchen lassen. Ist es mit dem Organ der Theosophie in Thätigkeit gesetzt, so bekommen wir Märtyrer, die für die Religion freudig alle Qualen erdulden und in den Tod gehen. Durch diese Virtualität werden auch, mit nicht wenigen sich reizbaren Temperamenten begabte Personen in den Stand gesetzt, etwas, wozu sie sich einmal entschlossen haben, mit einer Energie durchzuführen, die ihnen sonst fremd ist; weichere Gemüther werden hingegen, wenn sie auch ihre Plane nicht selten mit bewunderungswürdiger Thätigkeit in den kürzesten Zeit ausführen, doch über lang oder kurz Flatterhaftigkeit beweisen, wenn das Festigkeitsorgan schwach ist. Behutsamkeit bei einem Entschluß, unachtet Gründe dagegen vorhanden sind, heißt Eigensinn, Halsstarrigkeit, und so ist das Festigkeitsorgan selbst bei der Feindschaft und Rachgier mit im Spiel je nachdem es durch andere Umstände seine Richtung zur Thätigkeit erhält. Bei einem Zwist zwischen Brüdern und vertrauten Freunden zeigt es sich besonders auf vielen nicht anzufüllenden Gründen, auf eine auffallende Weise, nicht selten sogar mit sonst beispielloser Hartnäckigkeit.

15) Organ der Ruhmsucht. Es äußert sich in dem Triebe, unsere Fähigkeiten und Kräfte andern bemerklich zu machen. Sucht man dies durch kleinliche Dinge zu bewirken, so erhalten wir Eitelkeit. Ist das Bewußtseyn der Anerkennung unserer Verdienste und Vorzüge durch andere aus der Modifikation mit dem Organ des hohen Muthes entsprungen; so bekommen wir Stolz. Bei den Frauenzimmern äußert sich häufig die kleinliche Ruhmsucht durch Koketterie und Gefallsucht. Diese Virtualität ist übrigens bei unzähligen Handlungen der Menschen mit im Spiel, und eben darum auch unendlicher Modifikazionen fähig. Bei dem Hunde bemerken wir sie beispielsweise in einem

ziemlichem Grade entwickelt, und selbst bisweilen bei Hunden, Hähnen, Stieren und Raubthieren. Ist beim Menschen, der sich durch die Ruhmsucht leiten läßt, nicht das Zirkumspektionsorgan mit in Thätigkeit, so entspringen leicht Thorheiten und Lächerlichkeiten, und oft langt dann oft das Gegentheil von dem, was er erstreben wollte.

Ein Zwillingsbruder dieses Organs ist das

16) Organ des Höhesinnes. Bei Thieren äußert es sich besonders im Streben nach physischen Höhen z. B. bei den Gemsen, bei den Menschen offenbart es sich gewöhnlich in der Tendenz nach moralischer Höhe, und dann wird vermittelst desselben in uns die Anlage zur Ausführung Kraft erfordernder Ereignisse begründet. Es erleidet, so wie die übrigen, verschiedene Modifikationen. Wird das Festigkeitsorgan mit ihm erregt, so erhalten wir jene erhabene Ausdauer, die wir in allen großen Männern bewundern und es wird so die Triebfeder großer Thaten. Mangelt aber wirkliches Wissen und Verdienst, und ist zugleich das Organ der Ruhmsucht ohne Begründung eines andern Werths bis zur Exaltation erregt, so ergiebt sich jener verächtliche, mit Unwissenheit gepaarte Hochmuth, jene thörigte und eitele Anmaßung, jene unmäßige Ehrsucht, die wir so oft in der Welt bemerken. Diese Thätigkeit findet sich übrigens bei allen Völkern und unter allen Ständen und nimmt darum sehr mannigfaltige Richtungen an. Die mindern Grade des Höhesinnes finden sich indessen häufiger bei Jünglingen als bei Greisen, weil diese durch lange und reifere Erfahrung und Nachdenken die Nichtigkeit der irdischen Dinge kennen gelernt haben.

Wir gelangen nun zu einer Reihe von andern Organen, wodurch die bisher beschriebenen bald mehr bald weniger modifizirt werden.

17) Organ des mechanischen Kunstsinnes. Es umfaßt alles mechanische Talent von der Putzmacherei bis zum Zeichner, Maler, Bildhauer und Baumeister. Bei Kindern äußert es sich durch unaufhörliches Schnitzeln. Unter den Thieren ist es vorzüglich am Murmelthier, Hamster, Biber, den nesterbauenden Vögeln, z. B. Schwalbe, Elster, Lerche ꝛc., unter den Insekten bei den Bienen, Wespen, Ameisen u. v. a. bemerkbar. Modifizirt durch die Organe des Höhesinnes, der Theosophie, des Zahlen- und Ortsinnes begründet es die Anlage zum Astronomen. In Verbindung mit dem Zahlensinn bringt es die tiefen

Rechenmeiſter hervor. Bei den Thieren zeigt ſich dieſer Sinn immer nach einer und derſelben Richtung, ſo wie jede Raupenart ſtets daſſelbe Geſpinnſt, der Seidenwurm denſelben Kokon, die Spinne daſſelbe Netz verfertigt, der Fuchs und Dachs ſich immer auf die nämliche Art ſeine Grube gräbt; bei den Menſchen nimmt er unzählige Direkzionen an, indem er bei dieſen durch viele höhere Organe, die jenen fehlen, modifizirt wird.

18) Organ des Tonſinnes. Dadurch entſteht das Vermögen, die Verhältniſſe der Töne zu verſtehen, und ſo erhalten wir das muſikaliſche Talent. Darum geben ſelbſt Taubſtumme, obgleich ihnen das Gehör mangelt, Gefühle für Muſik zu erkennen. Ein franzöſiſcher Gelehrter erzählt unter andern das Beiſpiel eines Taubſtummen, der, ſo wie er nur angefangen zu hören, auch ſchon geſungen und Lieder gemacht hatte, wodurch offenbar bewieſen wird, daß dieſe Eigenſchaft abgeſondert vom Gehör ſeyn müſſe. Zur Erlernung des Spiels auf einem muſikaliſchen Inſtrument iſt übrigens auch der mechaniſche Kunſtſinn nöthig; daher finden wir häufig die Erſcheinung, daß Perſonen (denen dieſer fehlt) mit vielem Vergnügen der Muſik zuhören; aber, ſo ſehr ſie auch Luſt dazu bezeigen, doch nie oder mit den größten Schwierigkeiten es dahin bringen, eine Fertigkeit im Spiel eines Inſtrumens zu erlangen vermögen. Die Männchen bei den Singvögeln haben dieſes Organ in einem hohen Grade, den Weibchen hingegen fehlt es, obgleich dieſe ſo gut hören, wie jene. Verbindet ſich dieſes Organ mit mehrern höhern Geiſtseigenſchaften, vorzüglich Witz, Darſtellungsvermögen, ſo erhalten wir Poeſie. Die Dichtungsarten werden ſich beſtimmen ſo wie eine oder mehrere Anlagen vorzüglich aufgereizt ſind. So werden wir modifizirt durch das Organ der Theoſophie, Gedichte über Gott, Unſterblichkeit u. ſ. w. erhalten, z. B. wie von Klopſtock, und in Verbindung mit den Organen des Höhenſinnes und der Ruhmſucht epiſche Gedichte, wie von Homer, Virgil, Arioſto, und mit denen des Witzes und Scharfſinnes, Scherzlieder. Nur durch dieſes Organ werden jene muſikaliſche Genius und genialiſche Komponiſten möglich, die allgemeine Bewunderung erwecken. Verbunden mit dem Darſtellungsvermögen bildet dieſe Virtualität auch die Sänger, Schauſpieler und Balletztänzer; und es iſt darum leicht erklärbar, wie man Knaben findet z. B. Roſzius, Betty, die erfahrnen Tragikern und Komikern bisweilen den Vorrang abgewinnen.

19) Organ für Zahlenverhältnisse. Die Vögel haben es nur schwach, den Thieren fehlt es durchaus. Die Arithmetiker, Analytiker und Mathematiker überhaupt werden ohne eine besondere Stärke dieser Virtualität es nie weit bringen. In Verbindung mit dem Ortssinn bildet es den Geometer, der sich mit Verhältnissen des Raumes beschäftigt. Die Arithmetik und Geometrie, angewandt auf einzelne Gegenstände, führt dann zur theoretischen Mechanik, Optik ꝛc. und bringt in Verbindung mit dem mechanischen Kunstsinn die praktischen Mechaniker und Optiker hervor. Bei Menschen, welche keine mathematische Kenntnisse haben, offenbart es sich durch schnelles und starkes Kopfrechnen, und man hat von dieser Art Leute gesehn, die die große Multiplikazionsexempel mit ganzen Reihen von Zahlen nach kurzer Ueberlegung berechneten, ohne auch nur eine Feder anzusetzen. Wären die mathematischen Wissenschaften, die sich ganz auf die Existenz des Zahlensinnes beim Menschen gründen, nicht vorhanden; so würden die menschlichen Verhältnisse eine große Aenderung erleiden und die wichtigsten Entdeckungen würden haben unterbleiben müssen. Indem wir die Mathematik die erhabene Wissenschaft nennen, können wir also auch diesen Sinn, den der Mensch vorzugsweise besitzt, den erhabenen nennen.

20) Organ für Farbenverhältnisse. Ein scharfes Auge ist nicht allein zur Distinkzion der Farben hinlänglich; Personen, welche sehr gut sehen, werden oft von andern minder gut Sehenden in der Farbenbestimmung übertroffen. Die Damen wissen besonders die Nüanzen der Farben weit besser zu bestimmen als Herrn, denn sie haben das Farbenorgan stärker. Vermöge dieses Sinnes lieben auch die Völker des Orients, z. B. Türken, Araber, Perser, Tataren, Mongolen, Chinesen, in Vergleichung mit den Deutschen und vorzüglich den Engländern, so vorzüglich die grellen Farben. Vorzüglich stark ist dies Organ bei den Malern, die eine vorzügliche Fertigkeit in der Harmonie der Farben besitzen. Den Thieren scheint es zu mangeln, jedoch zeigen einige derselben mehr oder weniger Neigung zu dieser und Abneigung von jener Farbe überhaupt, wie, z. B. die indianischen oder welschen Hähne sich vor der rothen Farbe, die Raubthiere, besonders Löwen, Tieger, Panther, Leoparden ꝛc. vor dem Feuer sich entsetzen. Doch bilden sie sich keine Vorstellungen in Absicht auf Vergleichung der Farben unter einander.

21) Organ für Sprache. Man findet es in hohem

Grade bei Personen, die die Fähigkeit besitzen, in den Geist einer Sprache einzudringen d. h. bei eigentlichen Sprachforschern. Bei den Thieren, welche diese Fähigkeit besitzen, spricht sie sich durch Heulen, Bellen, Quäcken, Schreien, Wiehern, Pfeifen, ꝛc. nicht aber durch artikulirte Töne aus. Das Wesentliche dieser Virtualität besteht also in der Darstellung unserer Begriffe ꝛc. durch bestimmte Schallzeichen. Der Grund der Sprachlosigkeit liegt also, bei übrigens zweckmäßiger Organisazion, in einer Imbezillität des Gehirntheils in welchem dies Organ enthalten; die Sprache ist folglich nicht Produkt der Gesellschaft. Mit Recht hat darum schon Boerhave den angebornen Sinn von dem erworbenen, sehr gut unterschieden. Darin liegt auch zum Theil der Grund, warum Thiere, bei sonst eben zu diesem Behuf nicht untauglichen Organisazionen dennoch nie es zu einer Sprache unter sich bringen, höchstens durch gewisse wenige Tonzeichen sich verständlich machen können. So ruft das Männchen bei vielen Vogelarten das Weibchen durch Gesang oder Pfeifen herbei, so brüllt der Löwe in der Brunstzeit und der Stier, so wiehrt der Hengst, wenn er eine Stute erblickt, so winselt der Hund, wenn ihm Leids geschieht oder einer seiner Wünsche oder Triebe nicht befriedigt wird, so schreien die Katzen, wenn sie mit einander streiten oder sich um ein Weibchen zanken, so machen viele Insekten bei mancherlei Gelegenheiten ein Geräusch.

22) Organ für Wortgedächtniß oder Wortsinn. Sein Wesentliches besteht in dem Auffassen und Behalten der Wörter, ohne sich um ihre Bedeutung zu bekümmern. Personen, welche dasselbe sehr ausgebildet haben, merken Wörter sehr leicht; daher findet man es bei guten Schauspielern, Insektensammlern, Botanikern, Mineralogen, Litteratoren und Bibliothekaren. Leute, die dieses Organ entweder in großer Stärke besitzen oder es von Jugend auf geübt haben, besitzen bisweilen ein bewunderungswürdiges Talent im Auswendiglernen. Auch die Thiere gewöhnen sich zum Theil leicht an gewisse Worte oder Töne und behalten sie im Gedächtniß. Die Hunde und Katzen, so wie die zahmen Stubenvögel, geben allgemein bekannte Beispiele dazu her.

23) Organ für Personengedächtniß oder Personensinn. Sein Charakter besteht in den Behalten der Form von Personen, welche wir kennen lernen, und ist auch den Thieren häufig in noch höherm Grade als dem Menschen eigen. Wie scharf weiß nicht der Hund seinen

trauen, Dankbarkeit, Liebe . . . . alle sind mehr oder weniger durch diese Thätigkeit in Verbindung mit andern begründet.

Neben diesen liegt das

8) Organ der Aeltern- und Kinderliebe. Es ist vorzüglich dem weiblichen Geschlecht, und bei den Thieren den Affen eigen. Die Mütter und Weibchen lieben darum ihre Kinder und Jungen mehr als die Väter und Männchen, und die weiblichen Dienstboten die ihnen anvertrauten Kinder weit mehr als die männlichen. Aus eben dem Grunde sehnen sich oft auch Mädchen von der besten Erziehung, ohne alle Rücksicht auf sinnlichen Genuß, doch so sehr nach Kindern; ja es zeigt sich auch schon in den Mädchen, durch ihre unaufhörliche Beschäftigung mit Puppen, dieser Trieb sehr auffallend. Es giebt viele Thierarten, bei denen dem Männchen dies Organ ganz mangelt. So fand Gall unter den Hundearten nur Eine, wo das Männchen an der Erziehung der Jungen Theil nahm; die Sorge für diese beruht dann daher ganz auf der Mutter allein. Von den Katern weiß man, daß sie sogar die von ihnen selbst erzeugten Kätzchen auffressen, wenn die Mutter nicht da ist, es zu wehren. Bei andern Thieren ist es gleichmäßig entwickelt z. B. den Grasmücken, Nachtigallen, Kanarienvögeln, Tauben u. s. w. hier wechseln auch beide Geschlechter in der Sorgfalt für die Jungen mit einander ab. In noch andern Thiergattungen mangelt es dem Männchen und Weibchen, wie z. B. beim Kukuk, der seine Eier in fremde Nester legt, und ausbrüten läßt, ohne sich weiter darum zu bekümmern. So legen ebenfalls andere Vögel ihre Eier in die Sonne und überlassen sie ihrem eigenen Schicksale. Endlich findet man auch in einigen Thieren z. B. den Grasmücken dieses Organ in höchstem Grade entwickelt und also auch den Trieb sehr heftig, so daß sie sich sogar der Wartung anderer Vögel mit Gefahr ihres eigenen Lebens unterziehen. Da wo das Organ bei Individuen fehlt, mangelt auch die Liebe zu Kindern und Aeltern. Es giebt Damen, die bei außerordentlicher Liebe zu ihren Männern und bei hoher moralischer und religiöser Kultur, doch nicht im Stande sind, ihre Kinder um sich zu leiden. In krankhaften Zuständen wird dies Organ entweder erhöht oder geschwächt. Es hat Weiber gegeben, die die sonderbare Verrückung hatten, sich einzubilden, mit einer großen Anzahl Kinder schwänger zu seyn und sich darüber sehr freueten. Andere kamen in ihrer Schwanger-

schaft die Kinder nicht lieben, liebten sie aber sogleich zärtlich, sobald dieser Zustand vorüber war. Vielleicht ließe sich auch wohl den eigentlichen Wesen dieses Organs eine noch weitläuftigere Bedeutung geben. Es wäre nämlich die Frage, ob es nicht überhaupt die Neigung, und Liebe des Thiers zu seiner Gattung ausdrückte, und dann würde die Aeltern- und Kinderliebe nur eine einzelne Modifikazion derselben seyn.

Zwischen diesem letztern Organ und dem des Geschlechtstriebes und neben dem Organ der Freundschaft hat nun die Natur das

9) Organ der Raufgierde und des Muths

gesetzt. Durch dasselbe ist der Trieb zur Aeußerung seiner Muskularkräfte begründet; und je nachdem nun mit diesem Hang zur Thätigkeit der Muskeln dieses oder jenes Organ aufgeregt ist, wird sich auch die Modifikazion dieser Virtualität offenbaren. So wird, wenn der Geschlechtstrieb mit aufgeregt ist, die Modifikazion dieses Sinnes in der Tendenz zur Ausübung desselben sich zeigen, so wie dies beim Mordsinn ebenfalls der Fall seyn wird. Bei dem Krieger wird dadurch die Begierde zu kühnen versöhnlichen Thaten erzeugt, und bei Andern das Bekämpfen von Schwierigkeiten und Gefahren und selbst die Sucht nach Wagestücken und Abenteuern möglich gemacht. Wird diese Thätigkeit nicht durch andere in Schranken gehalten, so entstehen leicht, wenn sie in hohem Grade entfaltet ist, Zanksüchtige, Raufbolde, Aufrührer, Widerspenstige, Wagehälse. Die Raubthiere besitzen meistens dieses Organ in einem hohen Grade; bei den Rothkehlchen ist es sehr sichtbar entwickelt. Alle diese rauflustigen Thiere haben breite Köpfe, dies charakterisirt sich besonders bei einigen Hunden durch die weit aus einander stehenden Ohren, wohin die Fleischerhunde gehören; das Gegentheil sieht man bei englischen Docken. So verrathen auch jederzeit breite auseinanderstehende Ohren ein muthvolles Pferd. Die Hyäne hat ebenfalls, so wie der Tieger, Panther, Leopard ꝛc. einen sehr breiten Kopf, je näher aber die Ohren bei einander sind, je weniger hat das Thier von dieser Eigenschaft, wie z. B. der Hase, die Maus. ꝛc. Der Mangel oder die Kleinheit dieses Organs erzeugt Furcht, Scheue, Zaghaftigkeit, Muthlosigkeit, und durch verschiedene Modifikazionen Angst, Schrecken.

Durch das Organ der Kinderliebe war in den Thieren der Wille und Trieb, seine Nachkommen stets zu erhalten,

begründet; um aber dieses zu können, waren Erhaltungsmittel nöthig. In den meisten Fällen wird sie das Thier zwar ohne Noth erhalten, in andern aber wird es sich doch genöthigt sehen, um ihren Besitz zu kämpfen. Darum pflanzte ihm die Natur den eben beschriebenen Trieb ein, darum mußte sie ihm auch das

10) Organ des Würge- oder Mordsinnes verleihen, das gleich neben diesem seinen Sitz hat. Die von Pflanzen lebende Thiere, haben dasselbe meistens nicht, desto mehr die fleischfressenden. Bei einigen ist es so stark entwickelt, daß sie blos aus dem Drange zu Morden morden z. B. der Wiesel, die Hyäne und selbst oft die Katze. Auch unter den Menschen giebt es Individuen die bisweilen mit einer bewundern Mordlust begabt erscheinen, und das selbst unter dem weiblichen Geschlecht. Bei manchen Kindern habe ich nicht selten bemerkt, wie sie mit Vergnügen kleine Thiere ums Leben bringen, und Mägde sieht man häufig die am Schlachten des Vieh's so vielen Gefallen finden; auch hat es Männer gegeben, die blos aus Neigung zum Morden, und um diesen Trieb unschuldig ausüben zu können, Fleischer und Abdecker wurden.

Aus dieser Thätigkeit entspringen, wenn sie nicht von andern gezügelt wird: Blutgier, Grausamkeit, unerbittliche Strenge in Bestrafungen, Unempfindlichkeit bei den Martern, die Nebengeschöpfen angethan und wodurch sie zum Tod gebracht oder gezüchtigt werden. Ganze Nazionen besitzen dieses Organ mehr als andere und daher ist es wohl zum Theil wenigstens zu erklären, wie es möglich ist, daß wir bei den Türken und Persern, die doch hier in der That so äußerst milden muhamedanischen Religion zugethan sind, dennoch so schreckliche und fürchterliche Arten die Missethäter zu bestrafen üblich sind, die in Europa allgemeines Schaudern erwecken, im Orient hingegen mit einer Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit betrachtet werden, die lediglich in der individuellen Organisazion dieser Nazionen selbst ihren Grund haben müssen.

Eben so nöthig, als Mittel zur Selbsterhaltung, fand die Natur das

11) Organ des Raub- oder Diebsinnes. Es ist dieses das materielle Bedingniß, vermittelst welcher die Anlage begründet ist, dasjenige, was uns nicht angehört, uns zuzueignen zu machen. Daher der so allgemeine Trieb nach fremden Eigenthum; indessen spielt der Wunsch, etwas zu

besitzen, doch nicht immer dasselbe Rolle. So stehlen z. B. Affen, Elstern, Raben ꝛc. Sachen, die sie nicht benutzen können, so auch manche Menschen. So haben reiche, wohlhabende Personen oft einen unwiderstehlichen Hang zum Stehlen gehabt, so hat man Beispiele, wo durch krankhafte Thätigkeit eine unwillkührliche Aeußerung dieses Organs statt fand.

Auch dieses Organ leidet außerordentlich viele Modifikationen, je nachdem andere Organe entweder gleichzeitig mitwirken oder die Ursache seiner Thätigkeit sind. Ist die Erhaltung des Lebens der Impuls zum Stehlen, so wird sich diese Thätigkeit besonders in Entwendung derjenigen Sachen äußern, welche mittel- oder unmittelbar zur Erhaltung dienen. Ist hingegen das Schlauheitsorgan gleichthätig mit ihm, so wird die Modifikation desjenigen Stehlens Diebstahl, welches blos aus innerer Behaglichkeit entsteht und am häufigsten vorkömmt. Ist der Kunstsinn mit vorzüglich thätig gereizt, so bewegt dieser den Raubsinn zu derjenigen Modifikation seiner Aeußerungen, welcher in der niedern Stufe Nachahmung und in der höhern, wenn das Industrionsvermögen mit im Spiel ist, Erfindungen bewirkt. So kann auch in Verbindung mit andern Thätigkeiten daraus Habsucht, Geiz, Egoisterei, Geldgier, Ungerechtigkeit, Unredlichkeit, Bereicherungssucht, Gewinnsucht ꝛc. entspringen. So ist die Katze weit diebischer als der Hund, dieser dagegen aber neidischer. So wie manche Thierarten, so mögen auch die Individuen mehrerer Völker dieses Organ stärker haben als die Individuen anderer, so wie man z. B. die Mohren besonders als Diebe, charakterisirt. So nützlich dieses Organ übrigens dem Menschen im Stande der Natur seyn mag, so verderblich kann es ihm im gesellschaftlichen Verhältnisse werden, worin die Obrigkeit es übernommen hat, für die Aufrechthaltung des Mein und Dein eines jeden Individuums zu sorgen. Ist der damit stark ausgestattete Mensch ohne Erziehung, Bedächtlichkeit und Ueberlegung, und nicht zugleich mit dem Schlauheitsorgan versehen; so wird er nichts als sogenannte dumme Streiche machen, die, wenn sie hart gegen die Gesetze streiten, ihn früher oder später in's Unglück bringen müssen.

Um die beiden zuletzt genannten Virtualitäten hauptsächlich auf eine gehörige Art, zum Wohl eines jeden Individuums zu modifiziren, wurden in deren Nähe zugleich die beiden folgenden gesetzt:

10) Organ der Schlauheit, List und Verschlagenheit. Es besteht im Wesentlichen in der Anlage, durch welche das Thier in den Stand gesetzt wird, sich in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen so zu benehmen, daß dadurch sein beabsichteter Zweck verborgen bleibt d. h. auf eine gewandte Weise zu handeln. Vorzüglich ausgebildet findet man dieses Organ bei raubsichtigen, diebischen Thieren wie z. B. dem Fuchse, Panther, Tiger und Marder: unter den Vögeln vorzüglich bei den Tauchvögeln. Modifizirt durch andere Thätigkeiten entspringt hieraus Ränkesucht, Affektirtheit, Betrug, Hinterlist, Lügenhaftigkeit, Parteigängerey, Intriguensucht, Achselträgerei, Schmeichelei, Verrätherei, Treulosigkeit, Falschheit, Doppelherzigkeit, ꝛc. Oft wird es durch die Umstände und Leidenschaften besonders stark zur Thätigkeit gereizt, so wie z. B. die Liebe vorzüglich schlau und betrügerisch macht. Häufig findet man es auch beim schönen Geschlecht und bei Personen die vermöge ihres Amts und Berufs entweder oft Gelegenheit finden oder sich genöthigt sehen, es auszuüben z. B. bei Diplomatikern. Daher auch sehr wahr in einem bekannten Gedicht das Wort: „denn Pfaffentrug und Weiberlist geht über Alles, wie man weiß."

13) Organ der Bedächtlichkeit oder Zirkumspekzion. Personen, welche dieses stark besitzen, handeln überall mit außerordentlicher Vorsicht, so daß sie oft kaum vermögend sind, zu einem festen Entschluß zu gelangen. Unter den Thieren ist es besonders den Gemsen, Staaren, Gemsen, Nachteulen, Mardern, Hamstern, Ratzen ꝛc. eigen. Vermöge dieses Sinnes stellt die Gemse Wachen aus, sammelt der Hamster Vorrath, geht die Eule des Nachts nach Beute. Diese Thätigkeit besteht also darin, daß wir dadurch in den Stand gesetzt werden können, die Folgen unserer Handlungen im voraus einzusehen und dieselben darnach zu modifiziren. Der Mangel derselben bewirkt Leichtsinn und Unbesonnenheit; unter den Thieren haben ihn z. B. die Schweine auffallend. Besonders wirksam zeigt sich dies Organ in der Modifizirung der benachbarten Organe, nämlich der Freundschaft, des Würgsinns, der Schlauheit und der Ruhmsucht. Der Würgsinn oder die Schlauheit werden z. B. dadurch dergestalt modifizirt, daß bei dem einen weniger Grausamkeit, bei dem andern feines und wohlberechnetes Verfahren bewirkt wird. Ungestüme Menschen haben dieses Organ gewöhn-

schen einem sehr großen Grade und es kostet ihnen darum viel Selbstüberwindung, nicht unbedachtsam zu handeln.

Es kommen nun noch zwei andere Organe zur Selbsterhaltung, häufig eben so nothwendig als die beiden vorgehenden, die sich darum auch in ihrer Nähe befinden.

14) Organ der Festigkeit und Behutsamkeit. Es ist die Thätigkeit, vermittelst der wir, überzeugt von unserer innern Kraft, das, was wir unternommen haben, auszuführen fest entschlossen sind, und zeigt sich durch Ausdauer in Bekämpfung von Hindernissen. Modifizirt durch das Schlauheitsorgan stellt es uns Subjekte dar, denen alles feil ist und die sich zu allem brauchen lassen. Ist es mit dem Organ der Theosophie in Thätigkeit gesetzt, so bekommen wir Märtyrer, die für die Religion freudig alle Qualen erdulden und in den Tod gehen. Durch diese Virtualität werden auch, mit nichts weniger als einem Temperament begabte Personen in den Stand gesetzt, etwas, wozu sie sich einmal entschlossen haben, mit einer Energie durchzuführen, die ihnen sonst fremd ist; reizbare Gemüther werden hingegen, wenn sie auch ihre Plane nicht selten mit bewunderungswürdiger Thätigkeit in der kürzesten Zeit ausführen, doch über lang oder kurz Flatterhaftigkeit beweisen, wenn das Festigkeitsorgan schwach ist. Behutsamkeit bei einem Entschluß, unerachtet Gründe dagegen vorhanden sind, heißt Eigensinn, Halsstarrigkeit, und so ist das Festigkeitsorgan sowohl bei der Feindschaft und Rachgier mit im Spiel je nachdem es durch andere Umstände seine Richtung zur Thätigkeit erhält. Bei einem Zwist zwischen Brüdern und vertrauten Freunden zeigt es sich besonders auch vielen nicht anzuführenden Gründen, auf eine auffallende Weise, nicht selten sogar mit sonst beispielloser Hartnäckigkeit.

15) Organ der Ruhmsucht. Es äußert sich in dem Triebe, unsere Fähigkeiten und Kräfte andern bemerklich zu machen. Suche man dieß durch kleinliche Dinge zu bewirken, so erhalten wir Eitelkeit. Ist das Bewußtseyn der Anerkennung unserer Verdienste und Vorzüge durch andere aus der Modifikazion mit dem Organ des hohen Muthes entsprungen, so bekommen wir Stolz. Bei den Frauenzimmern äußert sich häufig die kleinliche Ruhmsucht durch Koketterie und Gefallsucht. Diese Virtualität ist übrigens bei unzähligen Handlungen der Menschen mit im Spiel, und eben darum auch unendlicher Modifikazionen fähig. Bei dem Hunde bemerken wir sie, bisweilen in einem

ziemlichen Grade entwickelt, und selbst bisweilen bei Pferden, Hähnen, Stieren und Raubthieren. Ist beim Menschen, der sich durch die Ruhmsucht leiten läßt, nicht das Zirkumspekzionsorgan mit in Thätigkeit, so entspringen leicht Thorheiten und Lächerlichkeiten, und es gelangt dann oft das Gegentheil von dem, was er erstreben wollte.

Ein Zwillingsbruder dieses Organs ist das

16) Organ des Höhesinnes. Bei Thieren äußert es sich besonders im Streben nach physischen Höhen z. B. bei den Gemsen, bei den Menschen offenbart es sich gewöhnlich in der Tendenz nach moralischer Höhe, und dann wird vermittelst desselben in uns die Anlage zur Ausführung Kraft erfordernder Ereignisse begründet. Es erleidet, so wie die übrigen, verschiedene Modifikationen. Wird das Festigkeitsorgan mit ihm erregt, so erhalten wir jene erhabene Ausdauer, die wir in allen großen Männern bewundern und es wird so die Triebfeder großer Thaten. Mangelt aber wirkliches Wissen und Verdienst, und ist zugleich das Organ der Ruhmsucht ohne Begründung eines andern Moments bis zur Exaltation erregt, so ergiebt sich jener verächtliche, mit Unwissenheit gepaarte Hochmuth, jene thörigte und eitele Anmaßung, jene unmäßige Stanzsucht, die wir so oft in der Welt bemerken. Diese Thätigkeit findet sich übrigens bei allen Völkern und unter allen Ständen und nimmt darum sehr mannigfaltige Richtungen an. Die mindern Grade des Höhesinnes finden sich indessen häufiger bei Jünglingen als bei Greisen, weil diese durch lange und reifere Erfahrung und Nachdenken die Nichtigkeit der irdischen Dinge kennen gelernt haben.

Wir gelangen nun zu einer Reihe von andern Organen, wodurch die bisher beschriebenen bald mehr bald weniger modifizirt werden.

17) Organ des mechanischen Kunstsinnes. Es umfaßt alles mechanische Talent von der Putzmacherin bis zum Zeichner, Maler, Bildhauer und Baumeister. Bei Kindern äußert es sich durch unaufhörliches Schnitzeln. Unter den Thieren ist es vorzüglich am Murmelthier, Hamster, Biber, den nesterbauenden Vögeln, z. B. Schwalbe, Elster, Lerche ꝛc., unter den Insekten bei den Bienen, Wespen, Ameisen u. v. a. bemerkbar. Modifizirt durch die Organe des Höhesinnes, der Theosophie, des Zahlen- und Ortsinnes begründet es die Anlage zum Astronomen. In Verbindung mit dem Zahlensinn bringt es die tiefen

Rechenmeiſter hervor. Bei den Thieren zeigt ſich dieſer Sinn immer nach einer und derſelben Richtung, ſo wie jede Raupenart ſtets daſſelbe Geſpinnſt, der Seidenwurm denſelben Kokon, die Spinne daſſelbe Netz verfertigt, der Fuchs und Dachs ſich immer auf die nämliche Art ſeine Grube gräbt; bei den Menſchen nimmt er unzählige Direkzionen an, indem er bei dieſen durch viele höhere Organe, die jenen fehlen, modifizirt wird.

18) Organ des Tonſinnes. Dadurch entſteht das Vermögen, die Verhältniſſe der Töne zu verſtehen, und ſo erhalten wir das muſikaliſche Talent. Darum geben ſelbſt Taubſtumme, obgleich ihnen das Gehör mangelt, Gefühle für Muſik zu erkennen. Ein franzöſiſcher Gelehrter erzählt unter andern das Beiſpiel eines Taubſtummen, der, ſo wie er nur angefangen zu hören, auch ſchon geſungen und Lieder gemacht hatte, wodurch offenbar bewieſen wird, daß dieſe Eigenſchaft abgeſondert vom Gehör ſeyn müſſe. Zur Erlernung des Spiels auf einem muſikaliſchen Inſtrument iſt übrigens auch der mechaniſche Kunſtſinn nöthig; daher finden wir häufig die Erſcheinung, daß Perſonen (denen dieſer fehlt) mit vielem Vergnügen der Muſik zuhören; aber, ſo ſehr ſie auch Luſt dazu bezeigen, doch nie oder mit den größten Schwierigkeiten es dahin bringen, eine Fertigkeit im Spiel eines Inſtruments zu erlangen vermögen. Die Männchen bei den Singvögeln haben dieſes Organ in einem hohen Grade, den Weibchen hingegen fehlt es, obgleich dieſe ſo gut hören, wie jene. Verbindet ſich dieſes Organ mit mehrern höhern Geiſteseigenſchaften, vorzüglich Witz, Darſtellungsvermögen, ſo erhalten wir Poeſie. Die Dichtungsarten werden ſich baſtimmen ſo wie eine, oder mehrere Anlagen vorzüglich aufgereizt ſind. So werden wir modifizirt durch das Organ der Theoſophie, Gedichte über Gott, Unſterblichkeit u. ſ. w. erhalten, z. B. wie von Klopſtock, und in Verbindung mit den Organen des Höhenſinnes und der Ruhmſucht epiſche Gedichte, wie von Homer, Virgil, Arioſto, und mit denen des Witzes und Scharfſinnes, Scherzlieder. Nur durch dieſes Organ werden jene muſikaliſche Genius und genialiſche Komponiſten möglich, die allgemeine Bewunderung erwecken. Verbunden mit dem Darſtellungsvermögen bildet dieſe Virtualität auch die Sänger, Schauſpieler und Balletttänzer; und es iſt darum leicht erklärbar, wie man Knaben findet z. B. Roſzius, Betty, die erfahrnen Tragikern und Komikern bisweilen den Vorrang abgewinnen.

19) Organ für Zahlenverhältnisse. Die Neger haben es nur schwach, den Thieren fehlt es durchaus. Die Arithmetiker, Analytiker und Mathematiker überhaupt werden ohne eine besondere Stärke dieser Virtualität es nie weit bringen. In Verbindung mit dem Ortssinn bildet es den Geometer, der sich mit Verhältnissen des Raumes beschäftigt. Die Arithmetik und Geometrie, angewandt auf einzelne Gegenstände, führt dann zur theoretischen Mechanik, Optik ꝛc. und bringt in Verbindung mit dem mechanischen Kunstsinn die praktischen Mechaniker und Optiker hervor. Bei Menschen, welche keine mathematische Kenntnisse haben, offenbart es sich durch schnelles und starkes Kopfrechnen, und man hat von dieser Art Leute gesehn, die die große Multiplikazionsexempel mit ganzen Reihen von Zahlen nach kurzer Ueberlegung berechneten, ohne auch nur eine Feder anzusetzen. Wären die mathematischen Wissenschaften, die sich ganz auf die Existenz des Zahlensinnes beim Menschen gründen, nicht vorhanden; so würden die menschlichen Verhältnisse eine große Aenderung erleiden und die wichtigsten Entdeckungen würden haben unterbleiben müssen. Indem wir die Mathematik die erhabene Wissenschaft nennen, können wir also auch diesen Sinn, den der Mensch vorzugsweise besitzt, den erhabenen nennen.

20) Organ für Farbenverhältnisse. Ein scharfes Auge ist nicht allein zur Distinkzion der Farben hinlänglich; Personen, welche sehr gut sehen, werden oft von andern minder gut Sehenden in der Farbenbestimmung übertroffen. Die Damen wissen besonders die Nüanzen der Farben weit besser zu bestimmen als Herrn, denn sie haben das Farbenorgan stärker. Vermöge dieses Sinnes lieben auch die Völker des Orients, z. B. Türken, Araber, Perser, Tataren, Mongolen, Chinesen, in Vergleichung mit den Deutschen und vorzüglich den Engländern, so vorzüglich die grellen Farben. Vorzüglich stark ist dies Organ bei den Malern, die eine vorzügliche Fertigkeit in der Harmonie der Farben besitzen. Den Thieren scheint es zu mangeln, jedoch zeigen einige derselben mehr oder weniger Neigung zu dieser und Abneigung von jener Farbe überhaupt, wie, z. B. die indianischen oder welschen Hähne sich vor der rothen Farbe, die Raubthiere, besonders Löwen, Tieger, Panther, Leoparden ꝛc. vor dem Feuer sich entsetzen. Doch bilden sie sich keine Vorstellungen in Absicht auf Vergleichung der Farben unter einander.

21) Organ für Sprache. Man findet es in hohem

Grade bei Personen, die die Fähigkeit besitzen, in den Geist einer Sprache einzudringen d. h. bei eigentlichen Sprachforschern. Bei den Thieren, welche diese Fähigkeit besitzen, spricht Sie sich durch Heulen, Bellen, Quäcken, Schreien, Wiehern, Pfeifen, ꝛc. nicht aber durch artikulirte Töne aus. Das Wesentliche dieser Virtualität besteht also in der Darstellung unserer Begriffe ꝛc. durch bestimmte Schallzeichen. Der Grund der Sprachlosigkeit liegt also, bei übrigens zweckmäßiger Organisazion, in einer Imbezillität des Gehirntheils in welchem dies Organ enthalten; die Sprache ist folglich nicht Produkt der Gesellschaft. Mit Recht hat darum schon Boerhave den angebornen Blödsinn von dem erworbenen, sehr gut unterschieden. Darin liegt auch zum Theil der Grund, warum Thiere, bei sonst eben zu diesem Behuf nicht untauglichen Organisazionen dennoch nie es zu einer Sprache unter sich bringen, höchstens durch gewisse wenige Tonzeichen sich verständlich machen können. So ruft das Männchen bei vielen Vogelarten das Weibchen durch Gesang oder Pfeifen herbei, so brüllt der Löwe in der Brunstzeit und der Stier, so wiehrt der Hengst, wenn er eine Stute erblickt, so winselt der Hund, wenn ihm Leids geschieht oder einer seiner Wünsche oder Triebe nicht befriedigt wird, so schreien die Katzen, wenn sie mit einander streiten oder sich um ein Weibchen zanken, so machen viele Insekten bei mancherlei Gelegenheiten ein Geräusch.

22) Organ für Wortgedächtniß oder Wortsinn. Sein Wesentliches besteht in dem Auffassen und Behalten der Wörter, ohne sich um ihre Bedeutung zu bekümmern. Personen, welche dasselbe sehr ausgebildet haben, merken Wörter sehr leicht; daher findet man es bei guten Schauspielern, Insektensammlern, Botanikern, Mineralogen, Litteratoren und Bibliothekaren. Leute, die dieses Organ entweder in großer Stärke besitzen oder es von Jugend auf geübt haben, besitzen bisweilen ein bewunderungswürdiges Talent im Auswendiglernen. Auch die Thiere gewöhnen sich zum Theil leicht an gewisse Worte oder Töne und behalten sie im Gedächtniß. Die Hunde und Katzen, so wie die zahmen Stubenvögel, geben allgemein bekannte Beispiele dazu her.

23) Organ für Personengedächtniß oder Personensinn. Sein Charakter besteht in den Behalten der Form von Personen, welche wir kennen lernen, und ist auch den Thieren häufig in noch höherm Grade als dem Menschen eigen. Wie scharf weiß nicht der Hund seinen

Herrn mitten im Getümmel von Menschen zu unterscheiden, wie wenig vergißt er ihn selbst nach ganzen Jahrzehnden, wie schnell erkennt er ihn nicht wieder nach langen Entfernungen und in der größten Verhüllung? Minder schon macht die Katze einen Unterschied zwischen ihrem Herrn und andern Personen, und bei dem Pferde findet es noch im geringern Grade statt, wenn es gleich auch da Ausnahmen giebt. Es giebt Menschen, die wenn sie einmal jemand auch nur flüchtig gesehn oder kennen gelernt haben, ihn nach vielen Jahren dennoch sogleich wieder erkennen, indem sie dieses Organ stark besitzen; andere, denen es fehlt, ist dies unmöglich. Vielleicht könnte man dieser Thätigkeit einen noch weit ausgedehntern Begriff unterlegen und sie überhaupt durch Formsinn bezeichnen. So wie der Chinesen- und Türkenkopf verschieden ist von dem eines Europäers, könnte man dann auch wohl behaupten, so muß auch der Geschmack bei diesen verschiedenen Völkern verschieden seyn.

24) Ortsinn, wodurch Ortsverhältnisse ausgemittelt werden. Der Hund besitzt oft in einem bewunderungswürdig hohen Grade diese Eigenschaft, und vermöge desselben kann er auf einem einmal zurückgelegten Wege Hunderte von Meilen sich wieder zurückfinden. Hierher gehört auch die Taubenpost, so wie das bestimmte Auffinden der verlaßnen Wohnungen bei Zugvögeln. Die Thätigkeit dieses Organs ist auch die Ursache, warum Nachtwandler ihre Wohnung wieder finden können, so wie die Schlafstelle, die sie verließen. Man findet es häufig stark bei Leuten, welche gern Reisen machen, bei Seefahrern, Feldherrn, Landschaftsmalern, Astronomen. Solche Menschen verirren sich selten auf Reisen, wenn sie diese nur einmal gemacht haben, und sind sie einmal an einem Orte von noch so großer Ausdehnung gewesen, so wissen sie sich doch, so bald sie ihn nach einer langen Zeit wieder betreten, sogleich zu finden.

23) Organ für Erziehungsfähigkeit. Alle Thiere, die bezähmbar sind, haben dasselbe, und ihre Bezähmbarkeit nimmt in dem Maaße zu, als sich das Organ vergrößert. Es mangelt dem Pavian, ist hingegen schon in andern Affenarten bemerkbar, steigt nunmehr von der Fischotter zur Katze, zum Fuchs, Windhunde, Pudel, Elephanten, Orangoutang, hierauf zu einem schlecht organisirten Menschen z. B. Karaiben, bis es im höchsten Grade bei den gebildetsten Menschen gefunden wird. Je vollkommener es erscheint, desto mehr verdient es durch einen

andern Namen, nämlich den des Sachsinnes bezeichnet zu werden. Vermittelst deſſelben hat das Thier mehr oder weniger Empfänglichkeit für die Dinge, die ſich außerhalb deſſelben befinden. Sein Weſentliches beſteht aber wohl in der Anlage zur Auffaſſung und Beobachtung von Dingen, Handlungen, Erſcheinungen, Ereigniſſen außer uns nach ihren Hauptkennzeichen ohne weitere Reflexion, und äußern thut es dann häufig ſich durch den Trieb zur Nachahmung, durch Erinnerungen und Nachdenken in Beziehung auf die gemachten Anſchauungen. In ſo fern hat man es, indem man gleichſam Theile für's Ganze ſetzt, nicht ſelten durch Auffaſſungsvermögen, Gedächtniß, Erinnerungsvermögen bezeichnen wollen, da dieſes doch allgemeine, allen Organen zukommende, Eigenſchaften ſind. Man ſieht, wie groß der Wirkungskreis dieſer Virtualität iſt, und wie vieler Modifikazionen ſie fähig ſeyn kann. Ohne ſie würden die Affen, Bären, Pferde und Kameele auf unſern Meſſen und Jahrmärkten nimmer allerhand Kunſtſtücke zeigen können: denn ſelbſt die Fähigkeit etwas zu erlernen, wird dadurch begründet. Ohne ſie würden die Hühner, Gänſe, Enten, Indianer und Tauben, ſo wenig wie die Singvögel in den Käfigen, auf den einmal aufgefaßten und erlernten Ruf herbeieilen, um das für ſie beſtimmte Futter zu empfangen. Ohne ſie würden die Jagdhunde ihren Dienſt nicht lernen und die Falken nicht abgerichtet werden können. Ohne ſie würden Thiere und Menſchen überhaupt nicht ſo ſehr nach dem ſtreben, was ſie einmal gethan haben, wiederholen zu können, beſonders wenn es wohlbehaglich iſt: denn der ganze Gewohnheitstrieb iſt nichts als eine Folge und Modifikazion dieſer Virtualität. Man findet dieſes Organ nur unter den ſchon edeln Thieren in einem vorzüglichen Grade; einen unendlichen Spielraum aber hat ſeine Thätigkeit beim Menſchen. Alle Sachkenntniß, die wir uns erwerben, beruht auf denſelben und ohne dieſes gäb' es keine Gelehrſamkeit, keine Wiſſenſchaften.

Die Dinge, die der Menſch vermittelſt des Sachſinnes kennen gelernt hat, würden aber in einem unordentlichen Chaos im Gedächtniß neben einander ſtehen, wäre nicht eine andere Virtualität vorhanden, die ſie erſt genau analyſirte und unter Hauptbegriffe ordnete. Das geſchieht nun durch das

26) Organ des Indukzionsvermögens, welches den Menſchen allein eigen iſt und einen Hauptvermö-

derſelben vor den übrigen Thieren begründet. So viel Ideen das Thier auch ſeine Sinne aufgefaßt und ſich gebildet haben mag, ſo iſt doch bei ihm in Rückſicht auf dieſelben weder Einheit noch Ordnung und Syſtem. Das thieriſche Denken, Ueberlegen, Urtheilen und Schließen iſt darum unendlich einſeitiger als das menſchliche. Allerdings fürchtet der Hund den, welcher ihn einmal geprügelt hat, aber er denkt doch nur daran, wenn er dieſen Menſchen wieder ſieht oder dieſer Miene macht, ſein Manövre zu wiederholen; vorher und nachher beſchäftigt ſich ſeine Seele gewiß nicht mit dieſem Gedanken. Weder die Vergangenheit erfüllt ſein Innéres mit angenehmen oder unangenehmen Empfindungen durch die Erinnerung und Einbildungskraft, noch die Zukunft erweckt in ihm Sorgen und Ahndungen oder Freude und Fröhlichkeit: die Gegenwart allein begränzt ſeine geiſtige Thätigkeit. Er kann die Gegenſtände und Erfahrungen nicht ordnen und zuſammenfaſſen und daraus neue Produkte formen. Wiſſenſchaftliche Bildung iſt darum nur beim Menſchen möglich, und je ſtärker bei ihm das Induktionsvermögen in Verbindung mit dem Sachſinn iſt, deſto größern Beruf hat er zum Gelehrten. Diejenigen, welche dieſe Virtualität in einem hohen Grade beſitzen, ſind umfaſſende Köpfe, genialiſche Männer in einzelnen Wiſſenſchaften, Schöpfer und Erfinder von Syſtemen und Theorien, Reformatoren und Stifter ganzer Theile der Gelehrſamkeit.

Dieſes Organ wird hauptſächlich durch die gleichmäßige Entwickelung zweier andern, gleichfalls den Menſchen allein zukommenden Virtualitäten modifizirt, nämlich dem 27) Organ des vergleichenden Scharfſinnes und 28) Organ des Tiefſinnes. Das Weſentliche des letztern beſteht in der Erkenntniß der Intenſität unſerer Begriffe und Vorſtellungen und kann darum auch metaphyſiſches Sinn genannt werden. Durch daſſelbe dringen wir tiefer in die Natur der Gegenſtände unſers Denkens ein, erkennen genauer und beſtimmter ihre Beſchaffenheit und gehen ſelbſt zu transzendenteſten Ideen über, wovon insgeſammt das Thier auch nicht die mindeſte Ahndung hat. Philoſophen und Mathematiker müſſen dieſe Virtualität in einem hohen Grade beſitzen. Das Weſentliche des erſtern Organs liegt hingegen in der Erkenntniß der Gränzen einzelner Begriffe und Vorſtellungen, iſt mithin auf die Extenſion derſelben gerichtet. Nur als eine beſondere Modifikazion

derſelben nach 29) das Organ des Witzes charakteriſirt werden, wodurch wir das Vermögen erlangen, unſere Begriffe in Hinſicht ihrer Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten auf eine mehr oder weniger auffallende, paſſende und originelle Weiſe zu ſondern, da wir es ſonſt nur in Abſicht auf ihre Verſchiedenheiten oder Gleichheiten zu thun im Stande waren. Der Mathematiker bedarf bei ſeinen Arbeiten des Scharfſinnes, in der Poeſie hingegen iſt beſonders der Witz nothwendig. Der letztere verführt, modifizirt durch andere Virtualitäten, häufig zu der Sucht nach Sarkasmen, Pasquillen, Karikaturen. Eben ſo mag 30) das Organ der Theoſophie eine beſondere Modifikazion des Tiefſinnes ſeyn. Durch daſſelbe erzeugen ſich beim Menſchen die Begriffe von Gott und Religion, und in Verbindung mit andern mindern Virtualitäten verführt es nicht ſelten zum Aberglauben, zur Wahrſagerei, Religionsſchwärmerei ꝛc.

Endlich haben wir noch zweier andern Organe zu erwähnen, die den Zirkel der thieriſchen Anlagen beſchließen. 31) Das Organ des Darſtellungsvermögens begründet die Fähigkeit oder die Neigung, alle unſere Empfindungen mit einer gewiſſen Mimik auszudrücken. Es ſetzt die Taubſtummen in den Stand, ſich Andern durch eine natürliche oder künſtliche Zeichenſprache verſtändlich zu machen, wird bei Kindern in einem vorzüglichen Grade angetroffen, und muß ſich auch bei allen guten Volksrednern, Schriftſtellern und Schauſpielern zeigen. Daß es auch manchen Thiergattungen nicht ganz fehlt, wird niemand leugnen.

So wie aber die Thätigkeiten des thieriſchen Lebens im engern Sinne oder in den niedern Stufen das Organ der Zirkumſpekzion gleichſam zum Regulator haben, ſo verſieht dieſe Stelle bei den höhern Geiſtesfähigkeiten 32) Das Organ der Gutmüthigkeit. Ganze Völker beſitzen es in einem höhern Grade als andere, und auch den Thieren hat die Natur es verliehen. Bei der Regierung jener und Bezähmung dieſer ſollte alſo billig darauf Rückſicht genommen werden. Grauſame Völker, z. B. die Karaiben und unter den Thieren z. B. die Krokodile, Hähne, Adler und böſe Pferde haben es gar nicht. Der Mangel dieſes Organs giebt nämlich, mit Raub- und Mordſinn und andern Eigenſchaften verbunden, jene abſcheulichen Charaktere, jene rachgierige, menſchenfeindliche, blutdürſtige Wütheriche, deren Andenken ſchon jedes feine Gefühl empört.

Gall selbst gesteht, daß ein großer Theil des Hirnschädels auch für ihn noch eine terra incognita ist; es werden also mit der Zeit noch mehrere Organe entdeckt werden: und wenn wir darin zur Vollständigkeit gelangt sind, dann werden sich eher genauere und bestimmtere Betrachtungen über die menschliche und animalische Thätigkeit überhaupt und nach ihren zahllosen verschiedenartigen Richtungen, Pflanzen und Stufen anstellen lassen.

Man sieht übrigens aus dieser Theorie, daß uns mit jedem neuen Organe, das uns verliehen würde, eine ganz neue, bisher völlig unbekannte Welt aufgehen würde. Die Menge anderer, in der Thierwelt nicht vorhandenen möglichen Virtualitäten aber kann unendlich seyn, mithin auch eine unendliche Verschiedenartigkeit der Wesen angenommen werden. Die Sinnenwelt oder das was der Mensch und die Thiere von der Natur erkennen, ist nur ein unendlich kleiner Theil derselben und selbst das, was wir von dem tellurischen Wesen anschauen können, ist vielleicht sehr gering. Zur Affinitätssphäre der Erde können zahllose Geschöpfe gehören die uns stets umschweben und von denen wir nicht das geringste wissen und zu diesen tritt auch vielleicht die thierische Ichheit über, wenn sie die Sinnenwelt verläßt.

Litterarische Anzeigen.

1.

Der zweite und letzte Band von

H. von Reimers St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts. Mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraums. Mit einem großen illuminirten Plan von St. Petersburg im Jahr 1805, und 9 Titel-Vignetten. Preis auf Druckpapier 3 Thlr. 6 Gr. Velinpapier geglättet und brochirt 5 Thlr. St. Petersburg bei F. Dienemann und Comp. ist nunmehr fertig und durch alle Buchhandlungen zu haben. — Die Geschichte der prachtvollen Kaiserstadt des Nordens hat an Merkwürdigkeiten und Interesse kaum ihresgleichen. Dem Verfasser standen alle Hülfsmittel zu Gebote, die zur glücklichen Ausführung eines Gemäldes dieser Wunderstadt nöthig waren. Neben den Werken eines Storch und Georgi nimmt dieses vortreffliche Werk einen ehrenvollen Platz ein, das die Aufmerksamkeit des Publikums im hohem Grade verdient. —

Im ersten Theil desselben hat sich ein auffallender Druckfehler eingeschlichen, der zu Irrungen Anlaß geben kann; nehmlich die Seitenzahl 160 ist bis auf 193 übersprungen. Ferner sind die dazu gehörigen 4 Plane falsch numerirt, der erste sollte mit Nr. 4 und der vierte mit Nr. 1. bezeichnet seyn. Die Leser werden diese Fehler verzeihen.

2.

So eben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Spanische und italienische Novellen, herausgegeben von Sophie Brentano, zweiter Band, auf Druckpapier 2 Thlr. Velinpapier 1 Thlr. 8 Gr.

Den zahlreichen Freunden der berühmten Verfasserin, wird die Vollendung des zweiten Theils dieses Werks sehr angenehm seyn.

F. Dienemann und Comp.

3.

Allen Freunden einer geiſtreichen, intereſſanten und unterhaltenden Lektüre können wir folgende neue Werke empfehlen:

Lionellos Arabesken, vom Verfaſſer der Hedwig, auf Druckpap. 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr.

Wellenthal, eine romantiſche Geſchichte unſrer Zeit, auf Druckpapier 20 Gr. Velinpap. brochirt 1 Thlr. 4 Gr.

Don Juan der Wüſtling. Nach dem Spaniſchen des Tirſo de Molina, auf Druckpapier 20 Gr. Velinpap. 1 Thlr. 4 Gr.

4.

Vom Journal pour la Guitarre par Harder iſt der 4. Heft erſchienen und enthält die gelungenſten Compoſitionen folgender Gedichte. I. Mirzas Klage von Mahlmann. II. Das Mädchen in der Ferne von Schreiber. III. Mailied von Kuhn. IV. Die Sterne von Roſegarten. V. Clärchens Geſang von Göthe. VI. Bild des Geliebten von Auguſtini. VII. Ständchen aus der Ferne von Winkler. VIII. Mein Vögelchen und Ich von Gleim. — Allen geſchmackvollen Guitarren- oder Clavierſpielern können wir dieſes Journal empfehlen, da es gewiß auch die geſpannteſte Erwartung befriedigen wird, wofür ſchon der Name des Componiſten bürgt. Der Pränumerationspreis dieſes 4ten Hefts iſt 16 Gr. Alle 4 Hefte zuſammen 2 Thlr. 16 Gr.

F. Diendmann und Comp.

Konſtantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Erſter Jahrgang 1805.

12. Heft.

St. Petersburg und Venig,

bey F. Dienemann und Comp.

3.

Allen Freunden einer geistreichen, interessanten und unterhaltenden Lektüre können wir folgende neue Werke empfehlen:

Clonellos Arabesken, vom Verfasser der Heliodora, auf Druckpap. 1 Thlr. Velinpap. 1 Thlr. 8 Gr.

Wellenthal, eine romantische Geschichte unsrer Zeit, auf Druckpapier 20 Gr. Velinpap. brochirt 1 Thlr. 4 Gr.

Don Juan der Wüstling. Nach dem Spanischen des Tirso de Molina, auf Druckpapier 20 Gr. Velinpap. 1 Thlr. 4 Gr.

4.

Von dem Journal pour la Guitarre par Harder ist der 4. Heft erschienen und enthält die gelungensten Compositionen folgender Gedichte. I. Mirzas Klage von Mahtmann. II. Das Mädchen in der Ferne von Schreiber. III. Mailied von Kuhn. IV. Die Sterne von Rosegarten. V. Elänchens Gesang von Göthe. VI. Bild des Geliebten von Augustini. VII. Ständchen aus der Ferne von Winkler. VIII. Mein Vögelchen und Ich von Gleim. — Allen geschmackvollen Guitarren- oder Clavierspielern können wir dieses Journal empfehlen, da es gewiß auch die gespannteste Erwartung befriedigen wird, wovon schon der Name des Componisten bürgt. Der Pränumerationspreis dieses 4ten Hefts ist 16 Gr. Alle 4 Hefte zusammen 2 Thlr. 16 Gr.

F. Dienemann und Comp.

Konſtantinopel

und

St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Erſter Jahrgang 1805.

12. Heft.

St. Petersburg und Penig,

bey F. Dienemann und Comp.

Von diesem Journal erscheint regelmäßig alle Monate ein Stück von 6, — 10 Bogen. Der ganze Jahrgang von 12 Stücken, die nicht getrennt werden, kostet 6 Thaler 12 Gr. oder einen Carolin in Gold. Einzelne Stücke werden nur zu Ergänzung verloren gegangener abgelassen und kosten 18 Gr. Man erhält dieses Journal gegen Vorausbezahlung auf allen Postämtern und durch alle Buchhandlungen oder direkte bey

F. Dienemann und Comp.
in St. Petersburg und Penig in Sachsen.

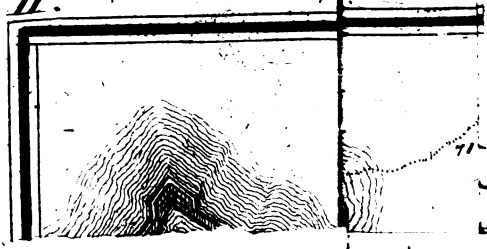
Folgende, bei dem Verlegern dieses Journals erschienene Artikel, können wir den Lesern desselben als höchst interessant empfehlen:

H. von Reimers Reise der außerordentlichen russisch-Kaiserl. Gesandschaft an die Othomannische Pforte. 3 Bände in Quart mit 6 Kupfern in groß Royalfolio, einem Portrait und einer Charte. St. Petersburg auf kaiserliche Kosten. 16 Thlr.

Desselben St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts. Mit Rückblicken auf Entstehung und Wachsthum dieser Residenz unter den verschiedenen Regierungen während dieses Zeitraums. 1ter Band groß Oktav mit Kupfern und Planen. Druckpapier 3 Thlr. 18 Gr. Schweiz. Pap. 5 Thlr. Der 2te Band dieses wichtigen Werks erscheint in einigen Monaten.

Gemälde von Konstantinopel von Fr. Murhard. 2 Bände mit 1 Kupfer in Royal-Folio und 2 in Quart. 2te Auflage 4 Thlr.

II.



Konſtantinopel u. St. Petersburg,

der Orient und der Norden.

Eine Zeitſchrift

herausgegeben

von

Friedrich Murhard.

Erſter Jahrgang 1804.

Zwölftes Heft.

St. Petersburg und Penig,

bey J. Dienemann und Comp.

Inhalt.

I. Mahomed Kiuperli. . Seite 401

II. Die Folgen von Rußlands Zivilisirung. Eine politische Skizze. . . 453

III. Parallelen in Erinnerungen. Aus der orientalischen Pflanzenwelt. . . 480

IV. Der verlorne Freund. Einige Punkte aus der Selbstbiographie eines weiterfahrnen Muselmanns. . . 490

XVIII

Extrablatt. No. 7. . . Seite 507

Holz-Bein-Walzer. . . 523

Wir fügen dem letzten Heft des ersten Jahrgangs dieses Journals den Plan von Kronstadt bei, der aus den neuen Werke des Herrn von Reimers: St. Petersburg am Ende seines ersten Jahrhunderts genommen, auf das wir unsre Leser aufmerksam machen.

I.

Mahomed Kiuperli.

Mit erhebenden Gefühlen — die uns doch nicht selten ein Schauer über schreckliche Orientalismen niederdrückte — näherten wir uns den Denkmalen jener braven Osmanen, die ihren vaterländischen Staat im ersten Sinken erfaßten, und noch kräftig aufrecht erhielten. Die Reihe begann mit Sultan Murad IV. Noch weilen wir bei diesem Herrscher; denn unter den begünstigten Genossen seines Umgangs lernen wir den Helden kennen, der in weisen Großthaten für des Reichs und Volkes Wohl, sein erster Nachfolger ward.

Roxane, Murads landverderbliche Favorite, ist gefallen. Gelöscht in ihrem Blute ist der schon entglommene Zunder der Volksempörung, welchen der allgemeine Unmuth zur verzehrenden Flamme anzufachen drohte.

Zürnend über sich selbst, verwünscht Murad nun auf ewig die Liebe. Blind will er nun immer seyn gegen alle Weiberreize, damit sie ihn nie wieder blenden können. Im Wirbelstrudel aller andern Genüsse hofft er doch diesem einen entsagen zu lernen. Darum berauscht er sich wieder so in Wein; ergiebt sich mit so mühsam erkünstelter Leidenschaft argen Schwelgereien; ringt so ängstlich nach dem Glauben, als gefalle er sich mehr als je im Wechselspiel der ungebundenen Scherze mit Gumir und andern Günstlingen, die sich vor ihm oft und ungeahndet bis zum ausgelassensten Muthwillen vergessen; und hascht nach jedem Zeitvertreibe, welchen Gumir und Konsorten neu zu erfinden, oder neu zu variiren wissen. Lauter schwache Nothmittel zur Heilung seines Mißmuthes, zur Wiederherstellung seiner gestörten Selbstzufriedenheit. Besser wirkt wohl der Ernst, mit welchem er daneben unablässig über alle innern und äußern Angelegenheiten des Staats, vorzüglich über die Treue und Gerechtigkeit der ersten Reichsbeamten wacht. Doch muß er sich ja auch erhohlen, und dies Bedürfniß — ach, so himmlisch sonst befriedigt! — wirbelt ihn immer wieder in jene wilde Lust hinein, an der er keine wahre Freude haben, und von der er doch nicht lassen kann.

Sehr erwünscht kommt ihm jezt die Nothwendigkeit, den Perserkrieg zum zweitenmale in Person zu führen. Bagdad wird erobert. Ein ehrenvoller

Friede wird geſchloſſen. Und auf der zweiten Rück-
kehr nach Konſtantinopel nimmt ſich Mustah ein beſ-
feres Heilmittel gegen ſeine Launen, ſeiner innern
Geſtörtheit mit, als er bis dahin kannte.

Mancher von ſeinen Offizieren hat ſich unter ſei-
nen Augen hohen Kriegerruhm erkämpft und große
Talente entwickelt, und muß doch im Frieden redu-
zirt werden, iſt nicht ſogleich wieder ſchicklich anzu-
ſtellen. Dieſe Helden bewohnt der Sultan einzuwei-
len mit dem Ekel ſeines täglichen Umgangs. Und
in ihrer Geſellſchaft tauſcht er Ihnen ein, welche ihn
die verlohrne Ruhe wieder finden laſſen, ſein geſun-
kenes Selbſtgefühl wieder männlich erheben. — Es
ſich ſelbſt wieder gegeben, gefällt er ſich nun, nicht
mehr erlöſchend, ſondern wirklich und mit ganzer
Seele, im Tagewechſel von Regierungsgeſchäften,
ernſter Unterhaltung mit ſeinen Rathern, luſtigen
Spielen und andern Tafelgenüſſen mit ſeinen Günſt-
lingen. Nicht ſelten thut er denn auch die frivolen
Lieblinge und die edlen Krieger zugleich um ſich,
und erlabt ſich göttlich an der Menſchenſchminke, die
er ſich da aus der Miſchung ſo verſchiedenartiger
Elemente hervorruft.

So läßt er ſich unter andern einmal von beiden
Klaſſen ſeiner Geſellſchafter begleiten, als er zum
erſtenmale wieder ſeit Ayvancus Tode in den
Gärten ſeines Harems ſpatzieren geht. Es iſt un-
mittelbar nach aufgehobener Mittagstafel, wobei er
und das eben ſeinen beſten Rauſch, ſeine ſeltene Lu-

lichste Laune. Alles macht einen angenehmen Eindruck auf ihn, er fühlt sich nur gestimmt für sanftes Mitgefühl der Freundschaft und Liebe. Wie hätte ihm auch sonst der unerhörte Einfall kommen können, in die Nähe seines Harems Männer mitzunehmen?

Jetzt betritt er mit seinem Gefolge die wundersschöne Terrasse, welche Emir Gumir längs einer Hauptfaçade des großherrlichen Harems anlegte, zu einem Kabinet hinleitete, dessen immer einfach bequeme Einrichtung, isolirte Lage und nahe freie Aussicht auf das weite Meer, den stillen Tempel der glücklichen Liebe bezeichnet.

Welche hochseltene Augenweide für die Suite des Sultans sind hier, am Goldgeländer der Haremsbalkons, die vielen so schön geschmückten und so schönen Sultaninnen, die in den mannigfachsten reizenden Stellungen und Gebehrden spielen, Mirads Aufmerksamkeit zu fesseln suchen, und ihn mit bedeutungsvollen Blumen werfen! — Neidend belauscht und bespöttelt der wohllaunige Sultan die trunknen Blicke seiner Begleiter auf alle die lebendigen Paradiesesblumen, welche die leblosen Erdenblüthen auf ihn regnen lassen.

Jetzt öffnet sich das Portal unter einem Balkon. Ein Mädchen schlüpft hervor — blondgelockt der entschleierte Engelkopf, blendendweiß das weiche anschmiegende Gewand; und die Veilchen blauen Augen so voll überirdisch sanften Feuers, und der

Teint so fein, der schlanke Körperbau so zart, als wäre die Huldin nur für einen ätherischen Geliebten aus sonnigem Aetherdufte gebildet.

Schnell fliegt die Zephyrette zum Sultan hin, überreicht ihm kniend ein niedliches Körbchen voll köstlicher Früchte, und spricht mit zartmelodischer Stimme die eilenden Worte: „Dem erhabenen Murad sendet Zaime hier natürliche Baumfrüchte unter künstlichen ihrer Hand; zum Zeichen ihrer tiefsten Huldigung, und um zu erfahren, ob der weiseste Großherr wohl von ihrer Kunst die Natur in dem Körbchen leicht und sicher unterscheiden kann. Erhabenster Sultan! Zürne nicht, daß ich Fatime, Zaimens Odaliske,*) Dir feierlich und auf mein Leben schwöre: Zaime ist ungewöhnlich schön und ungewöhnlich gut: Du kennst sie nicht, sahst sie noch nicht einmal; sonst wäre es äußerst fade, sie Dir erst so anzurühmen."

Auf einen gnädigen Wink Murads steht Fatime auf, und zieht sich zurück nach der zweiten Reihe des Gefolges, während Murad mit seinen Begleitern in der ersten wetteifernd alle Sinne an den Früchten probirt, und sich nicht wenig über die täuschende Weiberkunst wundert, die so vollkommen täuscht, und sogar wiederhohlt mit errathenen Kunststücken, die unter Naturstücke vermengt, wieder das natürlichste Ansehen bekommen.

*) Kammermädchen.

Unterdessen ist die Ovalliste zwischen zwei sehr abstechende Männer gerathen. Der Eine ein geschmeidiger Höfling, der andere ein geradsinniger Krieger, jener in alle Formen gefügig, freundlich, falsch, einschmeichelnd hämisch, und dieser human, höflich, stolz ohne zu beleidigen, gefällig ohne Falschheit, angenehm unterhaltend, aber mit Würde; — jener noch ziemlich jung, wenn gleich nicht mehr blühend, dieser zwar schon in seinem sechzigsten Jahre, aber doch noch voll feuriger Manneskraft; — jener Murads vielgeliebter Günstling, Selim Achmed, dieser ein reducirter Pascha.

Beide werden blitzschnell und heftig in das Mädchen verliebt. Beide eilen nach Orientalenweise zum klaren Einverständnisse der Liebe. Der Höfling mit lüsternen Mienen und viel artigen Worten, der Pascha mit einem weilenden zärtlichen Blicke; jener, indem er dreist schmeichelnd in Fatimens Locken wühlt, ihre Wangen streichelt, ihre Hände küßt, dieser, mit einem verstohlnen warmen Handdrucke und dem beredt schweigenden Anstande der achtenden Liebe. — Dem Höfling giebt Fatime artige Worte zurück, dem Krieger zärtliche Blicke. Jenes dreister Annäherung heißt sie höflich aus, den Handdruck des Kriegers erwiedert sie innig. „Und auf jene kecke Liebeserklärung giebt ihr Auge diesem die bejahende Antwort.

Da vernimmt Murad hinter sich das Geflüster, wendet sich, sagt beiden Liebhabern lächelnd: „Euer Geschmack ist wahrlich nicht übel. Wäre mir doch

bald das zarte Figürchen unbeachtet entgangen! — Stritter ihr nicht mit einander, ob die schöne Unbekannte wohl schöner seyn könne, als ihre Odaliske?" — und entläßt dann Fatimen mit der scherzenden, und doch ernstlich gemeinten Galanterie: „Noch heute werde ich sehen, ob deine Gebieterin nicht zu viel dabei wagte, eben Dich zu mir zu senden." Erröthend senkt Fatime ihr Haupt, erwiedert mit tiefer Kniebeugung naiv zweydeutig: „Sultan! mit mir würde wohl Niemand viel wagen;" und entschlüpft wieder in das Portal, aus welchem sie hervorkam.

Beide Rivalen stehn da gegen einander, unruhig, verlegen, grimmig, eifersüchtig, aber zugleich voll Hoffnung und entschlossenen Muthes. Recht, als signalire Jeder dem Andern: „Raubt sie mir nur Murad nicht; du sollst sie mir wohl nicht entreißen."

So endet die Szene der Haremsterrasse. Aber von ihren nahen und fernen Folgen ist noch viel zu erzählen.

* * *

Die Leser haben es glücklich errathen. Der verwiente Krieger, der da so kühn einem Günstling des Sultans die Spitze bietet, ist Niemand anders, als Mahomed Kiuperli, der patriotische Held und Ahne patriotischer Helden.

Sein Großvater, ein französischer Edelmann, ward um das Jahr 1567 durch Familienverhältnisse genöthigt, das Vaterland zu verlassen. Mit einem einzigen Sohne, einem vielversprechenden Knaben von zwölf Jahren, ging er an Bord eines Schiffes, sich irgendwo in Italien anzusiedeln. Ein türkischer Corsar machte Jagd auf das Schiff. Der unglückliche Emigrant verlohr im Gefechte das Leben, und sein Sohn die Freiheit. Der Räuber erbeutete das Schiff sammt Mannschaft und Ladung, und verkaufte den jungen Menschen auf Cypern. Hier wurden dessen treffliche Talente und Lust zum Kriegsdienste dem Statthalter der Insel bekannt. Der bewog den Knaben zur Annahme der muhamedanischen Religion, ließ ihn mit Sorgfalt erziehen, nahm ihn dann mit, auf den Feldzügen gegen die Perser, rühmte seines Zöglings Kriegsthaten dem damaligen Sultan Achmed, und verschaffte ihm so ein Militairlehn, und endlich sogar die Paschawürde.

Auf Cypern ward unser Mahomed Kiuperli diesem verdienstvollen Pascha gebohren. Noch als Jüngling begleitete er den Vater in den Krieg, eiferte ihm rühmlich nach, und erhielt dafür schon im Jahre 1605 dessen angesehene Stelle. Zweifach gegen alle Observanz der Türkenpolitik, welche nur sehr selten den Sohn in das Amt seines Vaters einrückt, und eben so selten einen noch so jungen Krieger. — Mahomed Kiuperli war erst 29 Jahr alt — zum Pascha erhebt.

Aber nur Titel und Rang, nicht auch Geſchäfte und Einkünfte dieſer hohen Würde, bleiben lebenslänglich beim, welchen nicht wirklich oder angeblich erwieſene Verbrechen derſelben entſetzen; — ein Unfall, der dann gewöhnlich auch Vermögen und Leben dem Betroffenen koſtet. — Die Militairdienſte eines Paſcha ſind mit dem Kriege zu Ende, zu welchem er kommandirt war; und ſein Baſchalik (Statthalterſchaft einer Provinz) wird ihm längſtens nur auf drei Jahre vertraut. Ein neuer Krieg giebt ihm zwar ſeine hohe Stelle im Heere wieder, aber der Friede nimmt ſie ihm auch wieder; und ein zweites Baſchalik darf er kaum mit einiger Wahrſcheinlichkeit hoffen.

Ob man denn auch Mahomed Kiuprili faſt drei Jahrzehnden hindurch von Zeit zu Zeit Kriegspaſcha geweſen, ohne Provinz, ohne eigentliche Berufsgeſchäfte im Frieden. Bequem leben konnte er freilich vom rechtlich erworbenen Vermögen. Auch lebte er nicht müßig, ſtudirte ſich in die wichtigſten Geſchäfte und Verhältniſſe der Reichsverwaltung tief hinein. Doch an ihnen immer nur ſo leidenden Theil zu nehmen, immer nur die äußern Feinde des Vaterlandes bekämpfen zu helfen, und nie gegen ſie das ganze Heer zu führen, und gegen die geheimen Ränke im Innern des Reichs nie unmittelbar wirken zu können; das ward dem thatendurſtigen Manne in die Länge unerträglich; um ſo mehr, da er

in seinem höhern Alter noch ungeschwächte Jugendkraft des Geistes und des Körpers fühlte.

Nie hatte es bisher sein stolzer Geradsinn über sich vermocht, künstliche Wege der Klugheit zu seiner Beförderung einzuschlagen. Aber der sorgliche Gedanke: „Was wird aus dem Osmanenstaate werden, wenn nach dem energischen Murad der Schwächling Ibrahim regieren soll?" — Das Selbstgefühl des innern Berufes: „Solltest du denn nicht versuchen, unter Ibrahim diesen Murad zu ersetzen? Und gäbe es denn für dich zu einem solchen Versuche keine Politik, die sich mit seiner Gewissenhaftigkeit vertrüge?" — Jene Sorge und dieses gerechte Selbstgefühl, ließen nun den Helden nach einem veränderten Lebensplan handeln.

Vor Bagdad machte er den Sultan zum Augenzeugen seiner Thaten. Da lernte Murad den Vergessenen besser schätzen, zog ihn in seine persönliche Nähe. So erhielt Kinperli Zutritt im Serail und Gelegenheit, den Vornehmsten am Hofe bekannt und angenehm zu werden. Bald entdeckte er, daß Uglan, der Kislar-Aga, das ganze Vertrauen des Sultans hatte. Diesen, in allen Hofintriguen ergrauten, und doch nur auf rühmlichen Stufen emporgestiegenen, Eunuchen suchte er vorzüglich für sich einzunehmen. Es gelang nach Wunsch. Uglan ward bald so entzückt über den neuen Freund, in welchem er hohes Verdienst mit ächter Bescheidenheit, Besonnenheit des Alters mit Kraftfülle der

Jugend, Kriegerisch, mit humaner Geselligkeit verbunden sah, daß er ihm die thätigste Hülfe zum Erfüllen seiner Wünsche, nicht blos zusagte, sondern augenblicklich auch wirklich leistete.

Mahomed Kiuperli lernte nun alle öffentliche und geheime Günstlinge und Vertraute Murads kennen; erfuhr in welchen Angelegenheiten Jeder von ihnen auf den Sultan besondern Einfluß hatte, und wie Jeder den seinigen behauptete; auch, welches Interesse die vornehmsten Familien im Reiche hatten, und wie jede das ihrige verfolgte. Aus dieser Kunde entwarf er sich nun, mit Zuziehung des gelehrten Usta, die geheime und genaueste Instruction seines Benehmens gegen Murad und gegen seine einflußreiche Menschen. Und diese mußten nun, gegen Wissen und Willen, ihn immer weiter in des Sultans Gunst fördern. Auch begann schon Murad, ihn unter den Uebrigen vor Gnade vortheilhaft zu unterscheiden, ihn zu allen seinen Festivitäten einzuladen, und ihm oft vor der zahlreichsten Gesellschaft besondere Zeichen seiner Huld zu geben. Und darum wurden auch bald alle Höflinge und hohe Reichsbeamten, bei aller scheinbaren äußern Freundlichkeit, seine giftigen Neider und geschworenen Feinde.

Lange blieb es dem rasenden Neide unmöglich, dem ausgezeichneten Pascha der Gnade auch nur ein scheinbares Vergehen vor Murad aufzubürden. Denn der Behutsame schien nur für die

Person des Sultans, nichts für Hof und Reich, sich zu interessiren; gieng also in keine Schlinge ein, die man ihm hinterlistig legte; — hatte auch nur einen Freund, den Kislar-Aga, an den sich Niemand wagte.

Nur zu behutsam nahm sich Kiuperli bisher in seiner neuen Lage. Vielleicht hätte ihn seine allzusorgliche Umsicht auf immer von seinem grossen Ziel entfernt gehalten, wenn ihn nicht in jener Scene auf der Haremsterrasse die unwiderstehliche Liebe kühner machte. So war nun einmal der gefährliche Kampf mit einem Günstling gewagt. Der erste grosse Vorschritt war gethan, die andern mussten wohl nothwendig folgen.

* * *

„Wird mich der Kislar-Aga gegen die Feindschaft dieses Selim-Achmed schützen, und mir Fatimen sichern können?" — So fragt er sich, so fragt er nach wenigen Stunden seinen Uglan selbst; und erhält die erfreuliche Antwort:

„Freund Pascho! denkst du denn, die Terrassenscene sei ein Wurf des blinden Zufalls gewesen? Da irrst du sehr. Der wohlsehende Uglan hat diesen Zufall eingeleitet. Wozu? — Höre nur! Seit Roxanens Tode stehe ich im engen Bunde mit des Sultans Mutter, die Murad kindlich ehrt, und die wie ich, nur um Gutes zu wirken, seine verhachtete Freundschaft zu behaupten wünscht. Doch was

den wir beide nicht immer gegen die Ränke seiner Günstlinge glücklich. Sie benutzen seine Launen, und bereiten ihm so manche Reue, deren nächste Folgen sie denn schon von sich abzuwenden wissen. Nur eine neue, aber echte Sultanin Favorite, die mit uns durchaus einverstanden wäre, könnte dieses Uebel heben. Wir haben sie gefunden. Eben die Dame, deren Odaliske sein Herz so allgewaltig an sich zieht, ist die Gefundene. Eine vollendete Schönheit, hohen Geistes, sanften Herzens, stolz auf den Zweck, den sie uns soll erreichen helfen, und tief gerührt über ihre schöne Bestimmung, wenn ihr Werk gelingen sollte. Ja, diese oder keine ist für Murads wärmste und treueste Zärtlichkeit geeignet; diese oder keine ist es, auf deren Dankbarkeit wir sicher rechnen können. Wie freue ich mich, dem Freunde nun doppelt nützlich zu seyn. Du erhältst nun durch Zaimens Vorsprache nicht nur das erledigte Baschalik von Baruth, sondern auch Fatimen zur Gattin."

Alles geht, wie es der Kislar Aga und die Sultanin Valide wollen. Mahomed Kluperli reist bald mit der geliebten Fatime in sein Baschalik, und regiert da mit der sektensten Gerechtigkeit und weisen Regentengüte. Abscheulich ist ihm der gewöhnliche Hauptzweck der Paschen, sich durch alle erfinnliche Schleichmittel und offenbare Gewaltschläge zu bereichern. Ohne Ansehn der Person lohnt er dem Verdienten, hört und durchforscht jede Kla-

ge über gebeugtes oder verweigertes Recht, jeden Hülferuf der gekränkten Unschuld, und kommt ähnlicher Noth durch eifriges Wachen über Polizei und Justiz zuvor. Dem unverschuldeten Elende hilft er nach Kräften ab, unterstützt Handel und Gewerbe, ermuntert jede Art von rechtlicher Betriebsamkeit. Dafür wird er von allen Bewohnern seiner Provinz wie ein Gott verehrt, und freut sich wie ein Gott, daß er doch endlich recht viel Gutes schaffen kann, und — sich seinem höchsten Ziele nahe weiß. Denn der mit vollem Rechte allberühmte Pascha von Baruth glaubt fest an seine baldige Berufung zum Großvizir, nur dann dem Reiche zu seyn, was er seinem Paschalik wurde. Wer sollte auch nicht mit ihm unverbrüchlich daran glauben? —

Doch nur, wer nicht bedenkt, was wohl als Thatsache verlautet will: daß nicht selten in den Divanen des Orients, je zuweilen auch in den Kabinetten des Abendlandes, verdienter Ruhm für das unverzeihlichste Verbrechen gilt. Wer überdies hier nicht bedenkt, daß der Günstling Selim Achmet den doppelten Verlust, der Geliebten und des Paschaliks von Baruth, nicht ungerächt verschmerzen kann. (Auch nach dem letztern hatte dieser Mensch gestrebt. Murad hatte ihn nun zwar mit der Provinz Syrien entschädigt, aber er fand sich damit nicht entschädigt.) O! er dürfte sich nur gar zu bald schreck-

sich rächen können; denn sein Oheim Rezep ist ja vor kurzem Großvezir geworden.

Heil dir, Kiuperli! Dieser furchtbare Inhaber des großen Reichssiegels ist an deinem Himmel nur ein schnell vergehendes Meteor: nur eine Donnerwolke, die sich früher in sich selbst entladet, als dich ihr tödtender Blitz trifft. Rezeps Verschwörung gegen Murad für Ibrahim wird vor ihrer Reife entdeckt, und kostet dem Großvezir Würde, Vermögen und Leben. Vielleicht hätte sich Murad großmüthig begnügt, ihn zu verbannen; aber bewog ihn dieser Rezep nicht einst, den Tartarchan Kantemir nach Konstantinopel zu locken; und verrätherisch hinrichten zu lassen? — Und der gefangene Großemir der Persen, diesen edlen unglücklichen Greis von 70 Jahren, welchen Murad so herzlich lieb gewann — machte ihn Rezep nicht so verdächtig, daß er auf meuchlerische Ordre sterben mußte?

Heil dir, Kiuperli! Die Stummen des Serails erdrosseln deinen mächtigsten Feind; und der Schlange Achmed ist somit der schärfste Giftzahn ausgebrochen.

Wehe dir, Kiuperli! Sultan Murad stirbt. Seine Mutter ist nicht seines Thronfolgers Mutter: er ist nur von Vaterseite Ibrahims Bruder. Seine ist nun auch nicht mehr allwirkende Sultanin Favorite. Gewiß werden beide nun, wie alle Sultaninn des verstorbenen Padischah, in das alte Serail eingesperrt, wo sie alles Einflusses auf den neuen

Großherrn beraubt, im wachenden Schlummer ihr Leben verträumen.

Blödsichtiger Sterblicher! Wanderer in der Nacht! Warum rufst du so eilig Heil und Wehe, wenn eine Leuchtkugel steigt oder eine Sternschnuppe fällt? — Wandle mit gemäßigtem Muthe und entschlossener Mäßigung deinen Pfad nach der Boussole deines wohlverstandenen Berufes, und laß dich doch die Wetterscheine nicht irren. Wolle nicht des Schicksals Rathschluß erforschen. Ein und derselbe Vorfall ist des Einen Glück und des Andern Verderben; ja! dir selbst bringt es das einemal Freude, und ein andermal Jammer. Sei ruhig, fortschreitend auf Alles gefaßt. Deinem Schicksal entgehst du doch nicht! — Aber der Mensch soll sich auch in der Maschine behaupten.

Selim Achmed hat mit Rageps Tode keinesweges seine Aussicht zur Rache verloren, und nicht aufgegeben, nur aufgeschoben seine dahin zielenden Kabalen. — Murads Mutter und Zaime wandern keinesweges im das alte Serail. Ibrahim fühlt auf richtige Ehrfurcht vor jener, warme Liebe zu dieser; folgt gern den Ideen der Beiden. Die erste Ordre, die er auf beider Vorschlag giebt — Der neue Großvezir soll Niemanden am Leben strafen, dessen Verbrechen nicht erwiesen so groß ist, daß man ihn nicht begnadigen kann, ohne ein noch größeres zu begehen — welche gerechte Regierung darf man nicht von diesem Anfange erwarten! Und unter ei-

dem gerechten, wohlberathenen, wenn auch schwachen Großherrn, kann ja Mahomed Kiuperli sein höchstes Ziel nicht verfehlen. Was hätte er überhaupt noch zu besorgen, da selbst Ibrahims Mutter, die kluge Sultanin Kiosem, sich so sehr für Zaimen interessirt, so geschickt des neuen Sultans feurigste Liebe auf sie lenkte! Unmöglich handelt sie hier verstellt, sie hat begreiflich-wichtige Gründe. Sie muß ja zweifeln, daß der auch körperlich-schwache Ibrahim je einen Thronfolger erzeugt; — Zaime trägt, wie diese selbst ihr vertraute, durch zwei Monde ein Kind von Murad unter ihrem Herzen; — und Kiosem meint, es könne ein Prinz seyn, und Ibrahim sich leicht für dessen Vater halten.

Wieder nur voreilige Schlüsse.

Des Sultans unendliche Zärtlichkeit für Zaimen endet schon nach einigen Wochen. Er ist ihr freilich immer noch gewogen, will aber doch gern und geschwind wissen, ob ihn nicht auch irgend eine Andere recht vergnügen könne. Natürlich fehlt es einer solchen Neugierde, zumal einer sultanischen, nicht lange an Befriedigung. Ibrahim findet die Gesuchte, und diese wird bald schwanger. Außer sich vor Freude, bringt er seiner Mutter die Nachricht, und Kiosem erzählt sie, gleich Zaimen. Ach, wie erbleicht, wie bebt die junge Sultanin vor diesem Ereigniß! Alle Sinne schwinden ihr, als hätte die kalte Hand des Todes sie berührt. Bei wiederkeh-

render Besinnung fühlt sie, daß der heftige Schreck ihre Niederkunft sehr beschleunigen wird. Hin ist nun die Hoffnung der Großherr soll sich für den Vater ihres Kindes halten; die erfahrne Kiosem fürchtet sogar, er läßt das von Murad Erzeugte, wenn es ein Prinz ist, bald ermorden, um an ihm nicht einst einen gefährlichen Thronprätendenten zu haben.

Beide Sultaninnen fassen einen Entschluß, der dem würdigen Pascha Kiuperli Monden lang seine liebste Erholung von den tausend in einander verschlungenen Statthalter-Sorgen und Mühen raubt, ihn Monden lang von seiner Fatime trennt. Und eben jezt, da er durch sie Vater werden soll, da er für ihre Gesundheit und Leben so besorgt ist. — Kiosem hält es zur Rettung des noch Ungebohrnen von Zaimen, durchaus nothwendig, daß Fatime jezt einmal der Mode vornehmer Türkinnen der Provinzen folgt, zu ihrer Entbindung nach Konstantinopel zu reisen. Denn so ist es am leichtesten, ihr Zaimens Kind heimlich mitzugeben.

Kiuperli, der Edle, der sich selbstberuhigend, jede Nothwendigkeit erträgt, überseht auch diese Trauerpause seines Gattenglücks. Nach fünf Monden umarmt er Fatimen wieder, und freut sich zweier Kinder: seines kleinen Achmeds, und einer Tochter von Zaimen, welche die Pflegeeltern Johaime nennen.

Unermüdet, wie er das Wohl seines Beschützers schuf, sucht er es auch fest zu gründen. Dafür beseligt ihn sein Bewußtseyn, die Liebe des Volkes und die abgezwungene Achtung des Sultans und aller Großen im Reiche. Und doch schwankt noch stark die Wahrscheinlichkeit, ob er wohl jemals sein nun unbezweifeltes innres Recht zum sogenannten Großvezir wird erfüllen dürfen. So rasch und seltsam ist unaufhörlich der Scenenwechsel im großherrlichen Serail, der hier, wie überall unter despotischen Schwächlingen, unvorhersehbar Alles emporschwingt oder niederschmettert, beglückt oder vernichtet.

Zaime wird zur Nebenfavorite erhoben. Ihre Rivalin gebiert einen Prinzen. Auch sie wird nach acht Monden von einem Sohn entbunden. Bald werden dann beide Mütter vom Sultan vergessen, und diesem behagt es nun besser, sich durch alle Haremsweiber durchzuliebeln. Darüber wird er weichlich, empfindlich, mißtrauisch, vorzüglich gegen die Serailpersonen, welche ihn bisher so wohl berieth en; gegen den Kislar-Aga, den Eunuchen Zonbul*) die ältere Validé, die Kiosem, und vernachläßigte sogar des Mufti geweihte Person. Erdroß-

*) Der half ihm einst unter Murad die Rolle eines Wahnsinnigen spielen, und schützte ihn so vor den Mordlaunen seines regierenden Bruders. Denn nach unmahamedanischem Gesetz sind alle Wahnsinnige göttlich inspirirte, also heilige Menschen.

ſeln läßt er auf den leichtesten Anlaß von Verdacht einen Großvezir nach dem andern, den Obersten der Serail-Thorwächter, den Großadmiral und den Aga der Janitscharen. Die Großen des Reichs und die Vornehmsten des Serails haſſen ihn, und mehrere Paſchen rebelliren. Doch die Kriegserfahrenheit des neuen Großvezirs ſiegt über ſie alle, und ſeine Staatsklugheit ernennt treuere Statthalter. Bei dieſer Gelegenheit wird Selim Achmed nach Baruth, und Mahomed und Kinperli von da, als Paſcha von drei Roßſchweifen, nach Aleppo berufen.

Freilich ſchmerzt es den Edlen, den mühſam organiſirten Wohlſtand von Baruth in der zerſtörenden Gewalt ſeines giftigen Feindes zu wiſſen — was anders darf er erwarten, als daß dieſer ſchon aus Haß gegen ſeinen Vorgänger, und aus eigenthümlicher Schlechtheit dazu, das glückliche Paſchalik ſchnell genug ausſaugen wird? — doch hat er eine wirkſam tröſtende Beruhigung. Der Ruf zur höhern Würde bringt ihn ja, bei ſeiner noch immer ungeſchwächten Kraft, augenſcheinlich dem erſehnten Ziele näher, alſo auch dem Augenblicke näher, wo er ſchon dieſen Selim Achmed, und jeden Volksverderber unſchädlich machen wird.

Hinfälliger Troſt! Armſelige Beruhigung! — Wie darf man wohl auf Wahrſcheinlichkeiten rechnen, unter einem kindiſchſtörrigen Herrſcher, wie Sultan Ibrahim?

Der will jetzt nun einmal nichts thun und nichts laſſen, als was ihm ſein lieber Huſſein räth. — Dieſer Menſch, einſt ein Schäfer, mit keinen andern als Schäfertalenten, trieb unter Sultan Murad ſeine Heerde immer unter Ibrahims Kerkerfenſter, und unterhielt da den gefangenen Prinzen mit Liedern, die er abwechſelnd ſang und auf der Hirtenpfeife blies. Dafür ſtieg er ſeit Ibrahims Regierung von einem Serailpoſten zum andern, und iſt jetzt der erſte Koltuk-Vezir *) und allmächtige Günſtling des Sultans. Ihm werden alle Groſſe geopfert, die ihn unverhohlen haſſen und verachten. Ihm opfert Ibrahim auch jenen Großvezir, welcher Kiuperli'n mit drei Roßſchweifen und dem Baſchalik von Aleppo ehrte. Ihn macht ſich Selim Achmed durch große Geſchenke und noch größere Verſprechen zum Gönner. Und ihm zu gefallen, wird Selim Achmed jetzt Großvezir.

Alle Freunde Kiuperli's am Hofe zittern nun für ihr Leben. Doch um ſie alle kümmert ſich der Allgewaltige nicht ſonderlich. Sie alle können ihm nicht mehr ſchaden, und Kiuperli'n nicht mehr retten.

*) Wörtlich: Schulter-Vezir — So oft der Großherr den Arm ausſtehnen will, hat ein Solcher das Amt, zur Stütze zu dienen. Dergleichen Schulterdiener, gewöhnlich auch liſtige Achſelträger, werden im Türkenreiche nicht ſelten unmittelbar zu den größten Staatsverſchaft befördert.

Noch studiert er an den Qualen, an denen er den Edlen langsam folternd, und möglichst peinlich sterben lassen will; noch überdenkt er auch sogar erst den Vorwand, welchen er zu dessen Sturze nehmen will: da überliefern ihm die nächsten Folgen einer Janitscharen-Gährung in der Residenz mühelos das ersehene Opfer.

Drei Jahre hat schon der Krieg gegen Venedig auf Kandia gewütet; hat in blutigen Gefechten und unsäglichen Kriegsbeschwerden schon sehr viele Tausende vom Türkenheere hingewürgt, und endlich auch Ibrahims Schätze verschlungen. Nun wird der Sold nicht mehr ordentlich bezahlt, das Heer wird schwierig, und der Feldherr weiß keinen andern Rath, als die murrenden Janitscharen nach Konstantinopel zu beurlauben, daß sie dort ihre rückständigen Gelder selbst einfordern, und die Ausgedienten unter ihnen gegen ein neues Truppenkorps nach Hause gehn. Die Ankommenden werden schlecht befriedigt, darum wollen sich die Neugeworbenen nicht ohne Vorausbezahlung einschiffen, und widersetzen sich der gemessensten Ordre. Da herrscht der ergrimmte Ibrahim dem Großvezir zu: „Du bist des Todes, wenn du nicht in kurzem die erforderlichen Kriegskosten herbeischafft!“

Selim Achmed schafft sie wohl schleunig herbei. Das heißt, er verordnet die drückendsten Auflagen, und treibt sie mit ungeheurer Härte ein. So hilft er der dringenden Noth des Augenblicks ab. Für

die Zukunft eröffnet er sich auch sogleich wunderreiche Quellen. Unter allen Statthaltern des Reichs beordert er die reichsten, und die ihm verhaßtesten, zur unverzüglichen persönlichen Erscheinung in Konstantinopel, und Rechnungsablage vor den Bevollmächtigten des Finanzministers. Natürlich ist auch Mahomed Kiuperli unter den Beorderten. — Alle werden nach summarischen Verhör als Betrüger und Volksbedrücker erfunden, und zur weitern Untersuchung und gebührenden Strafe in den Kerker geworfen. Natürlich ist auch Mahomed Kiuperli unter den Verhörten und Gefangenen.

Warum sich Selim Achmed wohl noch erst zur ausführlichen Untersuchung Zeit und Mühe nimmt? Warum er nicht, wie so mancher Großvezir, sofort zur Execution schreitet; zur Hinrichtung der Gefangenen und Einziehung ihrer Güter? — Weil doch alle nach gleichem Rechtsgange behandelt werden müssen, und der berühmte und beliebte Mahomed Kiuperli unter ihnen ist, dessen Hinrichtung ohne vorhergegangenen förmlichen Prozeß ein zu nachtheiliges Aufsehn erregen dürfte. Und, weil Selims Rache will, daß ein vollkommen täuschender Rechtsschein von Schuld auf diesen Edlen fallen, daß er allgemein für den arglistigsten Heuchler, für einen heimlich machinirenden Hochverräther am Großherrn und am Reiche gelten, daß er sich mit Verbrecherschande bedeckt, mit dem allgemeinen Flu-

che beladen wissen soll, ehe das Todesurtheil an ihm vollzogen wird.

Ein volles halbes Jahr, vom Anfang des Aug. 1648 bis zu Ende des Jan. 1649, hat Mahomed Kiuperli, mit schweren Ketten umschlossen, fern von Freunden, Weib und Kindern, in einem der sieben Thürme zugebracht. Ein geräumiges, dämmernd helles Kerkergewölbe seine Wohnung. Die zugleich mit ihm gefangen gesezten Statthalter, eben so schwer wie er umkettet, seine tägliche gesellschaftliche Umgebung. (Man hat das Absondern dieser Eingekerkerten für unnöthig gehalten.) Finstere Kerkerknechte seine einzige äußerst nothdürftige Bedienung. Und scharf bewaffnete Janitscharen, für jeden hier Bewachten mit ihrem Leben verantwortlich, seine Begleiter und Auflauerer auf jedem Schritte.

Jezt tritt der Kerkermeister ein, und führt ihn aus dem düstern Gewölbe in ein freundliches Zimmer. Ein noch ziemlich junger Mann, Fatimen auffallend ähnlich, stürzt hier Kiuperli'n in die Arme, und weint heiße Thränen in die Umarmung. — Wie wird dem Erstaunten! Es ist die verkleidete Fatime. Eine Sultansordre hat ihr die Riegel und Schlösser des Thurmes geöffnet, und die Erlaubniß verschafft, ohne Zeugen mit dem Gatten zu reden.

Sie öffnet eine Seitenthür, und der kleine Achmed (etwas über zehn Jahr alt) fliegt ihm entgegen. „Vater! Vater! Es ist also wahr, daß du noch lebst? Die Mutter weinte immer so, wenn sie es sagte, und da glaubte ich es nicht. — Ach, wie haben sie dich, so häßlich gekleidet, und mit schweren Ketten beladen!“

Kiuperli'n versagt die Sprache. Er kann nur schmerzlich seinen Sohn küssen, und an das Herz drücken.

Mit sanfter Gewalt macht Fatime den Kleinen los, und führt ihn dem treuen Sklaven wieder zu, der ihn brachte. „Du sahst nun, lieber Achmed! daß er noch lebt. Bald haben wir ihn wieder, und sind wieder glücklich.“

Kiuperli fällt seinem Weibe in die Arme, mit dem unsäglich wehmüthigen, aber nicht ausgesprochenen Gedanken: „O, du Theuererkaufte, die ich nicht lieben konnte, ohne schuldlos den Verbrechertod zu sterben! — Dich und meinen Achmed sollte ich also doch noch einmal sehen! — Ha! durch diesen Anblick mir den Tod zu erschweren; teuflisch klug ausgedacht hat das der Bösewicht Selim.“ — Im Selbstvergessen der Wehmuth entschlüpft ihm doch das Wort Selim. Darauf sagt ihm Fatime, ein frohes Lächeln in den feuchten Augen:

Armer Gefangener! — lebtest lange im Kerker, unbekannter mit der Welt, als die Auster in ihrer

Muſchel; — fürchteſt noch Menſchen, die längſt das Grab verſchlang.

„Wie Großvezir Selim“.....

Seine Blutgerichte, und allen Glauben überſteigende Erpreſſungen, und Ibrahims Begünſtigungen dieſer Frevel, und deſſen eigene Abſcheulichkeiten — hatte er nicht endlich gar die Tochter des Großmufti gewaltſam geſchändet? — haben dieſen Großvezir geſtürzt, und ſeinen Sultan.

„Himmel! Eine neue Welt iſt geſchaffen. Auch Sultan Ibrahim?“

Iſt längſt erdroſſelt. — Nun, und die neue Regierung erräthſt du doch leicht? — Daß Baſſee *) ſamt ihrem Sohne vor Jahren ſchon geſtorben iſt, weißt du. Wer erbte folglich den Thron?

Kinperli, in einer bis zur Andacht hohen Ekſtaſe: „Der Sohn Zaimens? Der Bruder unſerer Johaime?“

Eben dieſer ſiebenjährige Knabe hat das Herrſcherſchwerd erhalten; eine vormundſchaftliche Regierung von zwölf Paſchen hilft es ihm führen; und die Sultanin-Regentin Zaime leitet wieder die Paſchen. Die Geſchäftskunde der Zwölf und Zaimens Scharfblick auf Menſchen, der Paſchen Einſicht in Staatsverhältniſſe und Zaimens edles Herz, regieren mit einander im innigſten Bunde.

*) So hieß Zaimens Rivalin.

„Zu viel, zu viel — zu nahe Himmelsaussicht!“....

Wandle nicht deine Freude in sorglichen Kummer! Das böse Wandelspiel deiner Schicksale hat geendet. Bereite dich vor auf noch höhere Freude, und ohne zu heftig entzückt zu erschrecken, auf die höchste — ja, auf die höchste Befriedigung deiner Wünsche.

„Allah! — — Doch, ich Thor! — Hast du denn zu dieser Kettenlast den lösenden Schlüssel? Darf ich mit dir gehen, dem Kerker entlassen?“

Lieber Gatte! Das unerwartete Glück hat dich doch etwas betäubt. Wolltest du deine Freiheit, die Erklärung deiner Unschuld, einem Sultansbefehl lieber, als dem Urtheil gerechter Richter verdanken?

„Hast Recht. Ich war wirklich nicht ganz gesammelt.“ — (Pause.) — „Wer ist Großvezir an Selims Stelle?“

Den mußte noch Ibrahim wählen, kurz zuvor, ehe die Empörer ihn würgten. Der Genügsigte wählte nach Kiosems und Zaimens Rath, den braven alten Pascha Mahomed. — Man könnte versucht werden, des Mannes siebenzig Jahre nicht sehr zu beachten, wenn man diesen Muhamed Kiuperli kennt, der ein Jahrzehend älter, noch jung ist.

„Schmeichlerin!“

Ueberbescheidener! — — Der matte Greis war so froh, daß ihn der Divan der Dreizehn aller Verfügungen überhob, und ihn befohlne Vollziehungen nur weiter befehlen ließ.....

„War so froh?" — —

Ja, er war es. Vor fünf Wochen ist er gestorben.

„Sein Nachfolger?"

Höchst wahrscheinlich — sizt er da bei mir.

„Scherze nicht, Gute! Wecke nicht Hoffnungen".....

Warum nicht? — Höre erst, Ungläubiger! ehe du Alles aufgiebst. — Zaime versammelte den großen Divan, und stellte da vor: Behutsamer als je müsse man eben jezt die Wahl des Großvezirs unternehmen; der Sultan sei noch auf eine lange Zeit hin unmündig, das Reich in schweren Krieg verwikelt, die Kassen erschöpft, das Volk ausgesogen, also neue Auflagen nicht möglich. Sie schloß mit den Worten: Wie könnte ich diese schwierige Wahl treffen! Hier seid ihr ja, ihr Weisesten im Volke, versammelt. Gebt dem Würdigsten eure Stimmen! die vormundschaftliche Regierung bestätigt ihn unfehlbar.

„Und nun?"

Und nun konnten natürlich Männer ihre Stimmen nicht vereinigen, deren fast jeder gern selbst gewählt seyn wollte. Im leztern Divan baten die Verlegenen Zaimen flehendlich, sie möge doch die

Würde beſetzen. Die Schlaue — — ach! ihre Schlauheit iſt ſo weiſe und ſo gütig — —

„Wys that ſie?“

Nach einigem Weigern gab ſie der allgemeinen Bitte nach, behielt ſich nur einige Friſt zur Ueberlegung vor. Dringend empfahl ſie aber einſtweilen dem verſammelten Divan, den Prozeß der gefangenen Statthalter baldigſt einzurichten und anzufangen. Hier meinten denn Viele, die Gefangenen eines ſo abſcheulichen Großvezirs, wie Selim Achmed, müſſe man doch unverhört und unverzüglich ſchuldlos erklären, und in ihre Stellen wieder einſetzen. — Die ſo ſtimmten, mögen wohl ihre Freunde unter den Gefangenen haben, und von deren gerechten Sache eben nicht ſehr überzeugt ſeyn.

„Unmöglich können ſie davon überzeugt ſeyn.

Fatime, aufmerkſam auf ſeinen entſcheidenden Ton, ſchweigt einen Augenblick, und fährt dann fort: Sie drangen nicht durch. Zaime antwortete: Selim warf dieſe Menſchen wohl nicht ihrer Schuld wegen in den Kerker. Doch ſollte der Verſchlagene nicht auch mit gutem Vorbedachte manche Schwerverſchuldete mit ergriffen haben, um nöthigenfalls durch Berichte aus ihren Provinzen einen Schein von Gerechtigkeitsliebe für ſich zu behalten? Ihr findet das nicht einleuchtend? Meinen Herrn, euren Beherrſcher habt ihr getichtet, und andere Verbrecher wollt ihr nicht ſtrafen? Wart ihr befugte Richter des Sultans? Darf nach göttlichen und

menſchlichen Geſetzen das Volk Recht ſprechen über ſeinen Beherrſcher? — Ihr habt es gethan; und Mitunterthanen, die ihr Urtheil im Kerker erwarten, wollt ihr mit der Rechtsunterſuchung verſchonen? — Das wirkte. Die Compiſſion iſt ernannt, der Großſchatzmeiſter und der Staatsſecretair an ihrer Spitze. Deinen Prozeß ſollen ſie zuerſt vornehmen. Nach drei Tagen werden ſie dein Verhör eröffnen.

„Dank dir, gnädiger Allah! — Meine Erlöſung iſt alſo wirklich gekommen.“

Nicht bloß deine Erlöſung. — Vernimm, was du nach thun muſt, um recht bald am herrlichſten Ziele zu ſeyn. Erforſche im treuherzigen Geſpräch deine Mitgefangene, entlocke ihnen die Geheimniſſe ihrer Verwaltung....

„Mir dieſen Auftrag? — — Hämiſcher Kundſchafter, Verräther an trauter Geſelligkeit nach vorgedachtem Entwurfe!“.....

Ereifere dich doch nicht ſo. Willſt du denn nicht mit wirken, zur Entlarvung der Bosheit?

„Wohl mir, daß ich es kann ohne Entehrung, ohne die Schlangenwindungen der freundlichen Argliſt. Wiſſe, die Menſchen wurden von ſelbſt treuherzig, haben mir unerforſcht alle ihre Thaten oder vielmehr Unthaten erzählt. Keiner von uns glaubte ja an ſeine Rettung, alſo auch nicht an die Möglichkeit, durch offene Mittheilung ſeine Gefahr zu vergröſſern. Es war Zeitvertreib — freilich für

mich sehr beleidigend. Denn nun weiß ich, daß von allen diesen Vezirs, Paschen, Bey's und Sandschaks, auch nicht einer unschuldig ist.

Weißt es schon? — Bei dem großen Propheten! das konnte nicht erwünschter sich fügen. Nun wird dein Verhör schon morgen beginnen. Eine Vorsicht sei dir da heilig. Gurich nichts von jenem Schuldigen, aber am Ende der Untersuchung frage ganz demüthig, ob man deinen Tod beschlossen habe; und setze hinzu: Vielleicht hätte mein Leben noch dem Staate genutzt, doch gebe ich es willig dem Richterspruche hin. Nur um eine Gnade flehe ich meine Richter. Führt mich, ehe ich sterbe, zum Großherrn. Ich habe ein Geheimniß auf der Seele — es lehrt, die Staatskassen füllen, ohne Volksdruck, ohne neue Auflagen, ohne einen Schatten von Unrecht. Aber ich entdecke es Niemanden, als dem Sultan, oder der vormundschaftlichen Regierung.

„Wozu" ....

Das wird sich dann zeigen. Das Geheimniß besteht, wie du begreifst, in ausführlichsten Berichte, wie deine Mitgefangene ihre eigene Verräther würden; und in dem Rathe, mit ihrem Raube der Staatsnoth abzuhelfen. — — Auf baldiges und besseres Wiedersehn!

„Noch eins: Du sagtest mir nichts von meinem Freunde Uglan, dem Kislar-Aga; und nichts von Zaimens Freundinn" ....

Noch studiert er an den Qualen, an denen er den Edlen langsam folternd, und möglichst peinlich sterben lassen will; noch überdenkt er auch sogar erst den Vorwand, welchen er zu dessen Sturze nehmen will: da überliefern ihm die nächsten Folgen einer Janitscharen-Gährung in der Residenz mühelos das ersehene Opfer.

Drei Jahre hat schon der Krieg gegen Venedig auf Kandia gewütet; hat in blutigen Gefechten und unsäglichen Kriegsbeschwerden schon sehr viele Tausende vom Türkenheere hingewürgt, und endlich auch Ibrahims Schätze verschlungen. Nun wird der Sold nicht mehr ordentlich bezahlt, das Heer wird schwierig, und der Feldherr weiß keinen andern Rath, als die murrenden Janitscharen nach Konstantinopel zu beurlauben, daß sie dort ihre rückständigen Gelder selbst einfordern, und die Ausgedienten unter ihnen gegen ein neues Truppenkorps nach Hause gehn. Die Ankommenden werden schlecht befriedigt, darum wollen sich die Neugeworbenen nicht ohne Vorausbezahlung einschiffen, und widersetzen sich der gemessensten Ordre. Da herrscht der ergrimmte Ibrahim dem Großvezir zu: „Du bist des Todes, wenn du nicht in kurzem die erforderlichen Kriegskosten herbeischafft!“

Selim Achmed schafft sie wohl schleunig herbei. Das heißt, er verordnet die drückendsten Auflagen, und treibt sie mit ungeheurer Härte ein. So hilft er der dringenden Noth des Augenblicks ab. Für

die Zukunft eröffnet er sich auch sogleich wunderreiche Quellen. Unter allen Statthaltern des Reichs beordert er die reichsten, und die ihm verhaßtesten, zur unverzüglichen persönlichen Erscheinung in Konstantinopel, und Rechnungsablage vor den Bevollmächtigten des Finanzministers. Natürlich ist auch Mahomed Kiuperli unter den Beorderten. — Alle werden nach summarischen Verhör als Betrüger und Volksbedrücker erfunden, und zur weitern Untersuchung und gebührenden Strafe in den Kerker geworfen. Natürlich ist auch Mahomed Kiuperli unter den Verhörten und Gefangenen.

Warum sich Selim Achmed wohl noch erst zur ausführlichen Untersuchung Zeit und Mühe nimmt? Warum er nicht, wie so mancher Großvezir, sofort zur Execution schreitet; zur Hinrichtung der Gefangenen und Einziehung ihrer Güter? — Weil doch alle nach gleichem Rechtsgange behandelt werden müssen, und der berühmte und beliebte Mahomed Kiuperli unter ihnen ist, dessen Hinrichtung ohne vorhergegangenen förmlichen Prozeß ein zu nachtheiliges Aufsehn erregen dürfte. Und, weil Selims Rache will, daß ein vollkommen täuschender Rechtsschein von Schuld auf diesen Edlen fallen, daß er allgemein für den arglistigsten Heuchler, für einen heimlich machinirenden Hochverräther am Großherrn und am Reiche gelten, daß er sich mit Verbrecherschande bedeckt, mit dem allgemeinen Flu-

che beladen wissen soll, ehe das Todesurtheil an ihm vollzogen wird.

Ein volles halbes Jahr, vom Anfang des Aug. 1648 bis zu Ende des Jan. 1649, hat Mahomed Kiuperli, mit schweren Ketten umschlossen, fern von Freunden, Weib und Kindern, in einem der sieben Thürme zugebracht. Ein geräumiges, dämmernd helles Kerkergewölbe seine Wohnung. Die zugleich mit ihm gefangen gesezten Statthalter, eben so schwer wie er umkettet, seine tägliche gesellschaftliche Umgebung. (Man hat das Absondern dieser Eingekerkerten für unnöthig gehalten.) Finstere Kerkerknechte seine einzige äußerst nothdürftige Bedienung. Und scharf bewaffnete Janitscharen, für jeden hier Bewachten mit ihrem Leben verantwortlich, seine Begleiter und Auflauerer auf jedem Schritte.

Jezt tritt der Kerkermeister ein, und führt ihn aus dem düstern Gewölbe in ein freundliches Zimmer. Ein noch ziemlich junger Mann, Fatimen auffallend ähnlich, stürzt hier Kiuperli'n in die Arme, und weint heiße Thränen in die Umarmung. — Wie wird dem Erstaunten! Es ist die verkleidete Fatime. Eine Sultansordre hat ihr die Riegel und Schlösser des Thurmes geöffnet, und die Erlaubniß verschafft, ohne Zeugen mit dem Gatten zu reden.

Sie öffnet eine Seitenthür, und der kleine Achmed (etwas über zehn Jahr alt) fliegt ihm entgegen. „Vater! Vater! Es ist also wahr, daß du noch lebst? Die Mutter weinte immer so, wenn sie es sagte, und da glaubte ich es nicht. — Ach, wie haben sie dich, so häßlich gekleidet, und mit schweren Ketten beladen!“

Kiuperli'n versagt die Sprache. Er kann nur schmerzlich seinen Sohn küssen, und an das Herz drücken.

Mit sanfter Gewalt macht Fatime den Kleinen los, und führt ihn dem treuen Sklaven wieder zu, der ihn brachte. „Du sahst nun, lieber Achmed! daß er noch lebt. Bald haben wir ihn wieder, und sind wieder glücklich.“

Kiuperli fällt seinem Weibe in die Arme, mit dem unsäglich wehmüthigen, aber nicht ausgesprochenen Gedanken: „O, du Theuererkaufte, die ich nicht lieben konnte, ohne schuldlos den Verbrechertod zu sterben! — Dich und meinen Achmed sollte ich also doch noch einmal sehen! — Ha! durch diesen Anblick mir den Tod zu erschweren; teuflisch klug ausgedacht hat das der Böſewicht Selim.“ — Im Selbstvergessen der Wehmuth entschlüpft ihm doch das Wort Selim. Darauf sagt ihm Fatime, ein frohes Lächeln in den feuchten Augen:

Armer Gefangener! — lebtest lange im Kerker, unbekannter mit der Welt, als die Auster in ihrer

Muſchel; — fürchteſt noch Menſchen, die längſt das Grab verſchlang.

„Wie Großvezir Selim“.....

Seine Blutgerichte, und allen Glauben überſteigende Erpreſſungen, und Ibrahims Begünſtigungen dieſer Frevel, und deſſen eigene Abſcheulichkeiten — hatte er nicht endlich gar die Tochter des Großmuſti gewaltſam geſchändet? — haben dieſen Großvezir geſtürzt, und ſeinen Sultan.

„Himmel! Eine neue Welt iſt geſchaffen. Auch Sultan Ibrahim?“

Iſt längſt erdroſſelt. — Nun, und die neue Regierung erräthſt du doch leicht? — Daß Baſſee *) ſamt ihrem Sohne vor Jahren ſchon geſtorben iſt, weißt du. Wer erbte folglich den Thron?

Kinperli, in einer bis zur Andacht hohen Ekſtaſe: „Der Sohn Zaimens? Der Bruder unſerer Johaime?“

Eben dieſer ſiebenjährige Knabe hat das Herrſcherſchwerd erhalten; eine vormundſchaftliche Regierung von zwölf Paſchen hilft es ihm führen; und die Sultanin-Regentin Zaime leitet wieder die Paſchen. Die Geſchäftskunde der Zwölf und Zaimens Scharfblick auf Menſchen, der Paſchen Einſicht in Staatsverhältniſſe und Zaimens edles Herz, regieren mit einander im innigſten Bunde.

*) So hieß Zaimens Rivalin.

„Zu viel, zu viel — zu nahe Himmelsaussicht!“....

Wandle nicht deine Freude in sorglichen Kummer! Das böse Wandelspiel deiner Schicksale hat geendet. Bereite dich vor auf noch höhere Freude, und ohne zu heftig entzückt zu erschrecken, auf die höchste — ja, auf die höchste Befriedigung deiner Wünsche.

„Allah! — — Doch, ich Thor! — Hast du denn zu dieser Kettenlast den lösenden Schlüssel? Darf ich mit dir gehen, dem Kerker entlassen?“

Lieber Gatte! Das unerwartete Glück hat dich doch etwas betäubt. Wolltest du deine Freiheit, die Erklärung deiner Unschuld, einem Sultansbefehl lieber, als dem Urtheil gerechter Richter verdanken?

„Hast Recht. Ich war wirklich nicht ganz gesammelt.“ — (Pause.) — „Wer ist Großvezir an Selims Stelle?“

Den mußte noch Ibrahim wählen, kurz zuvor, ehe die Empörer ihn würgten. Der Geängstigte wählte nach Kiosems und Zaimens Rath, den braven alten Pascha Mahomed. — Man könnte versucht werden, des Mannes siebenzig Jahre nicht sehr zu beachten, wenn man diesen Muhamed Kiuperli kennt, der ein Jahrzehend älter, noch jung ist.

„Schmeichlerin!“

Ueberbescheidener! — — Der matte Greis war so froh, daß ihn der Divan der Dreizehn aller Verfügungen überhob, und ihn befohlne Vollziehungen nur weiter befehlen ließ.....

„War so froh?" — —

Ja, er war es. Vor fünf Wochen ist er gestorben.

„Sein Nachfolger?"

Höchst wahrscheinlich — sitzt er da bei mir.

„Scherze nicht, Gute! Wecke nicht Hoffnungen".....

Warum nicht? — Höre erst, Ungläubiger! ehe du Alles aufgiebst. — Zaime versammelte den großen Divan, und stellte da vor: Behutsamer als je müsse man eben jetzt die Wahl des Großvezirs unternehmen; der Sultan sei noch auf eine lange Zeit hin unmündig, das Reich in schweren Krieg verwickelt, die Kassen erschöpft, das Volk ausgesogen, also neue Auflagen nicht möglich. Sie schloß mit den Worten: Wie könnte ich diese schwierige Wahl treffen! Hier seid ihr ja, ihr Weisesten im Volke, versammelt. Gebt dem Würdigsten eure Stimmen! die vormundschaftliche Regierung bestätigt ihn unfehlbar.

„Und nun?"

Und nun konnten natürlich Männer ihre Stimmen nicht vereinigen, deren fast jeder gern selbst gewählt seyn wollte. Im leztern Divan baten die Verlegenen Zaimen flehendlich, sie möge doch die

Würde beſetzen. Die Schlaue — — ach! ihre Schlauheit iſt ſo weiſe und ſo gütig — —

„Was that ſie?“

Nach einigem Weigern gab ſie der allgemeinen Bitte nach, behielt ſich nur einige Friſt zur Ueberlegung vor. Dringend empfahl ſie aber einſtweilen dem verſammelten Divan, den Prozeß der gefangenen Statthalter baldigſt einzurichten und anzufangen. Hier meinten denn Viele, die Gefangenen eines ſo abſcheulichen Großvezirs, wie Selim Achmed, müſſe man doch unverhört und unverzüglich ſchuldlos erklären, und in ihre Stellen wieder einſetzen. — Die ſo ſtimmten, mögen wohl ihre Freunde unter den Gefangenen haben, und von deren gerechten Sache eben nicht ſehr überzeugt ſeyn.

„Unmöglich können ſie davon überzeugt ſeyn.“

Fatime, aufmerkſam auf ſeinen entſcheidenden Ton, ſchweigt einen Augenblick, und fährt dann fort: Sie drangen nicht durch. Jaime antwortete: Selim warf dieſe Menſchen wohl nicht ihrer Schuld wegen in den Kerker. Doch ſollte der Verſchlagene nicht auch mit gutem Vorbedachte manche Schwerverſchuldete mit ergriffen haben, um nöthigenfalls durch Berichte aus ihren Provinzen einen Schein von Gerechtigkeitsliebe für ſich zu behalten? Ihr findet das nicht einleuchtend? Meinen Herrn, euren Beherrſcher habt ihr gerichtet, und andere Verbrecher wollt ihr nicht ſtrafen? Wart ihr befugte Richter des Sultans? Darf nach göttlichen und

menſchlichen Geſetzen das Volk Recht ſprechen über ſeinen Beherrſcher? — Ihr habt es gethan; und Mitunterthanen, die ihr Urtheil im Kerker erwarten, wollt ihr mit der Rechtsunterſuchung verſchonen? — Das wirkte. Die Commiſſion iſt ernannt, der Großſchatzmeiſter und der Staatsſecretair an ihrer Spitze. Deinen Prozeß ſollen ſie zuerſt vornehmen. Nach drei Tagen werden ſie dein Verhör eröffnen.

„Dank dir, gnädiger Allah! — Meine Erlöſung iſt alſo wirklich gekommen.“

Nicht bloß deine Erlöſung. — Vernimm, was du nach thun muſt, um recht bald am herrlichſten Ziele zu ſeyn. Erforſche im treuherzigen Geſpräch deine Mitgefangene, entlocke ihnen die Geheimniſſe ihrer Verwaltung....

„Mir dieſen Auftrag? — — Hämiſcher Kundſchafter, Verräther an trauter Geſelligkeit nach vorgedachtem Entwurfe!“.....

Ereifere dich doch nicht ſo. Willſt du denn nicht mit wirken, zur Entlarvung der Bosheit?

„Wohl mir, daß ich es kann ohne Entehrung, ohne die Schlangenwindungen der freundlichen Argliſt. Wiſſe, die Menſchen wurden von ſelbſt treuherzig, haben mir unerforſcht alle ihre Thaten oder vielmehr Unthaten erzählt. Keiner von uns glaubte ja an ſeine Rettung, alſo auch nicht an die Möglichkeit, durch offene Mittheilung ſeine Gefahr zu vergröſſern. Es war Zeitvertreib — freilich für

mich sehr belehrend. Denn nun weiß ich, daß von allen diesen Vezirs, Paschen, Bey's und Sandschaks, auch nicht einer unschuldig ist.

Weißt es schon? — Bei dem großen Propheten! das konnte nicht erwünschter sich fügen. Nun wird dein Verhör schon morgen beginnen. Eine Vorsicht sei dir da heilig. Sprich nichts von jenem Schuldigen, aber am Ende der Untersuchung frage ganz demüthig, ob man deinen Tod beschlossen habe; und setze hinzu: Vielleicht hätte mein Leben noch dem Staate genutzt, doch gebe ich es willig dem Richterspruche hin. Nur um eine Gnade flehe ich meine Richter. Führt mich, ehe ich sterbe, zum Großherrn. Ich habe ein Geheimniß auf der Seele — es lehrt, die Staatskassen füllen, ohne Volksdruck, ohne neue Auflagen, ohne einen Schatten von Unrecht. Aber ich entdecke es Niemanden, als dem Sultan, oder der vormundschaftlichen Regierung.

„Wozu?“ ....

Das wird sich dann zeigen. Das Geheimniß besteht, wie du begreifst, in ausführlichsten Berichte, wie deine Mitgefangene ihre eigene Verräther würden; und in dem Rathe, mit ihrem Raube der Staatsnoth abzuhelfen. — — Auf baldiges und besseres Wiedersehn!

„Noch eins: Du sagtest mit nichts von meinem Freunde Uglan, dem Kislar-Aga; und nichts von Zaimens Freundinn“ ....

Der Sultaninn Kiosem? Die hat sich seit der neuen Regierung in die abgeschiedenste Einsamkeit zurückgezogen. Nicht einmal Zaimen spricht sie mehr. Unsern Uglan macht das besorgt; ich sehe doch nicht ein, warum. Der hat aber Zaimen treulich berathen. Alles zu deinem Besten zu leiten, wie du wohl denken kannst. Er wünscht dir vorläufig Glück, und behauptet, wenn er nur erst die goldne Reichssiegel-Kapsel an deinem Halse sehe, dann habe er keinen Wunsch mehr für Freund und Vaterland.

„Der brave Mann von tiefer Einsicht ist unwandelbar in seiner Anhänglichkeit und in seiner Ueberzeugung.“

Ich darf nicht mehr weilen. Zaime ist unruhig, wie ich Alles besorgte, und wie du dazu gestimmt bist. (Sie küßt ihn zum Abschiede. Er hält sie.)

„Nur Eins noch: Zaime war dir wohl immer recht gut. Doch wie hat sie zu solchen Aufträgen....

Ihre Mutterfreuden haben mich zu ihrer ersten Vertrauten gemacht. Sie findet ihre Johaime so trefflich von mir erzogen, daß sie mich eben so unendlich liebt, wie ihre Tochter.

Mit diesen Worten enteilt Fatime. Kimperli geht zurück in das Kerkergewölbe — und fühlt nicht mehr, daß seine Ketten schwer sind.

„Und tauscht sie nach fünf Tagen mit dem großen Reichssiegel.

Noch ist er keinen vollen Mond in seiner Würde, da erwartet er einst den Sultan und die Regentin in einem Saale den sie zum Divanszimmer passiren müssen. Insgeheim hat er hier zwei Tafeln gegen einander über stellen, und verschlossene Kisten herein bringen lassen, deren Inhalt er selbst und ohne Zeugen auf die Tafeln legt, und auf der einen mit einem großen Trauertuche, auf der andern mit den prächtigsten goldnen und perlengestickten Stoffen überdeckt. — Jezt kommt Zaime und der kleine Großherr Mahomed. Beide befremdet die seltsame Zurüstung. Mahomed wirft neugierig das Trauertuch zurück, und wie versteinert steht er da; denn eine Menge Menschenköpfe starren ihn an. — Beherrscher der Gläubigen! „sagt Kiuperli mit feierlicher Ruhe:" Entsetze dich nicht! Diese Köpfe haben deinen Unterthanen Mark und Blut ausgesaugt, und geben es nun wieder von sich. Dem unschuldigen Gewerbsfleiße haben sie die Früchte ihrer Arbeit geraubt, und damit das Gold aufgehäuft, das hier verdeckt liegt." „Hiermit zeigt er die Schätze unter dem Prachttuche der andern Tafel.

Ein ächter Orientalismus. Man denke sich ihn aber ja nicht im Geschmacke des edlen Mahomed Kiuperli. Er muß unverweilt dem kleinen Türkenherrscher und dessen Höfe tiefe Achtung einflößen;

und bewirkt das auf gut Türkisch, mit diesem entsetzlich anschaulichen Bilde.

Dennoch scheint er damit die geheimschleichende Kabale nicht eingeschreckt zu haben. Es ereignet sich Manches, das auf den verborgenen Keim einer hochgefährlichen Verschwörung deutet. — Das Volk ist so voll Jubels über den neuen Großvezir; und doch weigern sich starrsinnig die Janitscharen auch nach vorausverhaltenem Solde, zum Kriege nach Kandia an Bord der Schiffe zu gehen, unter dem Vorwande: sie seien nicht zum Seedienste verbunden. — Der große Divan sowohl als die gesamte vormundschaftliche Regentschaft ermüdet nicht, Kiuperli's Weisheit zu bewundern; und doch zeigen heimliche Versammlungen im Serail, die er durch seine Getreuen erfährt, abgelauschte verstohlne Winke, und ein gewisses unwillkührlich zweideutiges Benehmen so mancher Hofbeamten, daß hier etwas Furchtbares gegen ihn im Gähren ist. — Selbst bei der so zurückgezogenen Sultanin Kiosem schleicht in der Nacht bald dieser und bald jener Serailbeamte ein und aus. Den braven Uglan hat man an einem späten Abend sehr heftig mit ihr reden hören, und am nächsten Morgen im Bette todt gefunden. Gewisse Spuren bringen auf die Vermuthung, daß man dem Schlafenden Giftstaub in die Nase blies. — Die Janitscharenposten in den Serailhöfen und Gängen flüstern einander beim Ablösen Ordres zu, die sie mit schlecht maskirter Aengstlichkeit vor allen

Getreuen Kiuperli's und der regierenden Obervormundschaft bergen.

Nun weiß der Großvezir genug. Den Tag, da sich so Viele unter den Verdächtigen zu ungewöhnter Lustigkeit vergessen, darf er nicht müßig in die Mitternacht verfinken lassen. Verkleidet schleicht er sich am späten Abend in's Serail, dringt bis zum Janitscharen-Aga, und verwirrt den so, daß er ihn mit im Verschwörungsbunde glaubt. Dann weckt er schleunigst den kleinen Sultan und Baimen, damit beide durch eilige Fermans (höchste Befehle) die übrigen Verschwornen irre machen. — Früher schon hatte er die, gegen das anmaßliche Janitscharenkorps heftig erbitterten, Spahi's für sein Interesse gestimmt, zu jeder Unternehmung gegen diese widersetzlichen Krieger; hatte unvermerkt aus Kleinasien die ganze Spahischaar nach Konstantinopel gezogen. — Still und schleunigst treten sie jetzt, auf seine Ordre, in der Mitternachtsstunde unter die Waffen; und eben so still und schnell werden jetzt in entlegenen Stadtvierteln große Volksmassen wehrhaft gemacht, und alle herumkriechende Spione der Verschwornen durch eben so kluge aber beherztere Getreue Kiuperli's entdeckt und gefesselt. Dann müssen alle Bewaffnete hervorbrechen, in's Serail dringen, und die ganze Rotte der Verschwornen ergreifen. Dies Alles geschieht, ehe die verabredete Mordstunde der Rebellen, die erste nach Mitternacht, eintritt.

Kiosem wird als Haupt des abscheulichen Bundes erkannt. Sie hatte Zaimen und (deren Sohn, ihrem ältesten Enkel) dem jungen Sultan, und dem ganzen mitregierenden Divan, und allen Anhängern derselben, natürlich auch Kiuperli'n, den Tod geschworen, um unter dem Namen ihres zweiten Enkels Sslimann, das Reich zu beherrschen. Gekränkter Herrscherstolz, daß man nicht sie, sondern Zaimen zur Regentin wählte, gab ihr den muthigen Anschlag ein. Sie hatte nicht erwartet, daß Uglan seine aufgetragene Rolle im projektirten Mordspiel standhaft weigern würde; darum ließ sie ihn eiligst ermorden. Aus Rache nicht blos, auch aus Klugheit. Nur der Todte ist ja sicher zum ewigen Schweigen gebracht.

Sie muß sterben. Alle Hauptverschworne müssen sterben. Begnadigt zwar als Blindgeleitete, doch lange Zeit wachsam beobachtet, werden die vielen übrigen Mitschuldigen, Janitscharen, Hof- und Civilbeamte.

Bis dahin mußten — so wollte es der jetzt noch mächtige Genius des Osmanenstaates — Kiuperlis größte Widerwärtigkeiten eben die Stufen zu seiner Erhebung werden. Und von den beiden letzten und schrecklichsten, die er bis dahin erfuhr, schwang ihn die erstere, der nahe Verbrechertod im Kerker, zum Großvezirate vollends empor; und die andere, der nahe Tod durch Verschwörung, scheint ihn nun auf seiner, für so Manchen schwindelnden, Höhe zu-

gen alle offene Gewalt und geheime Ränke zu schützen.

Ist dies auch kein täuschender Schein? Wird sich der Edle glücklich auf der Höhe erhalten, bis er für das Reichswohl etwas Bedeutendes wirkte?

Sorglicher Mensch! frage nicht so. Das Schicksal giebt keine prophetische Antworte. Seine Orakelsprüche sind zugleich die Machtschläge ihrer Erfüllung, und werden herbei- und fortgefluthet von den Wogen der Zeit, die dich selbst mit fortfluthen, in den Hafen oder gegen die Klippe. Halte nach Klugheit und Pflicht Steuer und Segel gerichtet, und laß dann keinen Sturm deine Fassung übertäuben, keine Windstille deine Wachsamkeit in Schlummer wiegen. Geschehe dann, was da will; der Gott in dir bleibt doch ewig über dein Schicksal erhaben.

Seltenes Musterbeispiel ist hier Mahomed Kiuperli, der würdige Großvezir. Gefaßt und wachsam, klug und edel kämpft er, harmlos über unvorhersehbaren Erfolg, sich durch alle die vielen Gefahren, die ihm drohen, und durch alle die höchstbedenklichen Hindernisse, die seiner Allwirksamkeit für Staat und Bürger immer noch in den Weg treten, muthig hindurch. — Die Mächte des Schicksals ermüden nicht, ihm mit tödtenden Blitzen zu drohen, damit er unaufhörlich deren zündende Schlagkraft ab- und deren Feuer als wohlthätigen Wärmestoff in die Nerven des Staats einleite. Unaufhörlich muß er kämpfen, unaufhörlich siegen,

und ſo nicht blos mit ſeiner Perſon, auch mit ſeinem Namen in Sohn und Enkeln, ſegnend auf das Osmanenreich wirken. — Und welches Wunder! Ein abgelebter Greis an Jahren, (denn er hat die Achtzig ſchon weit überreicht) und noch dieſer unerſchöpflich kämpfend-ſiegende Jüngling an Kraft! Er hat warlich nicht viele Gleiche im Menſchengeſchlechte.

Der Biograph iſt, ſich ſelbſt unbemerkt, zum Lobredner geworden. Das ſoll er nicht, ſo ſchwer ſich auch hier die Gränzlinie genau halten läßt. Alſo zurück, zur ruhigen Erzählung:

Der Großvezir hat die ungetheilte Liebe und Achtung des Volks, und doch verweigern die zum venetianiſchen Kriege rekrutirten Janitſcharen ihre Einſchiffung nach Kandia noch immer ſo lange, bis ſie viermonatlichen Sold vorauserhalten. — Mißvergnügt und ſchwierig bleiben die Janitſcharen der Reſidenz. Sie legen es recht offenbar darauf an, dieſes Großvezirs Macht doch endlich an ihrem unbeugſamen Starrſinne zu brechen. Gar zu gern möchten ſie unter dem Knabenſultan Mahomed IV. Gerailſchätze erpreſſen, und wieder wie vormals, einen Großherrn nach dem andern für reiche Geſchenke ein- und abſetzen. So verrechnen ſich die Mürriſchen immer an Kiuperli's Klugheit und der Unerreichbarkeit ſeiner Macht, durch ſeine dauerhafte Beliebtheit im Volke, an ſeiner Lebenslänge und an ſeinen Lebenskräften. Aber er weiß ſie bald zu

beſchäftigen, daß ſie unſchädlich werden. Nicht mehr nach Kandia ſchifft er ſie ein. Dahin ſendet er treuere Krieger. Nein, in das unruhige Siebenbürgen kommandirt er ſie; in einen Krieg, der ſich durch keine Spitzfindigkeit als Seekrieg vorſtellen läßt. Dort unterſtützt er ſie, ſo weit es das Reichsintereſſe erfordert; und vernachläßigt ſie dann ſo, daß ſie alle den verdienten Tod finden. — Und jetzt iſt er in ſtarker Verſuchung, dies ewig unruhige, dem Staate ſo verderblich gewordene Kriegerkorps gar nicht wieder zu erneuern. Nur die deutlichen Spuren, daß ſich dann ihre Rivalen, die Spahi's, zu ſehr überheben, und endlich ohne Gegenkraft noch gefährlichere Bewegungen machen würden, bekommen ihn zur vorſichtigen Organiſation neuer Janitſcharen, welche der Spahiſchaar, ſo wie dieſe jenem, ein heilſames Gegen- und Gleichgewicht halten ſollen.

Leicht gefunden ſind ſolche wohlthätige Gleich- und Gegengewichte der Staatsverwaltung; ſind auch von der Herrſchergewalt leicht in die gegenſeitigen Wagſchalen gelegt; aber ſie bleiben nur ſo lange, was ſie ſeyn ſollen; ſie bewirken nur ſo lange das bezweckte Gute, als ein Kiuperli die Zunge am Wagbalken hält: und wir werden erfahren, auch er vermag das nicht immer.

Der Großvezir ſieht ſeine durchgreifenden Anſtalten für den Wohlſtand der Provinzen ſo oft vereitelt, ſeine Befehle bald künſtlich umgangen, bald

von frevelnden Paschen frech übertreten. Das sieht er, weil es am Befehlen ihm nicht genügt, weil er auch rastlos erforscht, wie das Verordnete geschehen. Doch müssen Ränke und offene Widersetzlichkeiten allmählich an seiner Beharrlichkeit scheitern. — Der Großvezir, so kriegserfahren, trifft die weisesten Maaßregeln zum venetianischen Kriege; und doch zieht sich dieser Krieg in die Länge, und verbittert durch manche sehr nachtheilige Ereignisse die Freude über Eroberungen und Siege. Jetzt schneidet die feindliche Flotte sogar der Hauptstadt die Zufuhr ab, arge Theurung und Mangel wüten in Konstantinopel, und das gemeine Volk empört sich hier in Masse. Freilich darf Kiuperli nur unter den Rebellenhaufen persönlich erscheinen; sie dürfen nur aus seinem Munde hören, daß er die Noth kennt, daß er sie nicht verschuldete, daß er ihr so gut und bald als möglich abhelfen will, daß aber ein übereilter Friede nur kurze Hülfe wäre, und verlängertes Elend; da sehen die Rebellen gelassen ihre Rädelsführer hinrichten, und der tobende Aufruhr wandelt sich in entzückten Jubel über den Vater des Volkes.

Aber wo ist die Quelle aller dieser Uebel? Wo ist die eigentliche Stärke der Fieberwuth, welche den Staat in solche Zuckungen versetzt? — Das muß er entdecken, um von Grund aus zu heilen. Denn was könnte Palliativkur endlich noch helfen?

Sein Scharfblick, und der seiner zahllosen bra-

den Getreuen lernt das Uebel ergründen. Der Obergeneral auf Kandia hat sich äußerst verschlagen seine Krieger so ergeben gemacht, daß er es keck wagen darf, jeden Fermann vom Hofe und jeden Befehl des Großvezirs so gut oder schlecht, als ihm gefällig ist, zu befolgen. Er hat einigen Statthaltern den Frevlersinn und Frevlermuth zur Empörung gegeben. Er hat selbst unter den mächtigsten Großen des Reichs, denen Kuperli so manchen hergebrachten, ungerechten Erwerbfond entzog, seine heimlichen Anhänger. Sogar der Großmufti findet sich in des Kecken Entwürfe verwickelt.

Der kluge Kuperli lockt diesen hochgefährlichen Verweyten nach Konstatinopel. Der unerschrockene Kuperli spricht Recht über den Herbeigelockten, und lohnt ihm nach Verdienst mit dem Tode. Die mächtigen Anhänger des Gefallnen erwarten allgemeine Empörung, und meinen sie auf diesen Fall schon gut vorbereitet zu haben. Aber Kuperli war in der Richter. Das Volk preist den Gerechten und bleibt ruhig.

Auch die schuldigsten Mitverschwornen des Gefallenen läßt der Großvezir richten. Doch die vornehmsten Reichsbeamten unter ihnen und den Großmufti schont er; damit nicht etwa der Schein mißbrauchter Gewalt, und über sich beleidigt glaubende Religionseifer, ihm die Volksgunst, diese nothwendige Bedingung seines Wirkens für Gemeinwohl, raube. Er umstellt jedoch den unheiligen Oberprie-

her und die unwürdigen Großen unverhohlen mit so vielen zuverläßigen Beobachtern, daß sie gewiß so leicht nicht wieder reichsverrätherische Verbindungen wagen, sich vielmehr demüthig dankbar für die empfangene Begnadigung zeigen.

Kann denn nun wohl endlich einmal der Erhabenthätige auf seinen Lorbeern ruhen, und im stillen Genusse des seligen Blicks auf seine vollendete Schöpfung seinen Lebensabend feiern? — Er kann es nicht. Er soll nicht feiern, er soll rastlos wirken; so will es seine Bestimmung.

Lange war das Reich in keiner so großen Gefahr, als sie eben jetzt dessen Horizont rings umdunkelt. Lange bedurfte es zu seiner Erhaltung nicht so dringend, als eben jetzt, eines Kuperli. — Venedig sieht durch diesen Großvezir neue Kraft in den Türkenkrieg kommen, fürchtet um den längern Kampf mit der zusammengeheilten Türkenmacht, und erweckt darum dem Reiche neue Feinde, den Persienkönig, den Tartarchan, und den Zar von Moskau. Letzterer macht Anspruch auf Gränzprovinzen. Der Tartarchan will sich dafür rächen, daß die Osmanen nicht ihn, den gesetzlichen Thronerben, im Fall des Aussterbens aller männlichen Osmaniden, zum Reichsverweser wählten. Und der Sophi von Persien will Bagdad wieder erobern.

Noch nicht Unglücks genug: Der Pascha von Klemo, Neffe jenes hingerichteten Obergenerals auf Candia, hat sich als Bluträcher seines Oheims auf-

geworfen. Er hat einen angeblichen Sohn Murads IV. Soliman Murad aufgefunden, als Großherrn ausrufen lassen, und ist mit ihm und einem starken Heere im Anzuge gegen Konstantinopel. In ganz Kleinasien erzählt man sich eine ausführliche Geschichte von diesem Soliman Murad. Jene Sultanin Nebenfavorite Rachima, deren wir uns noch aus der Erzählung von Roxanen erinnern, soll ihn zu Damaskus gebohren, und daselbst aus Furcht vor Roxanen, und in der Folge vor den Sultanen Ibrahim und Mahomed IV. bisher im Verborgenen erzogen haben. Ueberall auf dem Zuge findet der Thronprätendent viel Glauben und großen Anhang. Mit jedem Tagesmarsche verstärkt sich sein Heer.

Und immer noch mehr Unglück. Die auf ihre gegenseitigen Vorrechte bitter neidischen Spahi's und Janitscharen kommen eben jetzt von Worten zu Thätlichkeiten. Blutige Gefechte zwischen ihren Trupps fallen in den Straßen Konstantinopels täglich vor. Kein Bewohner der Stadt glaubt sich mehr sicher. Aengstlich fürchtet man Mordbrand und Plünderung. Jeder Große zittert in seinem Pallaste, und im Serail der Großherr.

Also überall der Feind an den Gränzen, ein Rebell und ein Thronprätendent mit furchtbaren Heere im Innern, und Bürgerkrieg unter der Besatzung der Hauptstadt.

Unbegreiflich schnell für Jeden, der nicht weiß, wie schnell ein mit Regentenweisheit, Heldenmuth und Herrschermacht verbundener Edelsinn der Bosheit jede Larve entreißt, greift und richtet Mahomed Kiuperli die Schuldigsten der Besatzung. Nun schont er auch die hohen Reichsbeamten nicht, die hier abermals als Mitanstifter der gräulichen Verwirrung erfunden werden. Mit schnellen und blutigen, aber gerechten Gerichten stellt er so Konstantinopels Ruhe in wenig Tagen wieder her.

Zur hinlänglichen Vertheidigung von Bagdad mit geübter Mannschaft und vorräthiger Munition verwandelt er den Krieg mit Venedig auf Kandia und in Dalmatien für den Augenblick in bloße Vertheidigung des Eroberten. Um den persischen Sophi an schrecklichen Verwüstungen der Gränzprovinzen zu hindern, erweckt er ihm einen mächtigen, schon längst auf seinen Wink schlagfertigen Feind in Osten, den Großmogol. — Gegen den Rebellenpascha von Aleppo und den Thronprätendenten, sendet er seinen wohlunterrichteten, krieggeübten Sohn Achmed, an der Seite des erprobten Pascha Mustapha, mit treuen Kriegern, die im Eifer für den Namen Kiuperli kaum die Stunde des Kampfs erwarten können; und mit der Order, den Feind so bald als möglich in ein entscheidendes Treffen zu zwingen. — Den Tartarchan beschäftigt er mit drei fen eigenen mißvergnügten Vasallen und Generalen. — Und den Zar von Moskau, suchte er durch kluge

Gesandschafts-Verhandlungen im Frieden mit der Pforte zu erhalten.

Soliman Murad und sein Päscha werden von Achmed Kiuperli total geschlagen. Hülflos irren sie umher, werfen sich endlich dem Sieger in die Arme, werden nach Konstantinopel gesandt, und da zur Sicherheit des Reichs erdrosselt. — Der Perserkönig zieht sein Heer zurück, gegen den neuen Feind in Osten. — Der Tartarchan bittet um Frieden. — Der Zar bleibt ruhig. — Und selbst Venedig, von den kaum erworbenen Bundesgenossen schon wieder verlassen, thut annehmliche Vorschläge zur Beendigung des langwierigen Kriegs.

So hat denn Mahomed Kiuperli auch diesen fürchterlichen Verein von Gefahren siegend niedergeschlagen. Der große Reichsverweser steht immer noch da, als Reichsarretter, in unerreichter Größe und unentweihter Würde.

Wird er den angebotenen Frieden schließen, und nun endlich, der allgemein hergestellten Ruhe sich mit Ruhe freuen?

Nein! dieser Krieg wütet fort, mit neuer Anstrengung von beiten Seiten; denn der Großvezir macht Bedingungen, welche Venedig nach den größten Niederlagen nicht drückender erwarten könnte. — Warum er das thut? Weil er vom schnellen Entlassen so zahlreicher Kriegerkorps, als jezt unter Osmanenwaffen stehen, gräuliche Zerrüttung der innern Ruhe und Sicherheit besorgen muß.

Und wahrlich! man darf nicht erſt in vergangene Jahrhunderte zurückblicken; in das 14te zum Beiſpiel, da im Frieden Friedrichs von Arragonien und Karls von Anjou, aus deren abgedankten Truppen in Sicilien eine Räuberhorde entſtand, die vom Jahr 1302 an dreizehn Jahre lang Griechenland durchſtreifte und endlich gar eroberte; — da im Jahre 1356, nach jenem Treffen bei Maupertuis, in welchem die Engländer den franzöſiſchen König Johann II. gefangen nahmen, große Räuberhorden wie Freibeheere Frankreich durchzogen und durchplünderten; — da eine von den beiden im J. 1360 unbeſoldet entlaſſenen Rotten engliſcher Garniſonen in Frankreich, im Frieden des franzöſiſchen Karls V vom J. 1365, zu 30000 Mann anwuchs, in Deutſchland einbrach, und ihre ſolche Verwüſtungen anrichtete, daß Kaiſer Karl IV. und viele deutſche Fürſten gegen ſie zu Felde ziehen mußten; — oder in das 16te und 17te Jahrhundert, da ſo lange ununterbrochene Blutkämpfe in Italien ſehr viele Tauſende von rührigen Jünglingen und rüſtigen Männern allem Gewerbfleiße entfremdet, und an freibeuteriſches Herumſchweifen gewöhnt hatten; und da nun, durch das grelle Ende dieſer Kämpfe, in Deutſchlands 66jährigen Frieden, von 1559 bis 1625, eben aus jenem, nun mit einmmale verabſchiedeten Freibeutern, die Mordzunft der Banditen ward. — Man darf nicht erſt auf ſolche Erſcheinungen der Vergangenheit zurückblicken, um

mit Mahomed Kiuperli das schnelle Entlassen von mehr als hunderttausend Land- und Seesoldaten, zumal in seinen unruhigen Zeiten, für die Bewohner des Osmanenreiches höchst gefährlich zu finden.

Die gesamte Kriegsmacht bietet er jetzt auf, zur endlichen Eroberung der Hauptstadt von Kandia und der beiden Hauptfesten von Dalmatien. Aber hier droht ihm und dem Reiche eine neue Gefahr.

Der junge Sultan Mahomed war schon unlängst von manchen Serailbeamten und vornehmen Offizieren seiner Suite ermuntert worden, seine persönliche Tapferkeit doch nicht ewig nur auf der Jagd (seinem Lieblingsvergnügen) zu beschäftigen, vielmehr als würdiger Neffe Murads IV in Person den Krieg zu führen. Und eine solche Vorstellung mußte wohl ein Weilchen wirken; denn der ewig unmündige Sultan ist, bei aller übrigen Charakterlosigkeit, doch sehr reizbar, sehr stolz auf seiner Ahnen Heldengloria, sehr begierig nach demselben Ruhme, und gar nicht bekannt mit seinem Unvermögen, ihn je zu erringen.

Dem edlen Sohne seines erhabenen Großvezirs, dem Achmed Kiuperli, innigst gewogen, und fast in gleichem Alter mit demselben, wollte er mit ihm schon gegen Soliman Murad und den Pascha von Aleppo persönlich zu Felde, und war schon damals schwer von Mahomed Kiuperli zurückzuhalten. — Jetzt will er persönlich nach Kandia, will durch-

aus, hört zum erstenmale nicht mehr auf die Gegenvorstellungen seines Großvezirs.

Was jene Rathgeber bezwecken, das Mahomed Kiuperli vereiteln müßte? — Er ist für ihre verstekten Plane viel zu wachsam und gerecht. Seinem Auge wollen sie den jungen Sultan entziehen. Haben sie diesen nur erst einmal weit genug von ihm entfernt; dann, meinen sie, könne seine (des Großvezirs) Allwirksamkeit leicht als majestätsverbrecherische Herrschsucht verdächtig gemacht, könne er gestürzt, und sie gehoben werden.

Elende Projektmacher gegen einen Mahomed Kiuperli! — Was er allein nicht über den Sultan vermag, muß ihm wohl vereint mit Zaimen gelingen. Längst hatte diese Regentin dem Erhabenen bescheiden und sorglos die ganze Regierung überlassen. Wie freut sie sich, daß sie ihm nun auch einmal kann einen wichtigen Zweck erreichen helfen! — Dem tiefverehrten Großvezir und der zartgeliebten Mutter zugleich widerstehen, kann der gutmüthig weiche Mahomed IV nicht.

Und somit ist auch diese Gefahr vernichtet.

Mahches Menschen Schicksal verfolgt durch dessen ganzes Leben und Wirken unlenkbar einerlei Richtung. Den Einen führt Alles zum Glücke, auch seine Thorheiten, Schwächen und Laster. Dem Andern gelingt Nichts, auch nicht seine feinste Klug-

heit und seine edelsten Zwecke. — Den Einen erhält sein Loos in der behaglichen Wiege einer sorglosen Ruhe; alle Stürme, die um und neben ihm Tausende niederschmettern, schonen doch den Gewiegten, der auch auf diese Schonung mit Zuversicht rechnet. Der Andere kann weder durch Thätigkeit noch selbst durch glückliche Ereignisse, der Last drückender Sorgen entkommen. — Dem Einen ist sein ganzes Daseyn ein Spaziergang in friedlichen Gefilden; dem Andern ein steter Kampf um Leben und Tod auf der Wahlstatt.

So bestimmt zum rastlosen Kampfe sahn wir bisher unsern Mahomed Kiuperli, seit er die Kerkerfesseln mit dem großen Reichssiegel tauschte. Achtzig Jahr war er damals alt, und ist jetzt schon über die neunzig; seines Geistes und Charakters zwar immer noch mächtig, doch schwächer an Gesundheit und Körperkräften geworden. Wir dürfen, nach der Physiognomie seines Schicksals, nicht hoffen daß er früher als im Tode großer, schwerer, sorgenvoller Thätigkeit wird enthoben werden; daß er früher, als im Himmelslande, wird in der seligen Muße des Bewußtseyns hocherfüllter Bestimmung ruhen können.

Und so bewährt es sich. Kaum ist die Kabale vereitelt, die sich der Person des Sultans ermächtigen wollte, da zündet ein bisher nothorgener neuer Bluträcher jenes Obergenerals auf Kandia, das Feuer der Empörung in und um Konstantinopel an.

Der Sohn des Hingerichteten, der sein reiches väterliches Erbe wohl zu sichern wußte, wendet es vereint mit ererbter List jezt dazu an, sich große Rotten nichtswürdiger Müßiggänger im Volke, an denen es niemals — und mißvergnügte Große, an denen es unter diesem Großvezirate aus bewußten Gründen niemals fehlt, zu erkaufen.

Aber dem in allen, besonders in Empörungs-Kämpfen sehr geübten Mahomed Kiuperli ist die Dämpfung dieses Aufruhrs nur ein kurzes Spiel. Blut muß er freilich wieder fließen, muß ohne Schonung das Rebellenhaupt, dessen Vertrauteste, und viele Mitschuldige sterben lassen; doch wie könnte er sich je bedenken, die Gerechtigkeit unter das Mitleid zu beugen, den Gesetzesübertreter über das Gesetz zu heben, zum Verderben der allgemeinen Ruhe und Sicherheit Verbrecher zu schonen? —

Alle Feldherrntalente seines Sohnes, aller Heldenmuth des Jünglings, bewirkten doch bis jezt im venetianischen Kriege keine entscheidende Eroberung, keinen Sieg in entscheidender Feldschlacht. — Und unvermeidlich ist ein neuer Krieg — in Siebenbürgen, um die streitige Lehnshoheit über dieses Land, zwischen dem deutschen Kaiser und der hohen Pforte.

Auch in diesem Kriege bleiben die trefflichsten Maasregeln des Großvezirs ohne Wirkung. — Er entbietet den ergebenen Tatarchan mit dreißigtau-

sind Mann zum Türkenheer in Siebenbürgen. Auch diese große Verstärkung will nicht fruchten.

Da merkt der Greis, daß auch hier Kabalen die Kraft des Oberkommando's lähmen. Da macht er sich auf zum persönlichen Kommando, und nimmt im Hauptquartier den jungen Sultan mit, der ohnehin einer, jezt in der Hauptstadt ausbrechenden Pest entfliehen muß. Aber der Erhabene kann in Menschenhülle nicht mehr siegen.

Er ist am Ziele.

Nur bis Adrianopel hat er kommen können. Hier nimmt er mündlich kurzen Abschied vom Divan, und einen langen von Fatimen ohne Worte, mit den Wehen treuer Gattenliebe, die nur der Tod bereitet, und nur der Tod kurirt. — Noch eben zur rechten Zeit tritt jezt sein herbeigeeilter Sohn Achmed vor sein Krankenlager. Ihm drängt er noch den ganzen Schatz seiner Erfahrungen und Weisheitslehren kurz zusammen, und übergiebt ihm dann das große Reichssiegel zur eigenen Besorgung in die Hände des Sultans. — Und nun erfaßt er noch einmal sein fliehendes Leben, zu einem Briefe an den Sultan. Dessen Hauptinhalt geben die Worte:

„Opfere dein und deines Reiches Wohl nicht einem Herkommen auf, das sich nach den Umständen fügen muß, weil sich diese nicht nach ihm bequemen. Gieb das Reichssiegel in die Hände zurück, die es den deinen übergeben. Wenn du je in meine Aufrichtigkeit Vertrauen seztest, wenn du je an mei-

nen Beruf zum Großvezirate glaubtest, so höre meinen dringenden, meinen lezten Rath in meiner Todesstunde: Erhebe den treuen Erben meiner treu verwalteten Würde, erhebe meinen Achmed zu der Stelle, auf welche er sein Erbe zur Stüze deines Thrones, zum Segen deines Reiches machen wird." —

Er stirbt.*)

An den Fuß seines biographischen Monumentes auch nur einen Schriftzug ihm zum Lobe künsteln wollen, wäre frevelnde Entweihung seiner Todtenfeier.

Kellner.

*) Am 7ten März, 1663.

II.

Die Folgen von Rußlands Ziviliſirung.

Eine politiſche Skizze.

Da ſteht er nun der ungeheure Staaten- und Völkerkolos Rutheniens, den Einen Welttheil, die Wiege des Menſchengeſchlechts, ganz umfaſſend durch ſeines Umfangs Weite, auf dem andern; den erſten an Kultur und Macht, ſchwer drückend durch ſeine nach dem Weſten hin konzentrirten Kräfte! Wäre vor dem Großen Peter ein Prophet aufgeſtanden und hätte vorausſagen wollen dem abendländiſchen Europa Rußlands Größe, Rußlands Uebergewicht in der politiſchen Waagſchaale der beiden wichtigſten, reichſten und volkreichſten Erdtheile — würde er nicht verlacht worden ſeyn? — Doch was ein energiſcher Chef machen könne aus einer energiſchen Nation, hatte längſt gelehrt die Geſchichte dahin gefloſſener Jahrtauſende, und, indem Moskwa's Völker abgeſchüttelt hatten mit kraftvoller Hand der Mongolen und Tataren ſchimpfliches

Jach, hatten ſie den Nachbarn gezeigt ihre werdenden Schickſale und dem Okzident die Erwartungen kommender Zeiten.

Das ruſſiſche Reich beſaß von dem Augenblick an, da es ſeine Stelle unter den Hauptſtaaten einnahm, in Rückſicht auf die Baſis der Macht, ſchon Alles, was ein Staat vom erſten Range begehren und ſuchen kann, und mehr als andere oft nach Jahrhunderten glücklicher Anſtrengung erwarben. Sein ungeheurer Umfang, ſeine abgeſonderte Lage, die Unumſchränktheit ſeiner Regierung, ſeine großen militäriſchen Mittel, und die Furcht, die es ſeinen Nachbarn einflößte, gewährten ihm einen Grad von Feſtigkeit und Sicherheit, deſſen ſich jetzt außerdem Frankreich allein, in Europa zu erfreuen haben kann. Der Uebergang der Kultur auf Nationen, die bis dahin in der Barbarei lebten, iſt allemal ſchon an und für ſich nicht blos für die, welchen es unmittelbar zu ſtatten kommt, ſondern auch für die ganze kultivirte Menſchheit ein entſchiedener und großer Gewinn. Er vermehrt die Berührungspunkte unter den Menſchen, er erweitert die Sphäre ihrer Verbindungen, ihrer Thätigkeit, ihrer Kenntniſſe, er bietet der Induſtrie und dem Handel und der Mittheilung der Ideen einen neuen Schauplatz dar. Für keinen Staat aber wär ein fortdauernder Einfluß auf die Verhältniſſe und Angelegenheiten der übrigen, ſo wenig wahres Bedürfniß als für Rußland; und doch hatte nicht leicht einer im Innern

seines Gebiets, so viel kostbaren und mannigfaltigen Stoff, um sich, ohne alle gewaltsame Maßregeln, die wichtigsten Verbindungen mit allen europäischen Nationen, und die Quellen eines großen, beharrlichen und dennoch friedlichen Einflusses zu eröffnen. Daß daraus endlich eine allmählige Präponderanz entspringen mußte, ist wohl an und für sich klar.

Dies vorausgesetzt, ist es kaum zu berechnen, welch eine Wichtigkeit die Zivilisirung des russischen Reichs — vielleicht die größte Begebenheit der neuern Menschengeschichte nach der Entdeckung von Amerika — für das übrige Europa haben mußte. Rußland ward ein neues Band zwischen den kultivirtesten Theilen der Erde und so vielen rohen, aber gesegneten und reichen Ländern; dadurch wurde den Europäern der künftige Weg in das Innere von Asien eröffnet, und die trostreiche Aussicht gewährt, daß jene glücklichen Regionen, die des Menschengeschlechts Kindheit und Jugendalter sahen, einst wieder in die Gemeinschaft aller wahrhaft menschlichen Güter, die ihnen so lange versagt war, zurückkehren werden; und daß dieses Ziel wirklich erreicht werden dürfe in der Folge der Zeiten, dazu giebt der Lauf der Begebenheiten mit jeder neuen Generation gewissere Hoffnungen. Durch das russische Reich ist endlich die Besorgniß von einem neuen Einbruche barbarischer Völker in Europa, die noch vor nicht gar langer Zeit manchen aufgeklärten Menschenfreund beunruhigte, für immer zerstreuet;

und ſo wie weiland Polen, kann dieſes jetzt mit Recht als das propugnaculum contra Barbarorum impetus angeſehn werden, wenn es möglich wäre, daß die Nomaden des höhern Aſiens ſich noch einmal unter einem zweiten Attila, Tſchingis-Chan oder Timur vereinigen und die Geiſſel des Erdbodens werden könnten.

Die Bildung dieſer neuen groſſen Macht im Nord-Oſten mußte ferner die Staatsverhältniſſe mannigfaltig verwickeln, die politiſchen Kombinazionen in Europa erſchweren, die Plane und Gegenplane, die Angriffe und Vertheidigungskriege vermehren, und jener unruhigen Geſchäftigkeit, die unſer Zeitalter ſo auszeichnend charakteriſirt, eine neue Nahrung geben. Alles dies mußte in einem noch weit höhern Grade erfolgen, da Rußland, ſobald es ſich zu einiger Höhe emporgeſchwungen hatte, eine faſt ununterbrochene Unruhe offenbarte, und ohne Unterlaß die koloſſalſten Eroberungs- und Vergröſſerungsprojekte verfolgte.

Der Grund davon war leicht aufzufinden. Er lag in dem Rechte, das die Natur dem Stärkern verleihet, welches jetzt ſich zum oberſten Grundgeſetz des Staatsrechts erhoben zu haben ſcheint; er lag in dem Beſtreben des menſchlichen Gemüths, auf dem Wege übereilter, gewaltſamer Unternehmungen, in kürzerer Zeit und mit gröſſerer Leichtigkeit zu erreichen, was auf dem Wege der ruhigen, regelmäßigen Ausbildung, zuletzt zwar viel ſicherer, und

nach ächten Prinzipien, auch ehrenvoller, aber in jedem Falle langsamer und vielleicht beschwerlicher erreicht wird; er lag endlich in der Ungeduld und dem Ehrgeiz der Machthaber, die die Schätze, die vor ihren Füssen lagen, verschmähten, und ihr Haus unausgebaut stehen liessen, um Abentheuer in der Ferne zu suchen.

Die Tendenz der russischen Herrscher, sich einen unmittelbaren Einfluß auf die innern europäischen Staaten zu verschaffen, trieb sie mehr als einmal zu kühnen Maasregeln an, die ihre Nachbarn mit Unruhe und Schrecken erfüllten, die stärkern für das Gleichgewicht der Macht, die schwächern sogar für ihre Existenz mit Recht besorgt machen mußten. Die Eroberungs- und Theilungsprojekte, von denen ein grosser Theil auf die Rechnung Rußlands gesetzt werden darf, waren weniger noch durch ihre unmittelbaren, als durch ihre entfernten Resultate verderblich. Sie griffen das Fundament der politischen und gesellschaftlichen Sicherheit an: sie erschütterten und entkräfteten alle Maximen; sie machten es zweifelhaft, ob das Völkerrecht selbst nicht ein leerer, zur Bedeckung der Gewalt erfundener, im Geheim von den Mächtigen verspotteter Name war; sie gaben das Modell, den Vorwand oder die Entschuldigung für alle spätere Usurpazionen her, und verderbten endlich die öffentliche Meinung so sehr, daß man nur zu oft gesunde Politik und System der Gegengewichte, und Aufrechthaltung

oder Wiederherstellung des Gleichgewichts genannt, was eigentlich nichts anders als ein Mißbrauch der Gewalt und ein Spiel der Willkühr war. Doch war nicht Alles dies nothwendig, wenn Rußland in so kurzer Zeit das werden wollte, was es jetzt mit so vielem Glanze ist, das erste, größte, mächtigste, unabhängigste Reich des Erdenrundes?—

Mögen immerhin Andere behaupten, daß, wenn die Regenten dieses unermeßlichen Staats auf die Kultur ihrer Provinzen, auf die Zivilisirung ihrer Völker, auf die Benutzung ihrer eigenthümlichen Güter, nicht blos einen Theil ihrer Sorgfalt und Macht, wie einige unter ihnen es ehemals gethan haben, sondern anhaltend und ausschließend ihre ganze Thätigkeit verwendet hätten, Rußland ohne Eroberungskriege, eine der blühendsten Monarchien der Welt, und das Jahrhundert Peters des Ersten, und der Kaiserin Katharina, noch in einem viel höhern Sinne als jetzt, das Wunder von Europa geworden seyn würde. Offenbar bleibt es darum doch, daß wenn Rußland die Umstände nicht zu benutzen, die Konjunkturen, welche zufällige Zeitereignisse dazu boten, nicht zu seinem Vortheil glücklich anzuwenden verstanden hätte, es nimmer in der strahlenden Größe da stehen würde, die jetzt fast das Auge verblendet.

Immerhin wollen wir den Verfasser des Etat de la France sagen lassen: der Kaiser von Rußland gelte der mächtigste und weiseste Fürst seiner Zeit,

alters seyn, wenn er der hochtönenden Inschrift, welche die Schmeichler Katharinens auf das Thor von Cherson setzen liessen: „Dieses ist der Weg nach Konstantinopel" — die verständigere und glorreichere substituirt hätte: „die Kräfte dieses Reichs sollen forthin nicht mehr dazu dienen, es zu vergrößern, sondern zu regieren." Allein muß es nicht das erste Bestreben eines jeden Staatskörpers seyn, sich soweit auszudehnen nach allen Seiten hin, bis endlich natürliche Gränzen das Ende bestimmen und das vollendetste Arrondissement zu Stande kommt? muß er nicht, um der innern Thätigkeit den größten Spielraum zu verschaffen, alle Hindernisse fort zu räumen suchen, welche der Entwickelung der Kräfte im Wege stehen? —

Wer wird sich unterfangen zu behaupten, die Ausdehnung, die Peter der Große seinem Reiche durch die Akquisition der Ostseeprovinzen gab, sey nicht für das Wohl aller weiterhin nach Morgen liegenden russischen Länder von der äußersten Nothwendigkeit gewesen? Wer wird es tadeln, daß Katharina, Taurien ihrem Scepter unterwarf und dadurch ihre Provinzen nicht nur auf immer gegen die Einfälle der räuberischen Tataren in Sicherheit setzte, sondern auch den Produkten Rußlands einen neuen Absatzweg erwarb? Wer kann es Paul dem Ersten verdenken, daß er sich in den Besitz von Georgien setzte, um auch von der Südseite, zwischen dem schwarzen und kaspischen

Meere, dem Reiche ein feſtes Bollwerk zu ſchenken?

Zwar läßt es ſich nicht leugnen, daß die meiſten Plane der Nachfolger des groſſen Peter entweder gröſtentheils unmittelbar, aus einem unbegränztem Durſte nach Herrſchaft und Ruhm entſprangen, oder durch mißverſtandene Begriffe von dem Intereſſe und den Kräften eines Staats, zum Theil ſogar durch kosmopolitiſche Träume von der Wiederherſtellung glänzender Erſcheinungen der Vorzeit, erweckt wurden. Sie beunruhigten das nördliche und öſtliche Europa durch ihre Gränzenloſigkeit eben ſo ſehr als durch ihre Willkührlichkeit; ſie wurden die Veranlaſſung zu Kriegen, die ſelten auch nur der Schein eines rechtlichen Vorwandes begleitete; ſie ſtörten das Gleichgewicht muthwillig, weil kein wahres Bedürfniß ſie erzeugt hatte. So lange dieſe Plane ihre Herrſchaft behaupteten, mußte das ruſſiſche Kabinet ein beſtändiger Gegenſtand der Beſorgniſſe, der Wachſamkeit, der Kombinazionen und Gegenkombinazionen für alle benachbarte Mächte und für alle Staatsmänner ſeyn. Aber zugeben muß man es doch, daß ein groſſer Theil dieſer Kriege, und der in denſelben erfochtenen Siege, nicht wenig zum Glanz und zur Furchtbarkeit des Kaiſerreichs beigetragen hat, und daß Rußland vielleicht noch lange nicht in Europa zu dem Grad von Anſehen gelangt ſeyn würde, deſſen es ſich jetzt mit Recht erfreuen kann.

Wer wird es überdies wagen, die geheimen Trieb-

ſchein bei den Unternehmungen der ruſſiſchen Groß-herrſcher erſpähen zu wollen; ſind nicht vielleicht manche der geführten Kriege gut motivirt geweſen, die wir aus Unwiſſenheit ganz andern Urſachen zuzuſchreiben geneigt ſind? — Entſchuldigte nicht der Trieb der Selbſterhaltung manche Vergrößerungen, die ſonſt vielleicht unnöthig geweſen ſeyn würden? — — Würden nicht außerdem andere Mächte gewiß das Zuvorkommen geſpielt haben? — —

Wäre Karl der Zwölfte nicht bei Pultawa geſchlagen worden, hätte es ihm geglückt ſelbſt bis Moſkau vorzudringen und Peter den Großen im Herzen ſeines Reichs zu bekriegen — nimmer würde vielleicht mehr von einem ruſſiſchen Kaiſerreiche die Rede geweſen ſeyn. Der Schwede würde dann wohl geworden ſeyn, was der Ruſſe jetzt iſt, der Bär des rauhen Nordens, wie der große Friedrich von Preußen zu ſagen pflegte, den niemand wecken und reizen möge, wenn er ſchlummert. Aber hätte ſich nicht Peter im Laufe ſeines Glücks der Provinzen an der Oſtſee bemeiſtert, die jetzt gleich Brillanten in der Krone Rußlands ſchimmern; wer würde es ihm verbürgt haben, daß nicht ein zweiter Karl der Zwölfte auf Schwedens Throne einſt die Rolle des erſten wiederholt hätte? Was hätte nicht Katharina von dem dritten Guſtav zu befürchten gehabt, wären noch Ingermannland, Oeſtland und Liefland in deſſen Händen geweſen? —

Hätte die große Katharina nicht die kleine Tatarei dem Reiche unterworfen, würden die südlichen Provinzen Rußlands jemals zu dem Wohlstande, zu der Blüthe emporgekommen seyn, deren sie sich jetzt rühmen können, würde die Ukraine, das schöne, angebaute Land, den Handel im schwarzen Meer jemals so vortheilhaft für die ganze Menschheit gemacht haben? Hätte die Kaiserin nicht die Theilung Polens vermittelt, würde dieses unruhige Staatsleben nicht über lang oder kurz darnach eine Beute der benachbarten Mächte geworden seyn? und gieng man nicht unter Hertzbergs Ministerium in Berlin damit um, den König von Preußen auch zugleich zum König von ganz Polen zu etabliren? Die Polen waren leicht zu stimmen und schon halb mit diesem Plan einverstanden; die Sache würde geglückt seyn, hätte Hertzberg mehr Entschlossenheit gezeigt und wäre keine Katharina auf dem russischen Throne gewesen. Aber durch die Vereinigung Polens und Preußens zu Einem Königthum, welch ein neuen furchtbaren Nachbar hätte da nicht Rußland erhalten? und konnte man die Siege der polnischen Könige vergessen, als selbst Moskau sich in ihren Händen befand? —

Endlich ist ein erfreulicher Gedanke für den Kosmopoliten, daß alle die Länder, welche zur Vergrößerung des russischen Staatenkolosses dienen mußten, ihren Zustand, durch diesen Wechsel der Herrschaft, und diese Veränderung ihrer Verfassung, wirklich

unendlich verbessert haben. Der Handel der schwedischen Provinzen konnte erst dann seinen völligen Gang erhalten, als sie mit der ungeheuren Landstrecke im Rücken zu einem Reiche vereinigt wurden. Unter dem muhamedanischen Despotismus würden die reizenden, und von der Natur so gesegneten Gefilde der Krimm immer mehr zu unwirthbaren Steppen herabgesunken seyn, da ihnen jetzt die schönste Zukunft entgegenblickt. Und wer wird es leugnen, daß nicht Polen, Lithauen und Kurland unter dem russischen Scepter sehr gewonnen haben? —

Uebrigens hat durch die zahlreichen Projekte des russischen Hofs, durch das Glück, womit er viele derselben zur Ausführung brachte, und durch seine rastlose Thätigkeit und Beweglichkeit das politische System von Europa selbst wirklich keine große Stöße erlitten; nicht einmal das Gleichgewicht ist unter den Mächten zerstört oder wesentlich alterirt worden. Alle Veränderungen, die Rußland in dem politischen Verhältnissen bewirkte, lagen nämlich im Grunde doch insgesamt ganz außerhalb der Sphäre des durch den westphälischen Frieden gestifteten und befestigten Systems. Sie bezogen sich fast ausschließend auf die nördlichen Reiche von Europa und auf das Schicksal von Polen und der Türkei. Besonders wurden die beiden großen Fundamental-Artikel jenes Friedens, die innere politische Organisazion des deutschen Reichs, und das Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland nicht im geringsten dadurch afficirt.

Es suchten sich zwar die russischen Monarchen bei mehr als einer Gelegenheit einen gewissen Grad von Einfluß auf die häuslichen Angelegenheiten des deutschen Reichs zu verschaffen; aber bis zum Ausbruch der französischen Revolution war dieses Bestreben ohne allen Erfolg geblieben. Wer die neueste Geschichte kennt, der wird sich erinnern, welchen lebhaften Widerstand der Anspruch auf den Titel eines Garants des westphälischen Friedens, den Rußland durch eine gezwungene Auslegung einer Stelle des Teschner Tractats zu behaupten suchte, selbst zu einer Zeit, wo die Erhaltung der durch jenen Frieden gesicherten Verfassung schon äußerst problematisch geworden war, und Rußland offenbar beschützen und keinesweges zerstören wollte, an den meisten deutschen Höfen fand.

Betrachtet man auch das russische Reich in dem Zustande, in welchem die Kaiserin Katharina es beherrschte, so findet man leicht, daß seine wesentliche Macht damals den übertriebenen Vorstellungen nicht entsprach, die ein großer Theil der Zeitgenossen sich davon bildete. Seine Volksmenge, sein Reichthum und seine Einkünfte standen in keinem Verhältnisse, mit seinem Umfange, und mit dem Umfange und der Kühnheit seiner Entwürfe. Seine Armee war selbst der Zahl nach, nicht viel größer als die, welche Oestreich, Preußen, Frankreich, jedes einzeln, ins Feld stellen konnte; sie war ungleich schwächer in Proportion der Größe des Ge-

biets und in Rückſicht auf die außerordentliche Entfernung des Mittelpunkts der ruſſiſchen Monarchie von den Schauplätzen der größten Verhandlungen in Europa.

In der That war Rußland, trotz ſeiner imponirenden Stellung, nicht mächtiger damals als Frankreich, nicht mächtiger als Oeſtreich, vielleicht wenn es nicht blos auf die Maße der Kräfte, ſondern auch auf ihren Charakter, auf die Leichtigkeit ihres Gebrauchs, auf die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, auf die Zweckmäßigkeit ihrer Richtungen ankommt, nicht einmal viel mächtiger als Preußen. Ungeachtet der ungeheuren Vergrößerungen, die Rußland erhalten hatte, gab es alſo doch damals unter allen Umſtänden eine Macht, und mehr als Eine in Europa, die ihm, ſogar ohne Verbindung mit andern, das Gegengewicht halten konnte und wirklich fand dieſe Monarchie auch, wie uns die Geſchichte gelehrt hat, in ſeinen Unternehmungen, ſelbſt in ſeinen Lieblingsunternehmungen von mehr als einer Seite Schranken und ſehr wirkſame Schranken.

Die erſte Theilung von Polen ſcheint zwar mit dieſer Behauptung in Widerſpruch zu ſtehen (die folgenden waren mehr Reſultate von Umſtänden, die mit den Kombinazionen der Föderativ — Politik durchaus keine Gemeinſchaft mehr hatten): denn damals führte Rußland ſeine Plane in Gemeinſchaft mit den beiden Mächten aus, in deren abgeſondertem und ſtreitendem Intereſſe das kräftigſte Gegen-

gewicht seiner Unternehmungen und die Hoffnung einer fortdauernden Unabhängigkeit aller nördlichen und östlichen Staaten gesucht werden muß. Aber schon dieses vorübergehende Einverständniß zwischen Oestreich, Preußen und Rußland war ein seltenes und so zu sagen einziges Phänomen, das, jenseits des Kreises aller gewöhnlichen politischen Betrachtungen, durch außerordentliche Konjunkturen und durch das fruchtbare Genie eines der seltensten Männer aller Zeiten gebildet ward. An solchen Phänomenen scheitert allemal die politische Kunst: sie sind ihre Sieger, das Geheimniß ihrer Schranken und ihrer Ohnmacht. Ein Einverständniß, wie jenes war, kehrt vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder, es kann nie von Dauer seyn; es streitet, sobald man es sich als permanent denken will, mit der Natur der Dinge und der Staatsverhältnisse. Eine enge Verbindung zwischen Rußland und Oesterreich wird immer die Eifersucht Preußens und seiner jedesmaligen Alliirten, eine enge Vereinigung zwischen Rußland und Preußen wird immer die Eifersucht Oesterreichs und seiner jedesmäligen Alliirten erwecken. Diese Wahrheit wird noch einleuchtender, wenn man erwägt, daß das Einverständniß, wovon die Theilung Polens die Folge war, sich auf einen Gegenstand bezog, der zwischen den drei großen Mächten mitten inne lag, und in Ansehung dessen also ein gemeinschaftliches Interesse denkbar war. Aber es dürfte wohl schwer halten, im ganzen Umfan-

ze ihrer Wirksamkeit einen zweiten Gegenstand zu entdecken, bei welchem ein gleiches Verhältniß einträte, und der sie alle drei in einen gemeinschaftlichen Zwecke verbände.

Es gab also, selbst in dem Fall einer thätigen Allanz zwischen Rußland und der einen dieser Mächte, ein beständiges und unausbleibliches Gegengewicht; und daß dieses hinreichend war, um großen Störungen vorzubeugen, hat Rußland mehr als einmal, nie aber an einem so lehrreichen Beispiele als in seinem letzten Kriege gegen die Türken erfahren. Es gelang Katharinen damals, sich den Beistand Oesterreichs zu sichern. Ganz gegen alle vernünftige Politik nahm Joseph der Zweite an einem Kriege Theil, dessen glücklichster Ausgang nie seinem wahren Vortheil entsprechen konnte. Was er bei diesem Kriege zu gewinnen hatte, kam gegen die Gefahr, den größten und schätzbarsten Theil des ottomanischen Reichs in Rußlands Hände zu liefern, auf keine Weise in Anschlag. Auch ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Kaiser, in Augenblicken der Ruhe und des Nachdenkens, seine wahre Lage gefühlt hat, mehr als wahrscheinlich, daß er früher oder später, und gewiß vor der gänzlichen Auflösung der türkischen Macht, dem Unternehmen entsagt haben würde. Indessen verfolgte er es, so lange der erste Enthusiasmus sich erhielt, mit ungewöhnlichem Eifer; und es ist nicht abzusehen, was aus dieser gemeinschaftlichen Operation

für Resultate hervorgegangen wären, wenn nicht die Sorge für das Gleichgewicht von Europa auf einer andern Seite Widerstand entwickelt und der dringenden Verlegenheit der Pforte ein schnelles Ende gemacht hätte. Wir wollen kurz sehen, wie dies geschah.

Allen denen, welche schon im Geiste einen zweiten russischen Thron in Konstantinopel emporsteigen und Rußlands Riesenmacht verdoppelt sahen, gab die Geschichte dieses Krieges einen einleuchtenden Beweis daß die europäische Politik, selbst gegen die drohende Präponderanz dieses allgemein gefürchteten Staats nicht ohne Hülfsmittel war. Nicht blos Preußen rüstete sich gegen Rußland; sondern England sogar, England, das unter allen europäischen Staaten bei Rußland's Vergrößerung vielleicht am gleichgültigsten bleiben durfte, wurde die Seele eines anti-russischen Bundes. So fort waren alle Hoffnungen der beiden mächtigsten und ehrgeizigsten Monarchen von Europa vereitelt. Der König von Schweden trat, obgleich nur unvollkommen unterstützt, unerwartet als ein thätiger und gefährlicher Gegner von Rußland auf; er beunruhigte die Kaiserin im Herzen ihrer Macht; er setzte die Sicherheit ihrer Hauptstadt in Gefahr; er bewieß, daß selbst Staaten vom zweiten Range, von politischen Kombinationen begünstigt, die Unternehmungen der größten durch eine geschickte Diversion zu lähmen, oder doch zu erschweren im Stande sind. Von der andern Seite bedrohete

der König von Preußen die russischen Gränzen durch ein zahlreiches Truppenkorps, nachdem er durch die Reichenbacher Konvention die Stärke der Allianz gebrochen und Rußland isolirt hatte. Der Friede von Jaßy vollendete die Rettung der Pforte und nach so viel blutigen Siegen blieb Rußland von allen seinen Erroberungen nichts als die Stadt Okzakow übrig, nachdem dem Hause Oestreich kaum einige Fuß breit Landes an der östlichen Gränze zu einem bessern Arrondissement von den Türken eingeräumt worden waren.

Stark und befestigt genug war also das Föderativ System von Europa, um selbst einer russischen Präponderanz, so unwiderstehlich sie auch scheinen mogte, mit Nachdruck entgegen zu wirken; und Rußland durfte sich bei allen Vortheilen seiner Lage, bei allen seinen riesenhaften Dimensionen und anscheinend unerschöpflichen Machtquellen, bei allem Unternehmungsgeiste seiner Regenten, doch nur in den Schranken bewegen, welche die Regel des politischen Gleichgewichts ihm angewiesen und vorgezeichnet hatte. Das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich wurde übrigens noch weit weniger durch Rußland's Emporwachsen verrückt. Es erhielt vielmehr durch diese Begebenheit eine größere Konsistenz, als es jemals gehabt hatte. Da nämlich die Aufmerksamkeit und die Kräfte der beiden großen deutschen Mächte und besonders der östreichischen, nur immer vorzugsweise und

sehr oft ausschließend auf Rußland's Unternehmungen gerichtet waren) so konnte Frankreich desto weniger von den ihrigen zu befürchten haben. Keinem unter den großen Staaten von Europa aber war die Ausbildung der russischen Macht so wenig gefährlich und nachtheilig als Frankreich insonderheit.

Die Handelsverbindungen abgerechnet, welche die französische Regierung eben so gut wie die englische zu ihrem Nutzen hätte leiten und kultiviren können, wenn sie jederzeit ihr wahres Interesse verstanden und beherzigt hätte, (der Traktat, den ein geschickter französischer Negotiateur im Jahre 1787 zu St. Petersburg schloß, war ein deutlicher Beweis davon), gab es keinen unmittelbaren Berührungspunkt zwischen Frankreich und Rußland; und weit entfernt, das politische System von Europa zum Nachtheil des französischen Hofes zu stören, war die bloße Existenz der russischen Macht vielmehr eine bedeutende Schutzwehr des rechtmäßigen und wohlthätigen Einflußes Frankreichs auf die Verhältnisse aller westlichen und südlichen Staaten. Sie war, von dieser Seite betrachtet, nicht eine Ursache der Auflösung, sondern eine fortdauernde, stillschweigende, gleichsam negative Garantie des durch den westphälischen Frieden gegründeten oder bestätigten Gleichgewichts.

Allerdings konnten freilich die entferntern Revolutionen, die Rußland in der Türkei beabsichtigte

und in Polen wirklich zu Stande brachte, für Frankreich nicht gleichgültig seyn. Aber daß diese Revolutionen versucht, und bis auf einen gewissen Punkt ausgeführt werden konnten, hatte seinen Grund in zufälligen Umständen, in der Unfähigkeit und den Fehlern derer, welchen die Angelenheiten Frankreichs anvertraut waren. Es ist heut zu Tage allgemein anerkannt und bekannt, daß das französische Ministerium durch eine zeitige Intervenzion, die erste Theilung von Polen verhindern konnte, und daß selbst der östreichische Hof sich dieser Theilung widersetzt haben würde, wenn jenes Ministerium nicht ausdrücklich erklärt hätte, daß es sie mit Gleichgültigkeit betrachtete. Es ist nicht weniger gewiß, daß es dem Ausbruch des letzten Türkenkrieges vorbeugen, oder, wenn dies nicht möglich gewesen seyn sollte, die Pforte wirksam unterstützen konnte, wenn damals nicht der Anfang der innern Gährungen Frankreichs seine Kräfte gelähmt und seinem Einfluß Schranken gesetzt hätte.

Der Eintritt des russischen Reichs in das politische System von Europa ist also keine von den Begebenheiten gewesen, die dieses System in seinen Grundflächen verletzt, und die völkerrechtliche Verfassung gänzlich untergraben haben. Die wesentlichen Resultate des westphälischen Friedens blieben unberührt; besonders blieb Frankreich genau auf der Stelle stehen, welche der westphälische Friede und die spätern Traktate, die diesen Frieden befestigten

und modifizirten, ihm angewiesen hatten; die gro-
ßen politischen Verhältnisse wurden durch Rußland
zwar mächtig ausgedehnt und vielfältig komplizirt,
aber keinesweges unheilbar verrückt, oder wesentlich
und nothwendig gestört; vielmehr ist es gewiß, daß,
wenn man dieses neue Gewicht mit Weisheit zu be-
nutzen verstanden hätte, das Völkerrecht und die
föderative Verfassung von Europa darin eine neue
Basis ihrer Festigkeit und gewissermaßen ihre letzte
Vollendung gefunden haben würden.

„Aber was bisher nicht geschah, wird vielleicht
in der Zukunft möglich seyn!" ruft hier fürchtend
der westeuropäische Politiker aus. Der Nazional-
reichthum, die Volksmenge, die Macht Rußland's
haben seit der Zeit in einem solchen Maße zuge-
nommen, daß alle Statistiker staunend den großen
Nordkoloß betrachten müssen. Nur funfzig Jahre
Frieden und das an räumlicher Ausdehnung so un-
ermeßliche Reich wird eben so unermeßlich an inten-
siver Kraft seyn. Die schönsten Provinzen des eu-
ropäischen Theils sind bei mäßiger Bevölkerung im
Stande, allein hundert Millionen Menschen zu er-
nähren; und werfen wir unsere Blicke auf das süd-
liche Siberien, so erscheinen uns Strecken von der
Größe Europa's, die nur die arbeitsame Menschen-
hand zu erwarten scheinen, um zu den blühendsten
Provinzen emporzusteigen. Rußland verspricht also
in Zukunft einst nicht nur alle Reiche der Welt nicht
nur an Umfangsgröße sondern auch an Menschen-

menge weit hinter sich zurückzulassen und wenn die Macht eines jeden Staats von der Zahl der Bewohner abhängt, so muß dieses Kaiserthum im Laufe der Zeit eine Präponderanz erhalten über alle übrigen Länder der Erde, wovon die Weltgeschichte kein ähnliches Beispiel in den Annalen der Völker aufzuweisen haben wird.

Man könnte, um diese Besorgniß zu vermindern, darauf aufmerksam machen, daß die Staaten Europa's, in gleichem und vielleicht noch größerm Verhältniß, an Macht, Reichthum und Volksmenge wachsen müssen. Oestreich kann innerhalb seines Gebiets noch ganze Reiche und Provinzen erobern, wenn es seine westlichen Länder, die an Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Erdbodens keinen andern des Welttheils nachstehen und wenn sie auch die gesegensten wären, zu einer größern Kultur bringen und aufhören will, sie so stiefmütterlich zu behandlen. Ungarn allein könnte alsdann leicht 50 Millionen Menschen ernähren und die Küsten Dalmatiens und Istriens würden dann nicht mehr so öde da liegen sondern den Schauplatz zu neuen unermeßlichen Handelsthätigkeiten darbieten. Die östreichische Monarchie würde dann endlich eine Macht seyn, die jeder andern, bei ihren unvergleichlichen natürlichen Gränzen, gewachsen seyn muß, wenn diese ihr auch mehrmals an Stärke überlegen wäre. Denn würde sie auch nicht offensiv verfahren können, so könnte sie doch defensiv jedem Feinde hin-

länglich die Spitze bieten. Preußen wird seine intensiven Kräfte immer mehr vermehren und wenn es sich mehr zu arrondiren Gelegenheit findet und in der Kultur, worin es einen so beträchtlichen Vorsprung vor Oestreich hat, in steigender Proportion seine Fortschritte zu machen fortfährt, diesem völlig an die Seite gesetzt werden können.

Das Bündniß und die Freundschaft zwischen Rußland und Oestreich kann, der Natur der Sache nach, nur so lange von Dauer seyn, als im Osten und Süden noch Länder zu theilen sind und die Türkei noch vorhanden ist. Ist die Herrschaft der osmanischen hohen Pforte zu Grabe getragen; so vereinigt nichts mehr beide Mächte zu einem gemeinschaftlichem Interesse und beide sind sich dann natürliche Feinde, so wie es fast immer Nazionen sind, die eine weite gemeinschaftliche Gränze haben. Die Macht der Nothwendigkeit und der Trieb der Selbsterhaltung wird, wenn dieser Zeitpunkt gekommen ist, Oestreich und Preußen zwingen, ihr Heil nur in einer ununterbrochenen Of- und Defensiv-Allianz mit einander zu suchen: denn, umgeben von Osten von dem russischen und gegen Westen von dem französischen Kolos, werden sie sich nur in dem Falle erhalten können, wenn sie einig bleiben, und jeder Macht durch die eine Gefährdung ihrer Rechte bedroht, wird mit gemeinschaftlichen Kräften Täte bieten.

Frankreich und Rußland werden immer suchen, so viel als möglich von einander entfernt zu blei-

den; beiden wird also an der Erhaltung der beiden Zwischenmächte Oestreich und Preußen gleichviel gelegen seyn. Sollten aber diese durch eine von jenen bedroht werden, so wird gewiß die andere ihnen zu Hülfe eilen. Daß Deutschland im entgegengesetzten Falls eine Theilung, gleich dem ehmaligen Polen, bevorstehen könne zwischen Rußland und Frankreich, scheint wenig wahrscheinlich: denn das erstere Reich wird, wenn es sich weiter ausbreiten will, gegen Süden bessere und vortheilhaftere Gelegenheit dazu finden als gegen Westen und Frankreich sich schwerlich jemals über den Rhein hin zu erweitern suchen.

In Europa wird sich übrigens das russische Reich nicht leicht vergrössern können, ohne daß die drei andern Hauptmächte des festen Landes in gleichem Verhältnisse wachsen. Vielleicht dürfte Preußen noch der östreichische Antheil von Polen zu Theil werden, wenn der Kaiser es bequemer finden sollte, alle seine Staaten diesseits den Karpaten zu haben und eine größere Strecke nach Osten nebst dem ganzen Donauthal bis zum Ausfluß dieses großen Stroms ins schwarze Meer zu besitzen. Die kleinern deutschen Staaten werden ohne Zweifel nach und nach immer mehr mit den größern vereinigt werden und endlich ganz mit ihnen zusammenfallen. Frankreich aber möchte seinen Eroberungen wohl nicht eher Ziel setzen, bis das ganze westsüdliche Europa ihm unterthan ist.

Frankreich, Oestreich und Preußen werden also der russischen Herrschsucht, im Fall sie von dieser mit Verschlingen bedroht würden, immer mit der Zeit eine Masse von wenigstens 200 Millionen Menschen entgegensetzen können: denn das westsüdliche Europa wird gewiß noch hundert Millionen ernähren können und die Länder, welche Oestreichs und Preußens Gebiet ausmachen, eben so viel. Eine solche Masse aber wird jeder andern, sey sie auch noch so ungeheuer, leicht widerstehen können und sie, wenn sie einig bleibt, zu unterjochen, kann nur unter gewissen zufälligen Umständen als militärisch möglich gedacht werden.

Das westliche Europa und selbst Deutschland kann also ruhig seyn bei Rußland's wachsender Größe und Macht. Seine Zivilisirung aber wird von Jahr zu Jahr wohlthätiger werden für die Deutschen und uns mit neuen Segnungen beglücken. Durch den russischen Handel vergrößert sich jährlich der Flor der Leipziger Messe und mehrere große deutsche Kommerzialstädte verdanken ihm die ergiebigsten Nahrungsquellen. Die ehmaligen Hanseestädte Hamburg, Bremen, Lübeck, Danzig und so viele andere Seeplätze unsers Vaterlands füllen sich stets in steigender Proporzion mit Waaren von und nach Rußland und die Menge Kaufmännischer Geschäfte zwischen Deutschland und dem Norden nimmt mit jedem Jahre noch zu.

Auch weiß die jetzige aufgeklärte Regierung Rußlands die Verbindung zwischen beiden Nazionen aufs eifrigste zu befördern. Deutsche Gelehrte, Künstler und Handwerker, Lustreisende aus Stande, Kaufleute und Kolonisten wandern in weit gröſserer Zahl als je und als aus irgend einem andern westlichen oder südlichen Lande in Rußland ein. Die deutsche Literatur gewinnt im Innern des großen Kaiserthums immer mehr an Ansehn und dem vaterländischen Buchhandel sind dadurch wieder von neuem unzählige Flüße eröffnet, durch die er seine Produkte fortströmen lassen kann. Auf den vielen neu etablirten russischen Akademien erhielten Deutsche die wichtigsten Lehrstellen in allen Fakultäten, und die Zahl der deutschen Schriftsteller auf russischem Grund und Boden mehrt sich stets. Russischen Seeleuten haben sich deutsche Naturforscher zur Weltumsegelung bis in die entferntesten Regionen anvertraut und zu Lande werden von St. Petersburg aus, deutsche Antiquare und Physiker in die innern unbekannten Gegenden des Reichs nach allen Seiten und Himmelsstrichen hin verschickt, um die Wissenschaften durch neue Thatsachen zu bereichern und Data zur Kunde der Vergangenheit und Gegenwart zu sammeln.

Dagegen bilden sich in Rußland selbst seit Alexander's Regierung Zöglinge, um auf deutschem Grund und Boden ihre Studien zu vollenden, zahl-

reich finden sie sich bereits wieder auf unsern Universitäten ein, und Deutschland wird jetzt in seiner ganzen Ausdehnung von beobachtenden und wißbegierigen Männern aus jenem Reiche durchreist. Laut verkündigen sie Alexanders Ruhm, Alexanders wohlthätige Regierung und staunend bewundert der Kosmopolit, was einem das Gute allein wollenden Monarchen des größten Erdreiches in so kurzer Zeit zu vollbringen möglich war.

Unsere Schriftsteller haben redende Zeichen der Kaiserlichen Huld, nebst ehrenvollen schriftlichen Aufmunterungen erhalten und der erhabene Kaiser zeigt in allen Stücken, wie sehr er deutsche Gelehrsamkeit zu schätzen und zu würdigen verstehe. Die Schauspieler unserer Nazion eilen nach Petersburg und Moskau, zum glänzendsten Debüt; dort werden sie die sichersten Belohnungen für ihre Kunstbestrebungen einerndten, die beste Verehrung ihrer Talente finden. Zwischen den gelehrten Gesellschaften beider Völker ist endlich eine zweckmäßige Korrespondenz im Gange und gegenseitig beeifert man sich, seine Entdeckungen nnd Erfindungen zutrauungsvoll mitzutheilen.

So wandelt dann hin Russen und Deutsche, gleich einem edlen, nimmer die geschwisterliche Eintracht verletzenden, Brüderpaar, den Weg zur Vervollkommnung — zur Vollendung. Nimmer möget ihr vergessen, was ihr einander schuldig seyd,

wie eng die Banden sind, die euch verknüpfen. Möge Rußland nie aufhören, Deutschland's Schutz zu bleiben, und stets sich erinnern, daß es Deutsche waren, denen es die ersten Sprößlinge seiner Kultur einst verdankte.

III.

Parallelen in Erinnerungen. Aus der orientalischen Pflanzenwelt.

Wir sehen, nach Charakter und Beruf gar sehr verschieden, allerlei Gestalten in den unbestimmteren Natur-Intaglio's unserer Schiefersteine, in den räthselhaften Configurationen mannigfach in und durch einander angeschossener Krystalle, und vorzüglich in den wundersamen Tropfstein-Gebilden unsers Occidents.

Da findet die Andacht Priester und Altäre, Engelköpfe, Glori[illegible] und Crucifixe; da strahlen dem Ehrgeizigen Ordenskreuze, dem Herrschsüchtigen funkeln köstliche Diademe, strecken sich mächtig gebietende Szepter vom Boden hinan oder vom Deckgewölbe herab; und dem Kriegergeiste blitzen altrömische Lanzen und Schwerder oder neufranzösische Bajonette.

Doch liegt hier die Aehnlichkeit mehr in dem besondern Sinne des Beschauers, als in den beobachteten Objekten. Woher sonst der Streit ohne En-

de, das ist, ohne allbefriedigende Entscheidung? — Configurationen, die dem Einen Menschengestalten dünken, schienen dem Andern aufgerichtete Affen oder Bären; und der Dritte hält sie gar nur für unförmliche Pfeiler, deren einige auf zwei kleinere gestellt, an jeder Seite einen herabhängenden Auswuchs, und auf der Spitze eine Art von Kugel oder abgestumpften Kegel haben. Der Eine sieht einen Kaisermantel, wo der Andere eine Toge, der Dritte einen Mönchshabit wahrnimmt, und der Vierte den vom Scheitel bis zur Ferse umhüllenden Schleier einer Harems-Bewohnerin erblickt.

Das einzige Gemeinsame dieser Stalaktiten mit uns allen, wäre wohl ihre vergängliche Dauer, und ihr unaufhörlicher Formenwechsel. Sie zerfallen oft gar schnell, und vergrößern sich beständig durch tropfenden Anguß, und verkleinern sich durch Abfall der von ihrem Schwerpunkte zu weit entfernten Ansätze. Auch schlägt mancher Liebhaber ihrer Bruchstücke von ihnen gewaltsam ab, so viel er losbringen und transportiren kann.

Aber von zahllosen mehrern Seiten verwandt ist unsere innere Welt, mit dem Kampfe der freien wie der gebundenen Elemente, mit den Naturgesetze dieses Kampfes, und — mit dem allen unsern Sinnen gegenwärtigen, organischen Regen und Wirken der Pflanzen*)

*) Daß das Thier- und Pflanzenreich weit sprechendere Hieroglyphen-Abformen unserer Selbst als die Minerale

Wir wandeln unter dieſen feſtgewurzelten organiſchen Naturen, wie in dem Pronaos einer heiligen Bilderſchrift, welche — nicht die arme Weltweisheit endlicher Geiſter mit todten Linienzügen — ſondern die Welten regierende des Unendlichen, mit lebendigen Formen und deren eigenthümlichen Veränderungen, uns zur Lehre niederſchrieb. Wenn eine reine erhaltene Fantaſie unſere wichtigſten innern Zuſtände in den Formen und Bewegungen der ganzen Außenwelt ſinnbildlich wieder findet; oder, im Chateaubriands kühner Metapher zu reden, wenn die ganze außermenſchliche Schöpfung, im moraliſchen Geſichtspunkte betrachtet, nichts anders iſt als Gottes Imagination, anſchaulich dargeſtellt: denn gilt dies beſonders von der Pflanzenwelt.

Nicht der flüchtigſten Anſicht entgehen hier, die vielen treuen Embleme von den weſentlichſten Eigenheiten unſerer Alter und Temperamente, unſerer Stimmungen in den Hauptzuſtänden des Körpers und den bedeutendſten Situationen des geſelligen Lebens — und der beiden Geſchlechter unſerer Gat-

enthalten, iſt gewiß ſchon längſt vor aller ſyſtematiſchen Claſſification bemerkt worden. Uns nun doch den Mineralen wenigſtens einen der Menſchennatur verwandteren Namen zu geben, benannte man deren manche nach ihrer ſchwachen Aehnlichkeit mit vegetabiliſchen und animaliſchen Produkten. So giebt es denn Eiſenbohnen, Eiſenblüthe, Adlerſteine, Bergmilch ꝛc.

tung in ihren mannigfach abgestuften Verhältnissen zu einander. Tragen wir nicht z. B. die Blüthen und Früchte der Gewächse, ihre Wurzeln, ihre Zweige, den festen Stamm, das schwankende Rohr und die umarmende Rebe ꝛc. auf uns; und wieder umgekehrt unsere Wildheit und Verödung, unsere höchste Güte und Verwilderung ꝛc. auf jene über; und wissen kaum noch, daß wir bildlich reden?

In den wärmern Erdregionen — wo Licht und Lebenswärme, und der regste Kreislauf des Leben treibenden Sauerstoffes, alle Wesen durchdringen; wo das fruchtbarste Klima ohne sonderlichen Wechsel den Thiermenschen sp. freigebig nähret, daß er entweder, wie jenseits der Sahararüste, seiner höhern Bestimmung fast ganz vergißt; oder doch, wie in der Barbarei und dem warmen Orient, auf einer erklommenen Mittelstufe festbehauret.*) — da schrieb die Natur von ihrer Pflanzen-Hieroglyphik die gehaltreichsten Züge nieder.

Ich bitte um Erlaubniß, hier einige der noch minder bekannten näher zu beschreiben:

* * *

Jeder, nicht gar zu leichtsinnige Mensch, fühlt sich bekanntlich beim Anschauen des gestirnten Nacht-

*) Ueber eine merkwürdige Ausnahme von dieser Regel der klimatischen Geschichte der Menschheit, berufe ich mich auf meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift, Heft 3, St. 4. S. 401. — 414.

himmels von dem erhabensten Unendlichen seiner eigenen Natur, von seiner ewigen moralischen Bildsamkeit, mächtig ergriffen, selig durchdrungen! Ungestört geht er in seine höchste Bestimmung ein, wenn die tiefsten Schatten alle vergängliche Reize des Endlichen seinem Auge überdecken, und die feierliche Stille der Natur ihm die Stimme Gottes hörbar macht, und deren Wiederhall in leisen Blätterflüstern und fernen Wogenrauschen höherer Lüfte ihn noch tiefer in sich selbst versenkt. Kurz, der bessere Mensch steht in durchwachten Sternennächten mit allen seinen Gefühlen, Planen und Entschlüssen, in der schönsten Blüthenhoffnung seiner Menschenwürde.

Diesen Zug unsers Wesens bezeichnet die Vegetation des Orients mit einem Baume, welchen Türken, Araber, Perser, Malayen ꝛc. sehr verschieden, und unsere Missionarien den Trauerden nennen.

Den Kirschbäumen nicht unähnlich gestaltet, nur von höherem Wuchse, blüht er mit weißen, orangeblüthe-förmigen Blumen, die am Fuße ihres Kelches röthlich schimmern, und wie unsere Nachtviolen duften. Nur in der Nacht, aber sein ganzes Leben durch, in jeder blüht er so und duftet — und seine Blüthen sind auch seine Früchte. Indem die letzte Dämmerung entweicht und die ersten Sterne noch vereinzelt blicken, öffnet seine Krone auch schon hier und da vereinzelt Blumenknospen. Und wie die Nacht sich dichter drängt und die Sterne

ſchauenreicher blühen, wird auch ſeine Krone blüthenreicher, und endlich ſo dicht zu einem herrlichen Ganzen überfüllt, als wäre der ganze Baum nur eine Blume — die Blume einer Welt, gegen welche unſere Erde wirklich nur ein Spielball ſcheinen würde. Und wie vor dem kommenden Morgenrothe die Sterne mehr und mehr erbleichen, ſo fallen mehr und mehr, und endlich vor dem erſten Strahl der jungen Tagesſonne, alle ſeine Blumen ab. Ein Leichentuch von Blumenſchnee bedeckt den Boden um ihn her, und ſcheintodt ziehen alle ſeine Blätter ſich zuſammen. Rettungslos hinſterbend, ſieht nun der Baum am Tage aus, während er doch raſtlos wirkſam für die nächſte Nachtfeier neue Blumenknospen in gewohnter Menge treibt und zum Entfalten ſchwellen läßt.

Man darf ſeinen Stamm nahe an der Wurzel fällen, und dieſe treibt unglaublich ſchnell einen neuen Baum empor, der bald wieder blüthebuftend Nächte feiert. Gleich dem edlen Menſchen, den der Wetterſchlag des Schickſals wohl auf kurze Zeit beugen, doch nicht hindern kann, ſich dann wieder in gewohnter Hoheit aufzurichten.

Und wie deſſelben, auch noch ſo arg verletztes, Zartgefühl, nicht ſeine Selbſtſtändigkeit verliert, ſondern in jedem angemeſſenen Boden wieder wurzelt und neue Keime zu würdigen Thaten entwickelt; ſo darf man von jenem Baume, ſonder alle Schonung, Zweige ſchneiden oder reißen und in die Er-

de ſenken; die Verwundeten heilen ſich wurzelnd wieder, und zeugen wachſend unverkennbar von ihrem edlen Stamme.

In ſeiner Nähe findet ſich nicht ſelten ein ſehr ähnlicher Baum; vermuthlich eine entartete Seitenlinie deſſelben Art. Man nennt ihn auch den Trauernden. Auch er blüht und duftet, ſo lange er lebt, — wenn gleich weit minder ſchön, und am Tage nur; und ruht wie abgeſtorben in der Nacht.

Er bezeichnet deutlich jene Menſchenklaſſe, welche ſich nur für die eine Erdenſonne geſchaffen wähnt, und unter der ſichern Feier zahlloſer Sternenſonnen — nur zu ſchlafen weiß.

* * *

Man kennt den Rieſen aller Bäume, den Baobab im heißen Afrika. Erdwärts beugt er ſeine ſchlanken Aeſte vom hohen Wipfel nieder, damit ſeine Zweigesſpitzen Wurzeln ſchlagen. So erbaut er denn allmählich eine Stadt von dichten Laubenhäuſern, in denen ſich die Neger vor der Sonnenglut geſchützt, behaglich lagern; durch deren Blätterdickigt aber nur ein ſehr matter Wiederſchein vom Sonnenlichte dringt, und nichts vom Himmelsblau zu ſehen iſt.

Oſtindiens Wurzelbaum, nicht ſo rieſenhaft, doch majeſtätiſch groß, läßt umgekehrt aus ſeinen weitgreifenden Wurzelaſten Zweige ſchießen die ſich mit ihren Beeren an der Krone verſchlingen. Auch

hier wölben ſich Laubengänge, die vor der Hitze ſchützen, ohne doch dem Lichte von oben, und dem Blicke nach oben zu wehren. Sie bilden einen verketteten Bau durchbrochener Tempelkuppel auf Säulen ruhend, deren Schaft, Poſament und Kapital lebendige Natur iſt, und unter welchen auch die Malabaren ihr Gebet verrichten und ihre Opfer bringen.

Wie mancher Menſch beugt, wie der Baobab, ſeine himmelſtrebenden Kräfte erdwärts nieder, und mag ſeine Engelanlagen nur für eine wachſend behagliche Thierheit nutzen. Dagegen erhebt ſich, gleich dem Wurzelbaume, aus manchen Menſchenkräften, die man zuverſichtlich nur dem Dienſte der Erdſcholle zugeſchaffen glauben ſollte, jener Engelſinn, deſſen lautere Gefühle ſo rührend lebhaft an die nahe Gegenwart des Allheiligen erinnern.

Ob es im großen Garten Gottes mehr Baobabs oder mehr Wurzelbäume giebt, und wie jene eine Entartung dieſer, und letztere eine Veredlung jener ſind; darüber geziemt keiner Mitpflanze dieſes Gartens eine Stimme.

* * *

Der Okzident des heißen Himmelsſtrichs, das nördliche Südamerika, hat mit dem Oriente derſelben Zone buntblumige Rankengewächſe gemein, die den beſchatteten Wald- und den lichten Wieſengrund mit einem ſchimmernd prunkenden Teppich

ſchmücken, und die herrlichſten Bäume todſaugen, an denen ſie ſich zu prächtig durchbrochnen Säulen oder Pyramiden, oder feierlichen Triumph-Portalen auf und nieder winden.

Sind wen benut in der Menſchenwelt die Rankengewächſe nicht, die eben ſo am Boden kriechen, und doch prunkend imponiren, und das Verdienſt todtſaugen, an welchem ſie zur Scheinhoheit ſich aufzuſchlingen wiſſen.

* * *

Auch die Pflanze Betel, deren Blätter man in Oſtindien ſtets mit Arekanüſſen kaut, um gewiſſe endemiſche Krankheiten von ſich abzuhalten oder zu kuriren; und insbeſondere, um dem Kuſſe der Liebe einen feinen Hochgenuß zu geben; — auch dieſe Pflanze wächſt rankenförmig, nährt ſich aber nicht genügſam, wie jene todſaugenden Schmarotzergewächſe, ſondern unſchuldig wie unſere rankende Rebe, unſer kletterndes Geisblatt ꝛc. von Licht, Luft und den Säften des Bodens; kurz, von den Gemeingütern der Erde.

Merkwürdig iſt ihre unverſöhnliche Antipathie gegen die Baumfrucht Durion. (Die Lüſtlinge des Orients bedienen ſich bekanntlich dieſer letzteren zur Aufreizung jenes Triebes, deſſen reinthieriſche Befriedigung ſie, und alle Thiermenſchen, Liebe nennen.) Sorgfältig meiden die Betelranken jeden Durionbaum, und noch im Tode widerſtreben ſie

feinen Früchten. Abgepflückte und noch ſo geſunde Durions, zu Wenig Betel gelegt, müſſen ſchnell verderben. Oft ſchon ſah man ganze Schiffsladungen von ihnen eiligſt dahinfaulen, blos weil eine Hand voll Betel unter ſie gerathen war.

Dieſe Hieroglyphe legt ihren Sinn zu offen dar, um mir auch nur ein Wort Deutung zu erlauben. — Schlüßlich beziehe ich mich hier (bei dem Liebesdienſte, den der Betelduft, der orientaliſchen Liebe leiſtet) nur wieder auf die Art von Geruchskultur, die ich *) an unſerm ſteigenden Kulturreichthume noch vermißte.

Kelbner.

*) Im erſten Abſchnitte dieſer Parallelen.

IV.

Der verlorne Freund.

Einige Punkte aus der Selbstbiographie eines weiterfahrnen Muselmanns.

Das Schicksal hatte mich schon bei der Geburt mit Reichthümern und Gütern der Erde überschüttet; üppig und glänzend konnte ich meine Tage beginnen und fröhlich einem sorgenfreien Alter entgegensehen. Da war nichts, was ich wünschte, das ich nicht bereits gehabt hätte, keine Neigung, die nicht Befriedigung im vollsten Maße finden konnte. Doch wer kann die Fügungen des Himmels ergründen, welcher Späher der Zukunft seine Wege zum voraus ahnden? Ein schweres Unglück sollte seine Last meinem schwachen, nur auf vollgestopften weichen Divanspolstern zu liegen gewöhnten Rücken aufladen, und ein reiches Füllhorn von Leiden über

des Reichen Haupt ausgegossen werden. Mit kindlicher Anhänglichkeit hatte ich mich einem Menschen ergeben, den ich Jahre lang für den ersten meiner Freunde, für den Liebling meines Herzens, für mein Alles hielt, den ich mit einer Innigkeit liebte, wie nur bei Menschen von der zartesten Organisation und dem weichsten Herzen möglich ist. Und dieser Freund war ein Treuloser, der nur Liebe mir geheuchelt, mich um das Göttlichste im Menschenleben, um die Freundschaft betrogen hatte! Wer mein Geld, meine Juwelen, meine Perlen stiehlt, thut es entweder aus Leichtsinn oder aus Noth und ach! wie gern verzeihe ich ihm! Wer aber einen Diebstahl an meinem Herzen verübt, der ist nur der Hölle werth. Ohne Gründe zu verdammen den ehmaligen Busenfreund, wäre grausam — unverantwortlich gewesen; ach! ich suchte Alles herbei, ihn zu entschuldigen, seine Blösen nur etwas zu bedecken, aber umsonst. Ich hatte die offenbarsten Beweise in Händen, daß er stets ein Mistrauen gegen mich gehegt, nimmer meine Aufrichtigkeit durch Aufrichtigkeit erwiedert hatte. Seine letzten Thaten hatten mich vollends überzeugt, daß er nichts weniger als Achtung, vielmehr nur Verachtung verdiene.

Jusuf war der Name des Niederträchtigen, der mich um die edelste meiner Empfindungen betrog; aber wenn mein Verstand ihn auch zu verab-

ſchenen gebot, zog mich doch mein Herz faſt unwillkührlich noch zu ihm hin, obgleich unſer Umgang längſt aufgehört hatte. Die hohe Reizbarkeit meines Gemüths, die Lebendigkeit meiner Phantaſie, das Schwärmeriſche, Leidenſchaftliche in allen meinen Handlungen.... Alles dies wirkte bei dieſer Gelegenheit ſo mächtig auf mein Innerſtes, daß die Natur endlich unterlag und ein hitziges Fieber alle meine Nerven durchglühte. Als ich endlich nach einem langen gefahrvollen Krankenlager wieder genaß, fing die ſchwarze Verrätherei des Menſchen, für den ſonſt bei mir keine Aufopferung zu groß geweſen ſeyn würde, an, allmälig mein Herz zu verhärten und mein Gemüth zu verbittern. Mit Bitterkeit dachte ich bald nicht mehr allein an den verlornen Freund, alle Menſchen glaubte ich haſſen zu müſſen; und zuletzt ergriff ich den Wanderſtab und verlies Stambul, um jene unwirthbare Gegenden zu durchirren, deren hungrige Bewohner von der Natur als Stiefkinder behandelt, ewig alle feineren Genüße entbehren müſſen und verurtheilt ſind in Armuth, Elend und Sklaverei zu ſchmachten.

Als ich Armeniens äuſſerſte Gränzen durchzog, ſah ich die Bewohner der armſeligen Dörfer, bei ihrer reichen Weinleſe, tanzen, lachen und trinken — das erfüllte mein Herz mit Entſetzen und Unwillen, und ich wünſchte in meinem Menſchenhaſſe: Gift möchte in ihren Bechern ſchäumen, und Trauer ihre

Mute Freude verstummen machen! — Ich durchstrich Mesopotamiens liebliche Gefilde, ohne auszuruhen und ohne fast dem Schlafe zu gefallen, meine Augen zu schließen. Die Natur, die das unbefangene Herz mit Ruhe und Zufriedenheit erfüllt, zeigte sich hier meinen Augen mit ihrem reichsten Schmuck geziert. Das reizte meinen Spott. „Mutter der Thoren!“ rufte ich aus, „kannst du so prächtig dich schmücken, um Undankbare zu bereichern? Deine Kinder sind Schlangen, die Du in deinem eigenen Busen ernärst! Du wirst ihre tödtlichen Bisse empfinden, wenn Du sie mit deinen Wohlthaten wirst überschüttet haben!“

Die Vögel sangen in den Gehölzen; die Bäume beugten sich unter der Last ihrer goldnen Früchte; lieblich rauschten die Bäche und singelnd eilte der Ackermann zu seiner Arbeit. — Aber mein Herz blieb verschlossen, und Kettengerassel und das Winseln gepeitschter Verbrecher würde für mein Ohr eine reizendere Musik gewesen seyn; und in der Erbitterung meines Gemüths fluchte ich der Erde, deren fruchtbare Gefilde mein flüchtiger Fuß durchirrte.

Ich kam in das wüste Arabien, in die Ebenen Palmyra's — und hier erquickte der Anblick des Landes mein von dem Kummer so tief verwundetes Herz zum erstenmale wieder: denn ich sah eine Öde mit Ruinen weit und breit bedeckte, unbebaute freudlo-

leere Oede. Die Reben krochen an dem Boden hin, und die Trauben waren zwischen dornigem Gesträuch verborgen. Die Hand des Menschen war müßig, und die Natur schlief, wie in der Wiege der Schöpfung. Der Dörfer gab es hier nur wenige, und ihre stolzen Bewohner sah ich unter durchlöcherten Dächern, in den Einsturz drohenden Hütten auf das Stroh gestreckt — die Faulheit preisend, von Ungeziefer zernagt, die Reisenden um Allmosen anbettelnd. „Ach!“ rufte ich bei diesem Anblick aus, „hier giebt es interessante Gegenstände! Hier will ich verweilen! Das ist eine Szene, an die das Auge des Menschen mit Wohlgefallen sich heften kann! Ganz will ich diese Wonne genießen!“

Ich erblickte jetzt eine bleiche, hagere, mit schmutzigen Lumpen bedeckte Gestalt; sie hatte einen großen, aber groben Turban um den Kopf gewunden, aus dem die unreinen Haare, wie Schlangen auf die Schultern einer Furie herabfielen. „So!“ sagte ich zu mir selbst, — „so sollte immer der Zustand der Menschen seyn! Ich will noch das Elend dieses Elenden erschweren, indem ich seinen Stolz durch ein dargebotenes Allmosen beleidige.“ „Hier, Arab!“ sagte ich zu ihm, „nimm das, was ich Dir darbiete! Es ist ein Stück Geld, das ein Araber einem Pilger nach Mekka raubte und das dir ein Osman giebt!“ — „Verwünscht seyst du und deine Nazion!“ erwiederte der Araber, „Ich will lieber

vor Hunger umkommen, als dein Geld nehmen.“ — „So stirb dann!“ sagte ich ihm verachtend und ging weiter.

Ich erklimmte ein steiles, unfruchtbares Gebirge. Chakals und Hyänen heulten in den Einöden und hungrige Geier erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei, indem sie ihren Raub aufsuchten. Als ich den Gipfel erreicht hatte, blickte ich um mich her und sah unter meinen Füssen eine traurige, schauerliche dunkle Wohnung; es waren Trümmer eines Gebäudes, das vielleicht einst ein König bewohnte, ungeheuer wie der Stolz seines Erbauers, düster und menschenfeindlich wie seine Seele. „Möchten doch alle Sultane hier regieren!“ rufte ich aus, und ihre Herzen so hart seyn, wie diese! und ihre Staaten dieser unbewohnten Wüste gleichen!“

In diesem Augenblicke ging ein Mensch bei mir vorüber, dessen Gestalt ein Bild des Mangels war. Der Hunger malte sich auf seinem Gesichte; gierig warf er seine Blicke umher; und da er jetzt eine junge Ziege bemerkte, die hier weidete, schlug er sie mit seinem Stocke zu Boden, verbarg sie schnell in einem Bettelsacke und eilte davon. „Halt! Räuber!“ schrie ihm plötzlich ein vierschrötiger Mensch zu, der hinter einem Felsen hervorkam und den hungrigen Unglücklichen über der That ergriff; — „Ha Böse wicht, was beginnst Du!“ — Der Elende warf sich ihm zu Füssen und flehte um Gnade. „Gnade!“

schrie er ihn an; „Den Emir berauben und um Gnade bitten! Welche Ruchlosigkeit!“ Mit diesen Worten warf er den ausgehungerten kraftlosen Menschen rücklings zur Erde und schleppte ihn nach dem Lager des Emirs. Gern hätt' ich diesen Menschenquäler für seine That umarmt! —

Ich verfolgte nun meinen Weg mitten durch die Wüste, und das Bild der Zerstörung begleitete mich bis in die Straßen von Kairo. Ein zitternder Mensch ward daher geschleppt, um auf einem öffentlichen Platze hingerichtet zu werden. Es wurde ein Scheiterhaufen errichtet und der Unglückliche darauf gebunden. Das Feuer wurde angezündet und man sang der Gottheit Loblieder (der Verbrecher war ein Christ, der Muhammeds Religion bespottet) indeß die Flammen, dieses Menschenopfer zur Ehre der Gottheit und seines Propheten verzehrten. Das Heulen jener fürchterlichen Loblieder machte, daß man das Angstgeschrei des Unglücklichen nicht hörte. Mein Herz schauderte doch in meinem Busen zusammen, und ich verwünschte den Religionsfanatismus und die Verfolgungssucht der Menschen.

Ich eilte aus den Mauern Kairo's und richtete meine Schritte gegen Alexandrien. Als ich die Wüste von Niedermessyr (Aegypten) durchwanderte, schoß ein hinter einem Baume verborgener Beduin seinen Wurfspieß auf mich ab; doch er streif-

te mir nur den Turban, „du hast schlecht gezielt!“ sagte ich ruhig zu ihm — „du hast fehl geschossen und dich also um das Verdienst gebracht, einen Menschen getödtet zu haben!“ — „Gieb mir dein Geld!“ schrie mir der Wüstenbewohner zu. — „Da! nimm!“ sagte ich zu ihm, indem ich ihm einen Beutel mit Geld gab — „nimm und erkaufe dir einen Freund damit, dann müsse er dir so dienen, wie mir der meinige gedient hat!“

Ich fand Alexandrien als ein Gemälde der Zerstörung. Eine fürchterliche Feuersbrunst hatte die ganze Stadt verwüstet. Die Gebäude waren umgestürzt und Sterbende und Todte waren durch einander geworfen. Schrecken und Verzweiflung malte sich auf allen Gesichtern. „Ist das Meer nicht nahe,“ rufte ich einigen zu, „warum bedenkt ihr euch, euer Grab in ihm zu suchen?“

Eine Menge Schiffe lagen im Hafen, den unglücklichen Einwohnern Bedürfnisse aller Art zuzuführen. Die Bewohner nahmen die ihnen aus der Ferne dargebrachten Werkzeuge und Baumaterialien, und schnell wurden Häuser wieder aufgerichtet. Ich hörte wie einer zum andern sagte: „Vor dem Brande schlief ich auf der Straße — jetzt werd' ich ein Haus haben!“ Diese Aeußerung erschreckte mich. „Das ist zu viel!“ rief ich ängstlich aus. „Das

Unglück macht diese Menschen glücklich! Ich will nicht länger unter ihnen bleiben!"

Ich eilte an die Meeresgestade hin und fand endlich ein griechisches Schiff, das segelfertig lag und eben in See gehen wollte. Ich schiffte mich auf demselben ein. Die Matrosen waren so sehr mit ihren Verrichtungen beschäftigt, daß mich keiner fragte: wie ich unter sie gekommen sey? Die Fluth trieb uns in's Mediterraneum; aber in der Nacht überfiel uns ein Sturm und das Fahrzeug war in Gefahr zu scheitern. Der Tag brach an; allein wir hatten noch immer dasselbe Wetter. „Wohin ist dein Schiff bestimmt?" fragte ich den Schiffspatron. — „Zur Hölle!" war seine Antwort; — „denn nur der Teufel kann einen solchen Wind aus der Hölle blasen!"

Seine Stimme war dem Donner gleich, der über unsern Häuptern brüllte. Aber die Matrosen sangen in den Sturm, und die Flüche und Verwünschungen des Patrons verhinderten sie das Tosen der Wellen zu hören. Am dritten Tage hatten wir eine Windstille, und er fluchte schrecklicher als vorher. — „Wenn," — sagte ich bei mir selbst — „wenn dieser Mensch auch den Winden selbst gebieten könnte, so würde er doch nie mit ihnen zufrieden seyn!" Endlich erhob sich ein günstiger Wind, der so in die Segel bließ, als ob er seinen Befehlen

gehorchte. Da sagte er: „das wußt' ich wohl, daß er kommen würde. Stellt die Segel vor den Wind, Leute! Er ist gut! Er wird uns in den Hafen bringen."

„Und wo ist dein Hafen?" fragte ich ihn jetzt noch einmal. — Freund! „antwortete er mir jetzt mit der größten Gelassenheit," vorhin konnt' ich deine Frage nicht so beantworten, wie ich es wünschte. — „Wenn es Gott will, so gehen wir nach Stambul. Auf dem Meere," fuhr er fort, „geht alles wie Gott will!" — Mein Herz bebte als er mir den Namen meiner Vaterstadt nannte. So mußte ich also auch wider meinen Willen dahin zurückkehren! „O!" sagte ich bei mir selbst, „wie sehr hängt nicht der Mensch von den Dingen außer ihm ab! Wie hat nicht das heitere Wetter die Laune dieses Mannes verwandelt!"

„Ali!" sagte er jetzt zu einem neben ihm stehenden muselmänniſchen Jüngling von feiner, vielversprechender Gesichtsbildung, „Ali! nun wollen wir uns Mühe geben, wenn wir in Stambul angelangt sind, unsern Mustapha — Effendi ausfündig zu machen, damit wir ihn anhalten können, die Wechsel uns zu bezahlen, die wir auf ihn zu ziehen haben." Ohne mich lange zu bedenken, unterbrach ich ihn etwas aufgebracht, weil ich von keinen Wechseln wußte, und mich eine dunkle Ahndung ergriff,

Unglück macht diese Menschen glücklich! Ich will nicht länger unter ihnen bleiben!"

Ich eilte an die Meeresgestade hin und fand endlich ein griechisches Schiff, das segelfertig lag und eben in See gehen wollte. Ich schiffte mich auf demselben ein. Die Matrosen waren so sehr mit ihren Verrichtungen beschäftigt, daß mich keiner fragte: wie ich unter sie gekommen sey? Die Fluth trieb uns in's Mediterraneum; aber in der Nacht überfiel uns ein Sturm und das Fahrzeug war in Gefahr zu scheitern. Der Tag brach an; allein wir hatten noch immer dasselbe Wetter. „Wohin ist dein Schiff bestimmt?" fragte ich den Schiffspatron. — „Zur Hölle!" war seine Antwort; — „denn nur der Teufel kann einen solchen Wind aus der Hölle blasen!"

Seine Stimme war dem Donner gleich, der über unsern Häuptern brüllte. Aber die Matrosen sangen in den Sturm, und die Flüche und Verwünschungen des Patrons verhinderten sie das Tosen der Wellen zu hören. Am dritten Tage hatten wir eine Windstille, und er fluchte schrecklicher als vorher. — „Wenn," — sagte ich bei mir selbst — „wenn dieser Mensch auch den Winden selbst gebieten könnte, so würde er doch nie mit ihnen zufrieden seyn!" Endlich erhob sich ein günstiger Wind, der so in die Segel bließ, als ob er seinen Befehlen

gehorchte. Da ſagte er: „das wußt' ich wohl, daß er kommen würde. Stellt die Segel vor den Wind, Leute! Er iſt gut! Er wird uns in den Hafen bringen.“

„Und wo iſt dein Hafen?“ fragte ich ihn jetzt noch einmal. — Freund! „antwortete er mir jetzt mit der größten Gelaſſenheit,“ vorhin konnt' ich deine Frage nicht ſo beantworten, wie ich es wünſchte. — „Wenn es Gott will, ſo gehen wir nach Stambul. Auf dem Meere,“ fuhr er fort, „geht alles wie Gott will!“ — Mein Herz bebte als er mir den Namen meiner Vaterſtadt nannte. So mußte ich alſo auch wider meinen Willen dahin zurückkehren! „O!“ ſagte ich bei mir ſelbſt, „wie ſehr hängt nicht der Menſch von den Dingen auſſer ihm ab! Wie hat nicht das heitere Wetter die Laune dieſes Mannes verwandelt!“

„Ali!“ ſagte er jetzt zu einem neben ihm ſtehenden muſelmänniſchen Jüngling von feiner, vielverſprechender Geſichtsbildung, „Ali! nun wollen wir uns Mühe geben, wenn wir in Stambul angelangt ſind, unſern Muſtapha — Effendi ausfündig zu machen, damit wir ihn anhalten können, die Wechſel uns zu bezahlen, die wir auf ihn zu ziehen haben.“ Ohne mich lange zu bedenken, unterbrach ich ihn etwas aufgebracht, weil ich von keinen Wechſeln wußte, und mich eine dunkle Ahndung ergriff,

daß ich gemeint ſey: „Ich heiße Muſtapha; zeiget mir Eure Papiere! Ich bin vielleicht der, den Ihr ſucht.“

Der Schiffspatron ließ mir ſie ſehen, und ich bemerkte ſogleich, daß meine Hand von einem niederträchtigen Verräther war nachgemacht worden; es war die Hand des Elenden, der unter der Geſtalt eines Freundes mir mein Herz geſtohlen und mich um das Heiligſte im Leben betrogen hatte. — „Wo?“ rufte ich beim Anblick dieſer Papiere aus, „wo iſt der Niederträchtige, der dieſe falſche Wechſel geſchmiedet hat? Er hat meine Hand nachgemacht! Ich habe nie Wechſel ausgeſtellt.“ — Der junge Menſch ſagte mit unter einem Strome von Thränen und mit weggewandtem Geſichte: „Es iſt mein Vater!“ „Effendi!“ ſagte hierauf der Schiffspatron, „es befremdet mich nicht, ihn einen Verbrecher nennen zu hören. Ich war ehedem ein reicher Kaufmann, und er iſt es, der mich zu Grunde gerichtet hat. Ohne ihn würdeſt du mich jetzt nicht in dieſem Zuſtande auf der See umher ſchwimmen ſehen. Aber ich habe längſt alles vergeben und vergeſſen, was er mir gethan hat. Ich erwerbe mir ſo viel als ich bedarf, und bin durch Zufriedenheit noch glücklich bei meinem rauhen und gefährlichen Handwerke. Ja, ich bin ſogar jetzt noch viel glücklicher, als da ich noch reich war und nichts zu thun

hatte. Aber seinen eigenen Sohn zu betrügen — das ist barbarisch, das ist teuflisch. Hätte ich ihn hier, ich wünschte ihn an meinem Maste aufhängen lassen zu dürfen."

Indeß dieser Mann von Vergeben und Vergessen sprach, verachtete ich ihn in meinem Herzen als einen Thoren; da er aber versicherte, daß er in seinem gegenwärtigen Stande viel glücklicher sey, als bei seinem vorigen Reichthume, fing ich an, ungewiß zu werden in meiner Meinung, und glaubte nun selbst Weisheit in dem, was er sagte zu bemerken. Ich prüfte hierauf meine Empfindungen und fühlte, daß mein Herz von Unwillen, Kummer und Rache zugleich bestürmt und gequält wurde. — Man gewinnt — dachte ich, „doch immer Etwas durch Ergebung und stilles Fügen in sein Schicksal!" Und da ich in diesem Augenblick meine Augen auf den jungen Menschen, der wieder auf mich zu kam, richtete, erkannte ich an ihm ganz die Züge des verlornen Freundes, den ich ehedem so unaussprechlich geliebt hatte. „Ach!" dachte ich, „er ist der Sohn eines ehemals mir so theuren Menschen!" Mein Blut kochte Rache, und im bittersten Gefühl rief ich aus: „Verdammt sey der verrätherische Verbrecher, der mir das einzige Glück meines Lebens geraubt hat! Sein Werk ist es, daß ich die Menschen hasse und sie fliehe. „Du," fuhr ich an

den Schiffspatron gewendet fort, „du kannst ihm leicht vergeben; denn er hat dich nur deines Vermögens beraubt! Aber wie wäre es möglich, daß ich seine Verrätherei jemals vergessen könnte! Er hat mich um die Freundschaft, die mein Herz mit den seligsten Empfindungen umgaukelte, betrogen; wäre er nicht ein Treuloser gewesen, wie glücklich könnte ich jetzt nicht seyn?" „Danke dem Himmel, daß er dich von ihm befreit hat; der glücklichste Augenblick deines Lebens war der, da du seine Verrätherei erkanntest." Er zeigte mir nun umständlich (denn er war von allem aufs genaueste unterrichtet), wozu mich Jußuf noch hatte gebrauchen, welche Schändlichkeiten er durch mich hatte ausführen, wie er mich meiner Ehre, meiner Güter, meines Lebens hätte berauben wollen, um alles an sich zu reißen.

Mir war es, als ob, diese Worte helle Strahlen der Ueberzeugung über meine Seele verbreiteten. Mein Gewissen erwachte; die Reue erweichte und demüthigte mein Herz. Indem ich über das Unglück nachdachte, dem ich entgangen war, fing mein erstarrtes Blut sich wieder zu erwärmen an, und von neuem durch meine Adern zu rinnen. Ich brachte die Nacht mit ernsten Betrachtungen hin und lernte einsehen, daß das oft unser Glück macht, was wir für unser Unglück halten. Mein Herz wur-

de weich, und ich fing an, dem Himmel für meine Schickſale zu danken, indem ich mich zugleich ſelbſt beklagte, daß ich nicht früher einen weiſern Gebrauch von ihnen gemacht hatte. „Ich will, ſagte ich endlich, in meine Vaterſtadt niederzurückkehren und den Reſt meiner Tage der Uebung der Tugend und dem Glücke meiner Nebenmenſchen widmen. Wie! dieſer wilde Seeman, der ſchwebend über den Abgründen des Todes, Verwünſchungen gegen den Sturm ausſtößt, der im Begriff iſt, ihn zu verſchlingen, der ſollte das Verdienſt zu verzeihen und das Unglück, das er erfuhr, mit Ergebung zu tragen, vor mir voraus haben, indeß ich über die Segnungen der Vorſehung und über Unfälle klage und murre, die die Urſache meines Glücks wurden? Der Menſch tappt unaufhörlich im Dunkeln. Die Abſichten der Gottheit ſind verborgen und unſichtbar und ich wollte mich vermeſſen ſie zu entdecken? Ich ſchweige und bete an.“

Den Tag nach dieſer Unterredung nahm ich Juſufs Sohn allein zu mir, um mich mit ihm zu unterhalten. Ich fand ihn beſcheiden, demüthig, voll Muth und auf alles gefaßt. Er hatte auf der Welt keinen andern Freund als dieſen griechiſchen Schiffskapitain, in deſſen Dienſte er getreten war. In ſeinem Gemüthe lagen, alle Grundſätze der Ehre, des Muthes, der Dankbarkeit und der Freundſchaft. Ich

bot mich an, ihm seinen Vater zu ersetzen. Gerührt sagte er mir: daß er bereits einen an diesem Griechen gefunden habe, und daß er auch, wie er immer so viel haben würde, als er bedürfte, um leben zu können, wenn auch er die Beschäftigung seines Wohlthäters zu der seinigen machte; von diesem würde ihn übrigens nichts zu trennen vermögen, und sein Herz werde ihn ewig mit den Empfindungen einer kindlichen Liebe und Dankbarkeit verehren.

Ich wurde bis in mein innerstes Gemüth gerührt, und die Aufwallungen meines, wieder menschlich gewordenen Herzens, die ich zu verbergen suchte, wirkten so mächtig auf mich, daß ich nicht fähig war zu sprechen. Ich konnte nur diesen tugendhaften Jüngling in meine Arme und an mein Herz schließen und seine Wangen mit meinen männlichen Thränen benetzen.

Wir kamen endlich im Bosporus an, und das Schiff lief im Stambuls prachtvollen Hafen ein. Ich ging mit dem Schiffspatron an's Land, indeß der junge Ali am Bord des Fahrzeugs zurückblieb, um über die Papiere und Güter seines Wohlthäters zu wachen. Der erste Gegenstand faßt, der uns bei unserm Eintritt in die Stadt, in die Augen fiel, war ein Galgen, den man vor dem Hause eines Kaufmanns errichtet hatte. Ein Gewühl von

Menſchen drängte ſich nach demſelben zu, und eben wollte man einen Menſchen aufknüpfen, der, wie man allgemein ſagte, nicht mehr werth ſey, das Licht des Tages zu ſehen. Er hatte den Kaufmann ſchändlich betrogen und beraubt, vor deſſen Wohnung er ſollte hingerichtet werden. „Gott!“ rufte plötzlich mein Begleiter aus, als er ihn erblickte, „das iſt der Vater meines guten Ali's!“

Wir eilten nun dem traurigen Richtplatze näher; und als wir uns durch die Menge hindurch gedrängt hatten, begegneten die Blicke des Verbrechers den unſrigen. „O Muſtapha! Muſtapha!“ rufte er ſogleich im fürchterlichſten Tone aus — erlaube, daß ich deine Verzeihung mit mir in den Tod nehme! Ich ſterbe als ein reuiger Verbrecher; aber unter allen meinen Unthaten war keine ſo groß als diejenige, daß ich das Vertrauen des beſten und großmüthigſten der Menſchen, als ein niederträchtiger Betrüger und Heuchler mißbrauchte. Doch du wirſt mir vergeben, wenn du bedenkſt, daß auch du einſt vor Gott und dem Propheten Schonung und Vergebung bedarfſt!“

Ich vergab ihm und ſchied, völlig geheilt von meinen Irrthümern, von ihm. Ich hatte ja ſo ſchon einſehen gelernt, daß oft das unſer größtes Glück macht, was wir für unſer Unglück halten; und ich

ging nun überzeugt hinweg, daß das Verbrechen sich immer selbst bestraft.

Mein Freund, wer du auch seyn magst, der du dieses liesest, benutze die Lehren einer fremden Erfahrung, die ich dir mittheile! Möchte doch Mustapha's Beispiel, der eine Zeitlang der gesunden Vernunft beraubt war, und nun erst, fast am Ende seiner Laufbahn, wieder Mensch geworden ist, und die Qualen einer späten Reue empfindet, dich lehren: Weise im Unglück zu seyn! „und deinem Herzen Ergebung in des Verhängnisses Geschicke und Beschlüsse einflößen!

Extrablatt. No. 7.

Vorbericht.

In einem freundschaftlichen Zirkel wurde die Behauptung aufgestellt: auch die allertrockenste Materie lasse sich, ihrer Gründlichkeit und ihrer Würde unbeschadet, mit Salz und Scherz, mit Laune und Satyre würzen, und so sich in ein schmackhaftes Gericht für das größere Publikum verwandeln. — Dem Vertheidiger dieser Behauptung wurde fast im Chor widersprochen. Er machte sich anheischig, sie durch ein Beispiel zu bewahrheiten. Der Erfolg ist die nachstehende Abhandlung, die am Ende zugleich eine gewiß nöthige Titulatur-Reform, auf die überzeugendste Weise, vorschlägt. Möchten nur die ernstern Berufsgeschäfte ihres Verfassers gestatten, seine Behauptung durch ähnliche Probeschüsseln aus der humoristischen Küche noch mehr zu bestätigen! An zulangenden Gästen fehlte es gewiß nicht.

Zum Dessert diene ein verificirter Beweis aus derselben so beschäftigten Feder, daß kein Mißgeschick in der Welt ist, dem sich nicht eine fröhliche Seite abgewinnen lasse.

d. R.

Kleine Abhandlung über große Titel, nebst angehängten Titel-Mittel.

Der eigentliche Anhang aber enthält den Vorschlag zu einer

nothwendigen Titulaturbesserung,

ohne welche kein Heil in Deutschland seyn kann.

Oft und viel und gut und schlecht und ernst- und spasshaft, ist über das deutsche Titelwesen gesprochen und geschrieben und gedruckt worden, und oft und viel wird noch darüber abgehandelt werden und davon auch.

Kraft eines friedliebenden Phlegmas, laß ich Alles an seinen Ort gestellt seyn, behaupte aber doch Folgendes: So lange es unmöglich bleibt, daß wir Alle einander gleich seyn (und einige Planeten lang dürfte das wohl immer noch so bleiben); so lange folglich der Staatsnacht die Befugniß gebühren muß, den einen Staatsbürger vor dem andern auszuzeichnen; eben so lange sollte auch Jedermann eine solche Auszeichnung selbst auszeichnen. Niemand also bespöttelt mit einiger Billigkeit den Geheimenrath, den Regierungs-, den Legations-, den Kommerzienrath, oder wie nur immer, vor'm Taufsteine der Staatskanzelei, der Mann getauft seyn mag, welcher, ob seinem wohlklingenden Golde, den wohlklingenden Titel empfing.

Ernsthaft! Kann denn ein solcher Goldrath nicht wirklich ein eben so trefflicher, kenntnißreicher, rechtschaffener Biedermensch; kann er nicht dieses Alles in einem höhern Grade seyn, als jener gute, aber nicht vorzügliche Staatsdiener, der, nach vierzig Alltags-Dienstjahren, die Geheimerathsstufe erklimmte? —

Dieser Alltagsdienstmann hat vielleicht nur Titular-Verdienste; er schuf, durch Rechtssprüche, durch Finanz-

einrichtungen, durch Schulplane, vielleicht, seiner Goldrath schuf gewiß Nutzen; denn er legte seinen Titelkaufpreis zum Schatze des Staates oder irgend einer milden Stiftung. Die fünfhundert Titelthaler sind vielleicht mehr, als der wahre Vortheil beträgt, den der Alltagsrath dem Staatsvermögen brachte; wäre nur irgend ein Sterbliches im Stande, die erforderliche Berechnung aufzustellen, in ihr Alles auf nahmhafte Summen zurückzuführen. — Bei ihr dürfte nicht außer Acht gelassen werden, daß jener gewöhnliche Jedermann gewiß manchen unrichtigen Rechtsspruch fällte, manche verkehrte Finanz- oder Schuleinrichtung traf, folglich ein „Debet" erhielt. Aber selbst das Gute, welches er bewirkte, ist nur erst ein Brutto, kann also nicht ohne Tara aufgeführt werden; wenn nun die Berechnung aufgestellt werden soll: ob er, wegen gelieferter Netto-Verdienstartikel, einer Titel-Belohnung würdig war? Gerade für eine gewöhnliche Qualität Netto-Gutes (welche demnach noch keinen Verdienstartikel gewährt) bekam er ja seinem Gehalt, dergleichen Goldgeber nie empfing; obgleich auch er, durch edle Thaten, durch Fleiß und Beispiel, selbst durch Abgabenvermehrung, dem Staate nützte. Aber die Hauptkaraquelle bei Jedermanns Verdienstenkalkul entspringt aus dem Gedanken: wäre nicht dieser Alltagsgeschäftsmann vorhanden gewesen: so hätte ein anderer seinen Platz ausgefüllt. Dem wirklich vorhandenen darf mithin, als ein ächtes Verdienst-Netto, nur das in sein „Credit" kommen, was er vor einem gewöhnlichen Andern voraus that. Wenig, ja so, wird das bei unserm, übrigens recht guten Freunde Jedermann sehn; da er, vermöge unseres Wagesatzes, ein Alltagsdienstling ist. —

Ganz anders rechnen wir mit Ihnen, trefflicher Staatsdiener, ämsiger Kopfmann, der Sie so vorzüglich Sich auszeichneten. Sie haben große Verdienst-Nettoposten in Ihrem Credit. Unser Debet ist so stark, daß wir es durch Ihre höchste Verehrung zu verringern suchen müssen.

Bereitete nun also der zu betitelnde Goldgeber, erwiesenermaßen, durch seinen baaren Erleg, dem Staate vielleicht eben so viel, oder gar mehr Vortheil, als der Alltags-Jedermann; woher der Vorzug des Letztern, und die Bespöttelung des Erstern? — Wenigstens wird diese dann ahndungswürdig, wenn Goldgebers Kenntnisse noch ungeprüft

ſind; wenn er werth ſeyn kann, das Amt, deſſen Titel er führt, wirklich zu bekleiden. —

Um ſo unvermeidlicher muß dieß zweifelhaft bleiben; da bekanntlich der äußere Schein oft trügt; da oft dem Kenntnißlos-Gewähnten vortreffliche Eigenſchaften beiwohnen, und umgekehrt. Auch Herzensvorzüge ſogar können die Auszeichnung rechtfertigen; Karaktere.

Ohne daß alſo die Unfähigkeit des zu Betitelnden offenkundig iſt, wird der Stempel der Staatsgewalt, ſey er nun dem Dienſt- oder dem Goldmann aufgeprägt, von jedem Beſcheidenen geachtet werden. Die Staatsgewalt hat die Vermuthung auf ihrer Seite, muß ſie haben, daß ſie keinem Unwürdigen das Ehrenzeichen aufdrückte.

Oder will man etwa den edlen Herzog zu Sachſen, welcher dem edlen Jean Paul Friedrich Richter, den Legationstitel beilegte, will man jenen Fürſten wirklich tadeln, daß er einen loſen Geſchäftloſen betitelt habe? — Gold oder goldne Bücher zu zollen: iſt daſſelbe. Und doch wird ein Legationsrath im wirklichen Dienſte, jenen trefflichen Genius (der ſich ſelber, ob ſeinem Titel absque titulo, zuweilen beſcherzt) vielleicht im Ernſte beſpötteln, aufgeblaſen äuſſernd: „Nur Titulär-Legationsrath ſey ja Jean Paul.“ — Gleichwohl iſt eben der Legationsrath im wirklichen Dienſte ſelbſt nur ein titolato: er iſt in der That nur Legationsſekretär, vielleicht nur Legationsregiſtrator. —

Wer denn hat wohl größere Anſprüche auf Auszeichnung: Der, welcher von einem Staate Gehalt bekommt, ohne vielleicht, auch nur dieſem einzigen Staate, nützlich zu ſeyn; oder der, welcher von keinem Staate Gehalt bekommt, und gleichwohl allen Staaten, allen gebildeten wenigſtens, nützlich iſt? Wahrhaft-nützlich; denn ſein Genius blitzt die trüben Wolken auf Fürſten- und Unterthanen-Stirnen hinweg, heitert ſie folglich auf zu neuer Arbeit. — Die Verdienſte des Legationsraths Richter, und vieler ihm ähnlichen Betitelten liegen am Tage. Bei manchem andern Titolato erblickt ſie nur das feinere Auge der Staatsgewalt. Wir müſſen das ſeiner Scharfſicht zutrauen.

Alſo laßt uns die Anordnung der Regierungen, beſcheiden ehren, den Titelmann, in der Regel, faſt eben ſo hoch achten, als den Dienſtmann! Aber, lieber Gold- oder Buch- oder Fabrikennahrung-Geber, hochmüthig ſeyn auf Ihren Titel ſollen Sie mir auch nicht! Hochmuth ziemt

bekanntlich Niemanden, sogar den hochverdienten, ausgezeichneten Staatsdiener nicht, folglich noch weniger dem, dessen Verdienste vielleicht noch unentdeckt sind. Bescheidenheit ist zu allen Dingen nütz. Auch werden selbst Sie, Hochverdienter, den Stillleber, den Gelehrten, den Kaufmann, den Künstler, nicht geringer achten, der längst eine Titelglorie verdient hätte, und den sie umstralt haben würde, wollt' er's nur. Ist Stillebners Würdigkeit ohne den Monarchenstempel klar; so kann er ihn leicht missen. Diejenigen, denen sie einleuchtet, ergänzen ihn dennoch; der Monarch selbst. Die Verdienstsonne ist nie ohne ihren Mond.

Auch Folgendes sind gerechte Wünsche: Die Staatsgewalten seyn nicht verschwenderisch mit ihren Titeln! Sie beehren nicht (auch für Gold, Weirauch und Myrrhen nicht) den offenbar Unwerthen mit Gnadenbezeigungen! Sie übersehen, bei der Ehrenstempelung des Einen, nicht den eben so würdigen, aber auch bescheidenern Kollegen neben ihm! Und endlich, sie seyn, bei Ausspendung ihrer Titel, folgerichtig! — Immer ist es mir z. B. aufgefallen, wenn ein Professor der Rechte zum Titulär-Regierungsrath gemacht wurde; denn schlug ich um die Rangordnung des Landes nach; so fand ich, daß schon der Professor der Rechte an sich den Rang eines solchen Regierungsraths habe. Noch mehr aber ist es mir aufgefallen, wenn ich hörte, der jüngste Professor der Rechte (noch dazu ist er nur selten der Rechte) gehe dem ältesten Professor der Medizin vor; gleichsam, als ob nicht der Arzt ein eben so gründlicher Gelehrter seyn müsse, wie der Jurist, oder als ob ein Zweig des Wissenschaftenbaumes einen edlern Stamm habe, als der andere. Am meisten aber ist es mir aufgefallen, wenn ich in einer Berliner Zeitung las: dieser oder jener Geheime-Ober-Tribunal-Rath sey wegen seiner besondern Verdienste, zum Geheimen-Ober-Justiz-Rathe befördert worden. — Eine solche Erhebung scheint dem Fremden (und auch ihm soll ja der Stempel glänzen) wirklich das Gegentheil. Jeder Tribunal-Rath ist ja ein Justiz-, nicht aber jeder Justiz-ein Tribunalrath. Tribunal bezeichnet eine höhere, wo nicht die höchste Instanz; aber auch bei der untersten wird Justiz verwaltet, kann folglich ein Justizrath angestellt seyn. — Sobald nun ein Königlich-Preußisches Ministerportefeuille in meinen Händen ist; werde ich den Antrag machen, daß von Sr.

Königlichen Majeſtät die verehrungswerthen Richter, welche jetzt Geheime-Ober-Juſtizräthe heißen, zu Geheimen-Ober-Tribunalräthen allergnädigſt erhoben werden mögen.

Ueberhaupt aber iſt es mit dem Worte „Ober" in den Titeln etwas Eigenes. Dieſes Wort müßte man, wenn nicht ganz, doch gewiß in den Fällen vermeiden, wo es einen Doppelſinn zu Weg bringt. Oder denkt man etwa bei dem Oberleib-Chirurgus nicht wirklich an einen ſolchen Wundarzt, der ſich um eine Krankheit des Unterleibes niemals kümmere; der ſeinen Herrn zwar Hülfe leiſte in der Bruſtwaſſerſucht, aber bei Leibe nicht in der Bauchwaſſerſucht? —

Mein ſchätzbarer Freund, der Oberhofrath A, iſt zu beklagen; denn bei dem Unterhofe darf er ſich mit ſeinem Rathe gar nicht blicken laſſen. Auf dem Oberhofe hingegen kann er Rath genug ertheilen, und zwar ganz öffentlich, allenfalls auf einem — Gerüſte. — Mein anderer Freund hingegen, der Geheime-Hofrath B, iſt noch übler dran; der muß den geheimen Hof aufſuchen. Ich ſuche nicht mit, ob einer gewiſſen Ideenverbindung.

Freilich ſehe ich wohl ein: Ohne dieſen ſpaßhaften Mißſtand wird es ſchwer werden, dem vortrefflichen Hofrath C, will man ihn nicht zum Geheimenrathe erheben, einen höhern Rang zu verſchaffen, und er verdient ihn doch; da er bereits drei Kaiſerliche und Königliche Hoheiten, deren Leibarzt er war, zur — Erde beſtatten half. — Was machen wir? — Ihn, mit Beibehaltung des Hofrathstitels, in eine höhere Rangklaſſe erheben? — Nein! Wer kann immer das Zeitungsblatt in der Taſche tragen, immer an dieſe politiſche Transfiguration denken? — Ihn zum Regierungsrathe zu machen? — „Noch weniger!" (wird Mancher rufen) „Wer ſieht dem mediziniſchen Regierungsrathe an, daß er die ganze Regierung ſelbſt zu einer höhern Inſtanz, ja zur höchſten: in's Thal Joſaphat, befördre?" — Was alſo? — Alle Titel weg! Jeden Staatsdiener nach der Rangklaſſe genannt, in welcher er ſtehn ſoll! Der Miniſter heiße Herr — Einer, der Geheimerath Herr — Zweier, der Tribunalrath Herr — Dreier, u. ſ. w. — Soll dann der Geheimerath Miniſterranz erhalten; ſo wird er Herr Einer, — Bewahre Gott! Dann würde es ſo viele Einer, Zweier, Dreier, geben, daß aus den Verwechſelungen großes Unheil zu befürchten ſtände. Die Zahltitel würden täglich

corpora in calculo zu Wege bringen und entsetzliches Kopfweh. Manche Dreier-Dame würde (welches doch jetzt nie Statt findet) sie würde, sage ich, dem fremden Einer und Zweier die Rechte ihres Eheherrn einräumen dürfen, ohne daß ihr ein Haar gekrümmt werden könnte. „Wie so denn?“ — Sie sollen es gleich hören. Bei jener Verwechselung hätte die Dame völlig Recht; sie hätte sogar mathematisch Recht, welches man so selten hat. „Mathematisch Recht, sagte ich: denn ist nicht 1 — 2 = 3? — — Der Einer-Vorschlag wird also verworfen.

Aber wie soll es denn nun werden? — Da erscheint ja eben unser anzuhängendes

Titelmittel.

Der Student z. B. rücke (diesen Vorschlag verwerfe ich aber gleich selber wieder) zum Kandidaten vor; der zum Doktorandeu; dieser zum Doktor. Physikus, Stadtphysikus, Landphysikus, Staatsphysikus, Hofarzt, Leibarzt, Staatsarzt, Sanitätsrath*), Geheimenrath, und, will man: Geheimstenrath; denn warum sollte nicht auch hier der Superlativ stehen können?

So hätte man alle Staffeln einer gewöhnlichen Rangordnungsleiter, und leichter würde es seyn, mehrere noch einzuschieben, als zu verdienen. Dabei hinderte nichts in der Welt, daß der Staatsarzt, ja selbst der Physikus und Doktorand, seinen Fürsten heile. Ein wahrer Aeskulap kann Leibarzt seyn, ohne den Titel zu führen; so wie Mancher, z. B. in Hannover und Göttingen, Leibarzt hieß, ohne es zu seyn, ohne überhaupt einen Fürstenleib zu besitzen.

Ein Kinder-Leichtes wäre es übrigens, in jeder andern Fakultät die Staffeln mit den ärztlichen parallel zu binden;

*) Die deutsche Uebersetzung des Sanitätsraths, so wie der übrigen fremdsprachlichen Titel, überlassen wir dem deutschsprachlichen, braven Campe, oder seinen Freunden in Paris. Uns mangelt jetzt die Zeit, deutsch zu seyn.

Uebrigens ist es wirklich sonderbar, daß in den meisten Staaten die Aerzte nicht zu Sanitäts- oder auch zu Medizinal-, sondern zu Hofräthen erhoben werden. Man sollte meynen, die Höfe wären vorzüglich krank. Man sollte aber auch meynen, ich hätte etwas gegen die Hof-Fakultät; also versichere ich, daß ich ein ganzes Dritteldutzend Aerzte zu meinen schätzbarsten Freunden rechne.

so daß der Rechtsgelehrte so wenig, als irgend ein anderer Staasdiener, dem eben so verdienten Arzte vorspränge, welches bis jezt gewöhnlich der Fall war.

Noch besser aber dürfte es in jener Rücksicht seyn, wenn alle Fakultäten baldmöglichst in den Titeln zusammenträfen. Es müßten z. B. (wobei ich die letzten Klassen, und also auch meine eigene, der Kürze halber, übergehe, welches mir Niemand verübeln wolle!) es müßten z. B. sage ich, genannt werden:

	Die Rechtsgelehrten	Die Finanzgelehrten	Die Arzneigelehrten
in der 10ten Klasse:	Assessoren ohne Stimme,	Auskultatoren.	Doktoranden
— — 9ten —	Assessoren mit Stimme,	Referendarien.	Doktoren.
— — 8ten —	in allen Fakultäten	—	Räthe
— — 7ten —	—	—	Provinzialräthe
— — 6ten —	—	—	Staatsräthe
— — 5ten —	—	—	Oberstaatsräthe
— — 4ten —	—	—	Großräthe
— — 3ten —	—	—	Geheimeräthe
— — 2ten —	—	—	Geheimsträthe
— — 1ten —	—	—	Minister

Der Einwand, man solle einem Jeden anhören, was für ein Rath er sey, scheint kaum eine Berücksichtigung zu verdienen; denn wer hört jezt den Geheimenräthen Brown und Hufeland an, daß sie Oberpriester Aeskulaps sind? Und sie heilen doch. — Sollte man ihnen den hochverdienten Titel lieber nicht geben, des Anhörens wegen? — Uebrigens aber bemerke ich, daß in unsern Klassen nähere Beziehungen des eigentlichen Amtes wirklich eintreten könnten, folglich das Anhören gerade Statt fände.

Z. B. in Nr. 8 hieße mein Rechtsgelehrter: Justizrath *)

*) Wo nun hier die Justiz vorkommt, nimmt in der Finanz-Fakultät das Wort: „Finanz," in der ärztlichen aber das Wort: „Sanität" seinen Platz:

Finanzrath, Provinzialfinanzrath, Staatsfinanzrath, Oberstaatsfinanzrath u. s. w. Sanitätsrath, Provinzialsanitätsrath, Staatssanitätsrath, Oberstaatssanitätsrath u. s. w. Selbst die Finanzunterabtheilungen lassen sich bezeichnen:

Forst- oder Burg- oder Post-Rath, Provinzialforstrath, Staatsforstrath, Oberstaatsforstrath. —

— — 7 Provinzialjuſtizrath
— — 6 Staatsjuſtizrath *)
— — 5 Oberſtaatsjuſtizrath
— — 4 Großjuſtizrath
— — 3 Geheimerjuſtizrath
— — 2 Geheimſterjuſtizrath
— — 1 Juſtizminiſter.

Und will man noch weiter gehn; ſo ſtellen ſich ja, mit Vergnügen, dar:

Oberminiſter
Großminiſter
Geheimerminiſter
Geheimſterminiſter.

So hätte man ſogar (weil die gewöhnlichen zehn Klaſſen nur die Grade vom Generallieutenant bis zum Fähndrich paralleliſiren) auch für die Toga ein Gegengewicht

der Generale
der Generale der Armee
der Feldmarſchalle
der Generalfeldmarſchalle,

und wie nur dieſe erſten Militärſtellen heißen, übrig behalten. Es würde mithin auch dem friedlichen Verdienſte immer noch ein ſchöner Kranz aufbewahrt.

Natürlich fände die vollſtändige Bezeichnung nur bei feierlichen Gelegenheiten Statt, bei Hochzeiten, Konkurserkennungen, u. ſ. w. Jeder Ober-Staats-Juſtiz-, jeder Oberſtaatsfinanzrath würde ſich im gemeinen Leben gern mit dem Oberſtaatsrath begnügen, vielleicht gar mit dem Oberrath.

*) Der Juſtizrath ohne Zuſatz, verwaltet die Juſtiz in der erſten, der Provinzialjuſtizrath verwaltet ſie in der zweiten Inſtanz, welche letztere die Appellationen aus ganzen Provinzen beurtheilt. Der Staatsjuſtizrath entſcheidet, in der dritten Inſtanz, die Appellationen eines ganzen Staates. — Nun greifen ſeine Wirkungskreiſe nicht weiter um ſich, doch ſeine Verdienſte, und er wird zum Ober-Juſtiz-, zum Groß-Juſtiz-Rath, u. ſ. w. befördert. — Die Finanz- und Arznei-Herrn ſchreiten nach ähnlichen Ausdehnungsgeſetzen vor. So hat man immer im Titel ſelbſt den deutlichſten Maasſtab der Verdienſte, und keine Fakultät glänzt vor der andern.

Selbſt aber die Schul- und Kirchengelehrten ſollten ihre Rangleiter vollſtändig haben. Es war unrecht, daß ſie gleich den Aerzten, bisher die höhern Staffeln faſt überall vermißten. Warum ſoll der verdiente Schul- und Kirchenlehrer, von dem ſo viel abhängt, irgend einem andern Staatsdiener nachſtehen? —

Aehnliches gilt auch bei ähnlichen Ständen. —

Wollte ich nun aber einen hochverdienten Schul- oder Univerſitätsmann, oder auch einen andern Vortrefflichen, recht über Alles ehren; ſo würde ich ihn nicht zum Miniſter erheben, ſondern zum Profeſſor. Was kann Ehrenwürdiger ſeyn, als der Mann, welcher alle Andere bildet zu Staatsmännern, ſelbſt zu Miniſterſtellen? — Will ein Profeſſor ſeinen Platz würdig ausfüllen; muß er nicht an Gründlichkeit in ſeiner Wiſſenſchaft Alles um und neben ſich übertreffen? —

Aber freilich Sie, lieber, gewöhnlicher, junger Mann dort, und Sie, lieber, gewöhnlicher, alter Mann hier, Sie werden dann, ſtatt Ihres Profeſſortitels einen andern erhalten. Höchſtens nenn' ich Sie Profeſſor der — unentdeckten Wiſſenſchaften.

Groß genug iſt jetzt die kleine Abhandlung über große Titel. Nun alſo

die nothwendige Titulaturbeſſerung!

Die Abhandlungsvorrede, welche wir Gottlob überſtanden haben, ſollte nur dienen, um einigermaßen zu zeigen: unſre Titel ſind nicht zu verwerfen. Daraus folgt denn geradezu: ihnen müſſen Titulaturen entſprechen. Dieſe alſo (das Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Wohlgeborne, Hochwürden, Hochehrwürden, u. ſ. w.) aus der (ſchriftlichen) Komplimentenſprache zu verbannen, geht nicht, geht ſchlechterdings nicht. Der Graf muß ja anders geehrt werden, als der gemeine Edelmann; dieſer anders, als der Bürgerliche. Der Miniſter muß ein höheres Ehrenwort erhalten, als ſein Sekretär — der ein höheres, als ſein Skribent. Achtung für ſeinen Stand darf Jedermann fordern. Sie aber kann in der Schrift nur durch Titulaturwörter ausgedrückt werden.

Anders ſchon iſt es bei der mündlichen Unterredung. Bei ihr läßt ſich dem ſchriftlichen Umgangswortsehr nachhelfen. Mündlich kann ein und ebenderſelbe Ausdruck, durch

Ton, Mine, und hinzugefügte oder nicht hinzugefügte Neigung des Hauptes oder der Hand, jetzt zur Ehrfurchtsbezeigung werden, jetzt zur — Unart. Ein gehöriges „Sie" beleidigt selbst Fürsten nicht. Schriftlich aber lassen sich Minen- und Geberdenspiel nicht ausdrücken. Schriftlich also kann nur das bestimmte Titulaturwort walten. —

Dächte man etwa, mit den Diis minorum gentium, auch das Hochehrwürden, das Hochwürden, das Wohlgeboren, das Hochwohlgeboren das Hochgeborne, ganz zu verabschieden; warum wollte man die Exzellenz beibehalten, die Erlaucht, die Durchlaucht, die Hoheit, die Majestät, die päbstliche Heiligkeit? — — Man sieht, die, gleichwohl unvermeidliche, Konsequenz führte zu weit; also ist ihr Prinzip unanwendbar. —

Selbst die Franzosen, wegen ihrer Titeleinrichtung so sehr gepriesen, selbst sie haben doch ihre Titulaturwörter: Sieur, Monsieur, Monseigneur, Sire, ihre Excellence, Altesse, Majesté. — Will man aber etwa nur diese höheren Titulaturen, von denen die Exzellenz*) die geringste sey, in Zukunft beibehalten, und alles andre Titularwerk in die Generalkasse des Sie werfen? Ich wäre sehr zufrieden, wenn diese Inkonsequenz wirklich Mode würde, und machte sie gern dann mit. Aber wer wird sie beginnen? Wer kann sie beginnen ohne Furcht, zu beleidigen, und wer beleidigt gern? Wie besonders könnte man sich erkühnen, seinem Vorgesetzten ein Ehrenwort zu entziehen, wegen dessen er vielleicht seine Stelle annahm? — Wohlerworbene Rechte muß Jedermann achten. Die Abschaffung der Titulaturen könnte, glaub' ich, nur auf eine einzige Art mit Sicherheit erfolgen, auf diese: Von oben herab müßte das Beispiel kommen; die Majestäten, die Hoheiten, die Durchlauchten, die Erlauchten, die Reichsgräflichen Gnaden, die Excellenzen müßten sich diese Titu-

*) Unter uns gesagt: ich freue mich jedesmal herzlich wenn Jemand Exzellenz wird; denn kurz vorher, wann er damit schwanger geht, ist er von uns kleinen Lichtern fast nur impersonell zu behandeln; oder ein sehr feines Ton-, Miene- und Geberdenstudium wird nothwendig, welches aber selbst nur bei den feinern Exzellenzkandidaten anwendbar seyn möchte. Was mich sehr wundert, ist, daß noch keine Vizeexzellenzen eingeführt wurden oder Halberzellenzen, Direktorialexzellenzen.

laturen verbitten. Aber kann man dies ihnen im Ernſte zumuthen? —

Einige Wochen lang dürfte es mithin ſo ziemlich bei den Titulaturen bleiben. Um ſo nothwendiger aber wird es demnach, in ihnen richtig und konſequent zu ſeyn, und deutlich und wahrhaft höflich und ſicher! — Daher mein Vorſchlag! Er gewährt alle jene Vorzüge auf einmal, bleibt noch anwendbar, wenn wir nur einzig die Majeſtäts-Titulatur beibehielten, und iſt ſehr wohlfeil. Er beſteht darinn: Bisher ſchrieb man: Maieſtät — Ewr. Durchlaucht, Ewr. Excellenz: — wollte man ja*) der beſ-

*) Nach dem Vorſchlage des trefflichen Hütter (in ſeiner Anleitung zur juriſtiſchen Praxis). — Hütter, der hochverdiente Greis, der wahre Profeſſor, führte, um die Unſchicklichkeit der Abkürzung in dem antediluvianen Ewr. zu zeigen, ſchon vor funfzig Jahren, den triftigen Grund an: es ſey unanſtändig, bei der Anrede eines Andern ſich einer Abbreviatur zu bedienen; Eure alſo müſſe man ſchreiben, und dieſes Eure ordentlich dekliniren.

Auch verurſacht das (abgekürzte) Ewr, ſtets indelikatel gebraucht, wirklich oft die ſtörendſten Dunkelheiten, deren Vermeidung doch die erſte Pflicht jedes Schreibenden iſt. — Man leſe nur den Satz:

„Ewr Königl. Majeſtät werden von Zeit zu Zeit Zu„ſchriften von Rang- Ring- und Doſen-luſtigen „Schriftſtellern dargebracht!“

In dieſem Satze wird man erſt mit dem letzten Worte gewahr, daß man im Anfang falſch geleſen hatte, daß man nicht leſen ſollte:

„Eure Königliche Majeſtät;

ſondern:

Eurer Königlichen Majeſtät“

welches man aber unmöglich vorher wiſſen konnte. — Und ſo ſtündlich (und ſündlich) in tauſend Fällen, wo das undeutliche Eure, ſogar in ſeiner unanſtändigen Abkürzung, beibehalten wird! — Der deutlichere Schriftſteller iſt doch unſtreitig auch der beſſere. „Wenn man „(ſagt Home)“ auch zweifeln ſollte, ob „die Deutlichkeit für ſich eine Schönheit ſey; ſo kann „man wenigſtens nicht zweifeln, daß der Mangel der„ſelben der größte Fehler iſt.“

dem Weiſe folgen; ſo ſetzte man, unabgekürzt: Eure Majeſtät — Eure Durchlaucht — Eure Excellenz, u. ſ. w. und deklinirte das Euer gleich einem andern ehrlichen Adjektiv. Dieſe Einrichtung war allerdings beſſer, aber noch nicht gut; denn warum dieſes altfränkiſche Eure in einer Sprache, in welcher das antediluviane Euch überall dem Sie längſt gewichen war? — Wie lächerlich klänge es nicht, wenn ich einem Diſputationenliebenden Reichsgrafen mündlich entgegnete:

„Eure Erlaucht irren, wenn Sie dafür halten, ich irre. Ueberlegen es Eure Erlaucht nur wohl; und gewiß Sie finden, daß ich es wohl überlegte!“ —

Der Unbefangene müßte denken, der erlauchte Graf ſey es nicht allein, mit dem ich redete; noch eine andere Perſon ſey im Zimmer, an welche das Sie gerichtet wäre.

Die Regel:

„wie man ſpricht; ſo ſchreibe man!“

iſt, wenn auch nicht als orthographiſcher, doch gewiß als grammatiſcher Grundſatz, gültig.

Im Sprechen aber wird nur noch ein ſehr altfränkiſcher Mann

„Eure“ Majeſtät, „Eure“ Durchlaucht, „Eure“ Exzellenz,

jeder andere wird ſagen:

„Ihre“ Majeſtät, „Ihre“ Durchlaucht, „Ihre“ Exzellenz.

Warum alſo anders ſchreiben, als ſprechen? — „Ihre“ iſt ja unſtreitig auch höflicher, als „Eure,“ und Kinder der Höflichkeit ſind ja gerade die Titulaturen. Das Eure ſcheint mir, mit Erlaubniß, wirklich ein wenig ſehr —. — grob. — Und nun gar das „unanſtändige“ Ewr!!

Alſo bitte ich allerunterthänigſt, unterthänigſt, unterthänig, ganz gehorſamſt, gehorſamſt, gehorſam, ganz ergebenſt, ergebenſt, ergeben, u. ſ. w. in Zukunft, ſo wie zu ſprechen, ſo auch zu ſchreiben:

Ihre Majeſtät
Ihre Hoheit
Ihre Durchlaucht
Ihre Erlaucht
Ihre Exzellenz
Ihre Hochgeboren*)

*) Ihre Hochgeboren; nicht Ihre Hochgeborne auch

Ihre Hochwohlgeboren
Ihre Wohlgeborne

u. s. w.

Keinen innigern Verehrer des Herkommens kann es geben, als mich; sobald dieser Ahnenmann nur irgend etwas gegen seinen Neulings-Antagonisten anzuführen vermag. Aber ist der Neuling wirklich mit allen Vorzügen des Vorfindflutlers versehen, und daneben auch nur mit einem einzigen, der diesem mangelt; wer wird den Plusvorzug nicht achten? — Sagen Sie, liebe Freunde: Soll man ewig in der gemächlichen Blindheit der Verjährung leben? Soll man nie, sey auch der Schritt noch so klein, vorschreiten zum Bessern, wohin auch das Höfliche und Anständige gehört? —

Das geschriebene „Ihre" kann doch wahrlich kein Sterblicher und kein Unsterblicher übel nehmen; oder er müßte auch das gesprochene „Ihre" für Beleidigung halten. Uebel nehmen aber kann er wohl das Sprach- und Sittenwidrige (ja nach Pütter, „unanständige") Ewr. Auch sicherer fährt man also in der Gesellschaft des Ihre. —

Fast seit einem Jahre bereits habe ich in meinen Briefen (und ich schrieb deren manche an Manche fast von jedem Range) das Eure dem Ihre weichen lassen, und nirgends bemerkte ich, daß diese Schreibart für eine Schreibunart gehalten worden wäre. Daß sie aber völlig nicht nur sprach-, sondern auch sittengesetzlich seyn müsse: beweist mir der erfreuliche Umstand, welcher mir eben zu diesem öffentlichen Antrage Muth einflößte: Jean Paul (in seinem, jüngst erschienenen Freiheitsbüchlein, oder der Geschichte einer verbotenen Dedikation) macht es gerade, wie — ich. Er schreibt an seinen Herzog nicht Ewr, auch nicht Eure Herzogliche Durchlaucht, sondern

Ihre Herzogliche Durchlaucht. —

sagt, schreibe: „Ihre!" —

Dem Gewissen eines Jeden überlasse ich nun, ob er so

nicht Ihre Hochgeborn. Der Graf ist Hochgeboren. — Die Titulaturen sind übrigens wahre Aeskulape. Nicht nur den noch so Uebelgebornen machen sie schnell zum Wohlgebornen; sie akkuchiren sogar zurück: Die wohlgeborne Braut geht oft als hochwohlgeborne Frau vom Traualtare.

— ruchlos, so Grund-vergessen, so widerspenstig gegen das Beispiel des h. Paulus seyn will, das Ihre, welches, erwiesenermaßen, 1) richtiger, 2) deutlicher, 3) höflicher, 4) sogar sicherer ist, zu verwerfen, und, anders schreibend, als redend, das inkonsequente, dunkle, unhöfliche Euer (aus einer, nach Plüter's Analogie, unanständigen Bequemlichkeit) noch beizubehalten, bis an sein — unseliges Ende; denn selig werden kann ja nunmehr ein Euer-Schreiber wahrhaftig nicht. — Irrte ich aber etwa mit Paulo; so bitte ich freundlich um Belehrung zu meiner Bekehrung.

S. F. Merkel.

Kassel, im Julius 1805.

Abtrag.

Den Römisch-Kaiserlichen Kanzelleien ertheile ich hierdurch ausdrücklich Dispensation. Sie mögen, wollen sie das Ihre nicht einführen, in ihren Schreiben an deutsche Fürsten sogar, die veraltete Abkürzung „Dr. Lbd." immer beibehalten; denn wollten sie diese Kourtoisie unabgekürzt schreiben; so würden — Truppen marschiren. „Wie so?" — Die Kaiserlichen Kanzelleien lesen die erwähnte, demnach sehr nothwendige, Abkürzung (Dr. Lbd.)

„Deiner Liebden;"

die Fürstlichen hingegen lesen sie:

„Dero Liebden." —

Bekannt ist es ja, daß jene Kanzelleien sogar die regierenden Grafen noch schlechtweg

„Du"

nennen, welches wahrlich arg und ärger ist, als wenn dasselbe einige andere Kanzelleien gegen einige andere Personen thun.

Einen regierenden Reichsgrafen, im neunzehnten Jahrhunderte, Du!!! — Wie mag dann der Unterthan, ja gar der letzte Unterthan eines solchen Herren genannt werden z. B. der, nach der Justiz anrüchtige *) letzte Justizknecht? Vermuthlich zweimal Du, also:

Du du,

welches bekanntlich die Kourtoisie für — Hunde ist! —

Nein, beim Himmel! Die allerhöchsten, aber auch die höchsten und hohen Kanzelleien, sollten ihr Ewr, ihr — Du, nun endlich antiquiren. Ihre Würde bliebe dennoch unangetastet, und sie verabschiedeten so auf einmal eine Menge Folgewidrigkeiten.

S. F. M.

*) ! ! !

Holz-Bein-Walzer. *)

Trallirum! Trallarum! Flink Mädel, komm her!
Was ſieh'n wir ſo müßig? — Gewalzt eins vielmehr!
Trallirum! Trallarum! Man hüpft auch mit Krücken.
So hüpft' ich wohl Manche zu Schanden und Stücken.

Nun ja doch, ich hopſ' auf zwei Beinen von Holz;
Doch glaubt nur: das macht mich gar fröhlich und ſtolz!
Die fleiſchernen mußt' ich fürs Vaterland laſſen:
drob werdet Ihr alle mich ſchwerlich nun haſſen.

Ich haſſe mich ſelbſt nicht und nie mein Geſchick.
Den Beinen von Eſchen entblühet mein Glück.
Ich ſpür' in den Füſſen vom Wetter kein Zeichen,
nicht Augen der Hühner, nicht Dörner der Leichen.

Wenn Schlangen und Ottergezüchte mir nah'n;
ich trete ſie, muthig, mit Hatz auf den Zahn.
Durch Schnee und durch Sand und durch ſumpfige Wege
flugs ſchreit' ich, geſichert, zum Blumengehege.

Auch Mücken und Fliegen — mich fröhlichen Wicht
mich quälen am ſeidnen Zwickel ſie nicht.
Die Hölzlein ſind ſicher vor beißigen Hunden.
Sie tanzen, und ſpringen, und lachen der Wunden.

Trallirum! Trallarum! Im Kreiße, hophei!
Flink Mädel, ein Küßchen, und wären's auch zwei!
Du darfſt mir wohl laſſen Dein Mündlein von Roſen:
zwei Schenkel ja ließ' ich für Dich den Franzoſen.

Und mucken zu Hauſe mir Kinder und Frau;
ſo zeig' ich ein wenig die Hölzlein gar ſchlau;
urplötzlich erſcheint dann Reſpekt in den Mienen;
ſonſt möchten die Beine zu Prügelchen dienen.

*) Die Idee zu dieſem Liede ward durch einen franzöſiſchen Dichter veranlaßt. Aber der Himmel weiß es, in ſeiner ſonſt ſo leichtfüßigen Urſprache ſchritt das Original auf hölzernen Beinen einher.

S. das Journal des dames et des modes von 1803 oder 1804.

Doch ſcheint mir nicht ferner mein Fußwerk galant
ſo ſteht ja im Walde mir ſchönres zur Hand.
Das alte dann laß ich, im Ofen mich wärmen.
Weg, Mitleid! Wie könnt' ich beim Feuer mich härmen!

Verbrannten nicht Völker zu Aſche ſich ganz?
Drum gönnt doch ein Gleiches dem heiteren Franz!
Schon dreimal iſt ſo er zum Phönix geworden.
Nichts gleichet an Glanze dem hölzernen Orden.

Trallirum! Trallarum! Noch einmal herum!
Noch einmal zwei Küßchen! Es muß ſeyn! — Kurzum!
Trallirum! Trallarum! Trallirum! Aus iſt das Tänzlein.
Nun ſchleichet zu Weibchen und Kindern das Fränzlein.

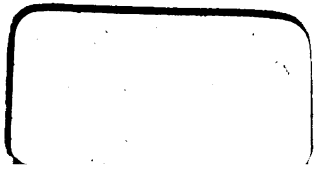
Gut'n Abend, Ihr Buben! Gut'n Abend, mein Schatz!
Du bleibſt doch mein Liebſtes! Da haſt auch 'en Schmatz!
Im Ofen doch brennts nicht. Zu naß ſind die Scheiter.
Da haſt ein Paar trockne! — Ich tanze nicht weiter.

Für heute verſteht ſich, mein ſorgliches Lied!
Denn Morgen ſind andre bereit mir zum Hieb.
Da wandelt mein Erbprinz zum ſchneidigen Hatne;
Da hackt er mir, feſtfrei, charmantere Beine.

Trallirum! Trallarum! Ihr Buben, nicht dumpf!
Kommt! Setzt euch! Ein ganzer auf jeglichen Stumpf!
Trallirum! Trallarum! Nun ſeyd nur zufrieden!
Auch Euch hat das Glück wohl der Hölzer beſchieden!

Trallirum! Trallarum! Wir brauchen nicht Schuh,
nicht Strümpfe, nicht Bänder, nicht Schnallen dazu!
Trallirum! Trallarum! O Freudengewimmel!
Wir ſtehn ja ſchon mit zwei Füßen im Himmel!

G. F. Merkel.

Das gegenwärtige Journal wird auch im Laufe des Jahres 1806 ununterbrochen fortgeſetzt werden, und ſeiner Vollendung immer näher rücken.

A 336 4. 35/2